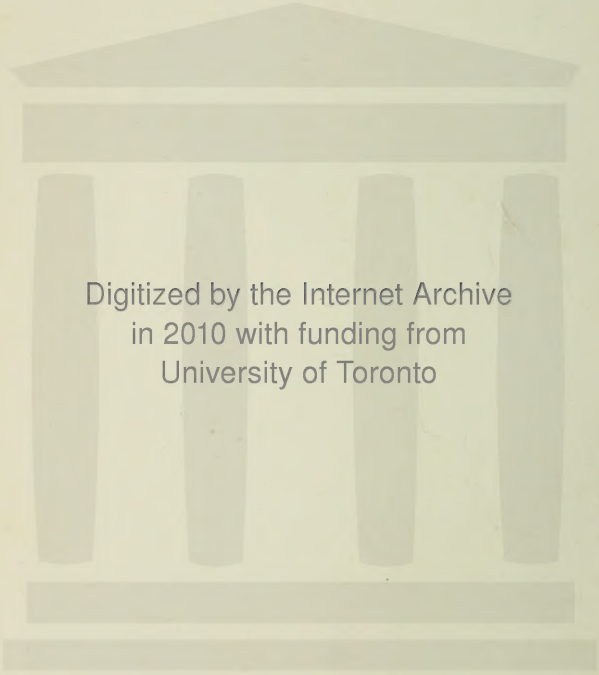
MUSIC - UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 07197 402 6

Mozarts Briefe

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

MRS. G. EHRLICH

1915.


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mozartsbriefe00moza

M9396Le

Mozarts Briefe

Ausgewählt und herausgegeben von
Albert Leitzmann

508624
21. 6. 50

1 9 1 0

Erschienen im Insel-Verlag / Leipzig

ML
410
M9A4
1910

Einleitung

Eine Auswahl aus Mozarts lebensprudelnden Briefen bedarf keiner langen erläuternden Einführung. Jeder, der ihnen zuerst naht und sich in den Zauber dieser prächtigen Dokumente einer der größten Künstlernaturen aller Zeiten je länger je mehr mit willigem Behagen verstricken läßt, empfindet die siegende Gewalt des herrlichen Menschen, der hier redet, und zählt die Eindrücke, die er hier empfängt, zu den genußreichsten, die aus der Versenkung in große Individualitäten der Vergangenheit uns Lebenden erwachsen können. Diese unstudiert, aber vortrefflich geschriebenen, durch und durch echt menschlichen Urkunden seines reichen Künstlerlebens sind zugleich, in ganz anderem Sinne wie bei Beethoven, der beste Maßstab seines Wesens, Denkens, Schaffens, das in lichter Klarheit in ihnen vor uns ausgebreitet liegt. Diejenigen, die sich über Mozarts Lebensgang, seine künstlerische Entwicklung, die Entstehung und Aufnahme seiner Werke genauer orientieren wollen, können auf ein biographisches Werk über ihn hingewiesen werden, das zu den allervortrefflichsten Leistungen auf diesem Gebiete gehört und von keinem späteren Versuche auch nur annähernd erreicht, geschweige übertroffen worden ist, die große zweibändige Biographie von Otto Jahn, deren erste Auflage vor mehr als einem halben Jahrhundert erschienen ist. Die Exaktheit der historisch-philologischen Arbeitsmethode, die hier zum ersten Male in vorbildlicher Weise auf das musikgeschichtliche Gebiet angewandt worden ist, muß man in diesem Buche ebenso sehr bewundern, als die Kongenialität der im engeren Sinne musikalischen Charakteristik und Kritik und die schlichte Einfachheit der Darstellung. Nur an ganz wenige, besonders hervorspringende Züge im Wesen Mozarts soll hier in aller

Kürze erinnert, von seinen musikalischen Ansichten und seiner Arbeitsweise etwas berichtet und endlich die Reihe seiner Korrespondenten, wie sie in der folgenden Sammlung auftreten, flüchtig gemustert und charakterisiert werden.

Die sonnige Heiterkeit und unbefangene Sicherheit, die wir als ein unveräußerliches Erbteil seiner innersten Natur Mozart in allen Lagen seines Lebens bewahren sehen, erwuchs ihm nicht zum wenigsten auf dem Grunde einer echten und tiefen Frömmigkeit, die stets voll Freude an der schönen Gotteswelt und am eigenen Dasein zu Gottes Ehre und Glorie und weit entfernt von aller ängstlichen Askese und kopfhängerischen Muckerei war. Seine Erziehung hatte ihn zum guten Katholiken gebildet, Ehrfurcht vor den heiligen Gebräuchen seiner Kirche und getreue Erfüllung ihrer Forderungen war ihm selbstverständlich. Seine außerhalb Wiens und des katholischen Südens jetzt fast ganz unbekannten Messen und vor allem sein Requiem, über dessen Konzeption er gestorben ist und das er unvollendet hinterließ, zeigen die Tiefe und Wahrheit seiner religiösen Empfindung, die überall restlos in der künstlerischen Darstellungsform aufgeht. Schon in den Briefen des Knaben, in denen Scherz und Ernst so wunderbar gemischt sind, tritt die heitere Ergebung in den Willen Gottes und seinen unerforschlichen Ratschluß als das sichere Fundament eines wahrhaft glücklichen Lebens deutlich hervor. Sie ist es gewesen, die in der Fremde den Jüngling aufrecht erhalten und ihn die schwerste Stunde seines Daseins am Totenbett der Mutter mannhaft und reif hat ertragen lassen. Durch die geheimnisvollen Gebräuche und Lehren des Freimaurerordens, der auch für die Komposition seiner größten Oper, der Zauberflöte, von so gewaltiger Bedeutung wurde, war ihm das rätselvolle Bild des Todes

als des wahrsten und besten Freundes des Menschen aus einem Schrecknis der Kreatur zur Beruhigung und Tröstung, zum Schlüssel der wahren Glückseligkeit geworden, eine Stimmung des Friedens, die in dem wunderbaren Recordare und andern Sätzen des Requiem den ergreifendsten Ausdruck gefunden hat.

Neben diesem tiefsten Ernst steht bei Mozart die ausgelassenste Heiterkeit und Lustigkeit, eine Neigung zu Scherzen und Späßen, die zuweilen bis ins Kindische und Alberne hineingeht. Die an Witzen, Wortspielen und Wortverdrehungen reichen Briefe des Jünglings an sein Augsburger Bäsle, die des Mannes an seine Konstanze bewegen sich, die ersteren fast ganz, die letzteren vielfach auf diesem Gebiete. Wenn er in diese ausgelassene Laune geriet und nicht zu bändigen war, riß er alles wie in einem Taumel mit sich fort: seine Freunde sprachen dann von seinem Salzburger Hanswurstgeist, der ein Erbteil seiner engeren landschaftlichen Heimat bildete. Mehrfach wird bezeugt, daß er gerade dann dieser tollen Laune am meisten die Zügel schießen ließ, wenn er innerlich mit schwierigen künstlerischen Arbeiten intensiv beschäftigt war. Ähnlich wie ihm wenig anstrengende, aber die Glieder angenehm und leicht beschäftigende körperliche Übungen wie Kegelschieben, Billardspielen usw. bei der inneren Arbeit an seinen musikalischen Ideen gewissermaßen Beförderungsmittel waren, so liebte er es, neben und zwischen solcher Arbeit Unterhaltungen von plattester Alltäglichkeit zu führen und alberne Scherze aller Art zu treiben, worin man mit Recht eine Art unbewußter Selbsthilfe seiner Natur der aufreibenden künstlerischen Tätigkeit gegenüber erkannt hat. Ein charakteristischer Ausfluß dieser Heiterkeit sind auch die häufigen humoristisch gefärbten Porträts, wie sie in seinen Briefen begegnen. Eine gewisse Neigung zu ironischer Betrachtung seiner lieben Mit-

menschen, die ihm im späteren Leben, besonders in Wien, sicherlich nicht unerheblich geschadet hat, hatte ihm schon in der Jugend den Beinamen des „Schlimmen" eingetragen. Die köstliche Schilderung der Augsburger Patrizier in einem Jugendbriefe erinnerte den Vater an ähnliche Stellen in Wielands Abderiten. In Mozarts Musik spielt merkwürdigerweise das scherzhafte Element nicht die Rolle, die man nach dieser Gemütsanlage erwarten sollte. Zwar sind Osmin, Figaro, Leporello, Papageno unübertroffene Muster komischer Charakteristik in den Opern, aber in der Instrumentalmusik begegnet man nur äußerst selten ähnlichen Zügen, und der neckische Humor des Menuetts, wie ihn Haydn so meisterhaft vorzuführen verstand, ist Mozarts Sache niemals gewesen.

Während Beethoven sich brieflich nur äußerst selten und nirgends eigentlich ausführlich über seine Kunst und die persönliche Auffassung geäußert hat, die er von ihren Aufgaben und Zielen hegte, finden sich in den Briefen Mozarts glücklicherweise eine Reihe von Stellen, die uns einen klaren Einblick in seine Anschauungen von der Musik gewähren. Man hat mit Recht den Grundzug der stets in den Grenzen der Schönheit bleibenden Mäßigung, den Verzicht auf extreme, über diese Grenzen notwendig hinausgehende Charakteristik in den Formen als die eigentliche Seele seiner Musik bezeichnet. Dem entspricht es durchaus, wenn er bei Gelegenheit der Zornarie des Osmin in der Entführung bemerkt, daß die Leidenschaften niemals bis zum Ekel ausgedrückt sein dürften und die Musik das Ohr niemals beleidigen, sondern doch dabei immer vergnügen und stets Musik bleiben müsse, oder wenn er an einer andern Stelle von dem Mittelding als dem Wahren in allen Sachen spricht und seine Zeitgenossen bedauert, die nur entweder das Platte oder das

Unverständliche bewunderten. Keine Parallele, die man wohl zwischen ihm und andern künstlerischen Genien gezogen hat, ist darum passender als die mit Raffael, bei dem in ganz ähnlicher Weise das Maß und die Schönheit die Seele der künstlerischen Darstellung ist. Mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit hat er, der unerreichte Meister der Opernkomposition, anderswo die Stellung der Musik und Poesie in dieser musikalischen Kunstform in einer Weise festgelegt, die die moderne Entwicklung der Oper nur zu ihrem Schaden verlassen hat: bei einer Oper muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein. Ist dies Verhältnis streng innegehalten, so läßt eine gute Musik die minderwertigsten Texte vergessen, während ein poetisch zu sehr hervorragender oder rein gedanklich zu komplizierter Text der Musik die ihr zugewiesene Stellung erschweren oder ganz unmöglich machen kann. Darum müßten ein guter Komponist und ein gescheiter Poet wie ein wahrer Phönix zusammenkommen. Wie klar sich Mozart in seinen theoretischen Anschauungen war, wie er es verstand, sie auch in deutliche Worte zu fassen, zeigen diese Stellen. Daß er es liebte über seine Kunst nachzudenken und seinen gedanklichen Resultaten auch eine gewisse Wirkung auf seine Zeitgenossen zutraute, lehrt der leider unausgeführt gebliebene Plan, eine kleine musikalische Kritik mit Beispielen zu schreiben. Wir besäßen dann nicht nur eine ausführliche und umfassende Darstellung seiner eigenen Anschauungen: auch von den späteren bedeutenden Komponisten würde sicherlich kein einziger versäumt haben sich mit Mozarts Prinzipien auseinanderzusetzen.

Auch über eine Reihe technischer musikalischer Fragen läßt sich Mozart mehr oder weniger ausführlich aus. Verschollen sind leider zwei Briefe an eine der begabtesten seiner Schülerinnen, eine Frau von Trattner, die nach Mozarts Tode im Besitz des Klavierspielers Gelinek waren: er sprach

sich darin eingehend über den Vortrag seiner Klavierkompositionen, besonders der für jene Dame geschriebenen großen Phantasie in C-Moll aus. Was die sonstigen Briefe enthalten, sind nur gelegentliche Bemerkungen, die meist an gehörte Virtuosenleistungen oder Schülervorträge in kritischer Weise anknüpfen, aber goldene Worte, die auch heute noch etwas mehr beherzigt werden könnten. Wem fallen nicht z. B. bei der Schilderung des Spiels der Nanette Stein die Unarten moderner Dilettanten und Dilettantinnen ein? Aber auch für Virtuosen sind hier gute Lehren zu finden. Aufs schärfste tadelt Mozart das Verhetzen der Tempi, unter dem ja auch so viele orchestrale Sätze der Klassiker in unsrer nervösen Gegenwart unter der selbstherrlichen Gewalt unsrer Dirigenten zu leiden haben. Die Zuhörer können dann nur sagen, daß sie die Musik und das Klavierspiel gesehen haben; zudem ist es viel leichter, etwas geschwind als langsam zu spielen, da man nicht merkt, ob etwas eigenmächtig verändert ist oder gar unter den Tisch fällt. Die bloßen Mechaniker, die um keinen Kreuzer Empfindung und Geschmack haben, achtet er gering und widerrät seiner Schwester, die selbst eine bedeutende Klavierspielerin war, sich zu lange mit den in den Sonaten Clementis so beliebten Terzen-, Sexten- und Oktavenläufen abzuquälen, weil dadurch nur ein entsetzliches Zackwerk hervorgebracht werde und die Hand ihre natürliche Leichtigkeit und Gelenkigkeit leicht verlieren könne. Für alle Virtuosen gilt natürlich, was er vom Geiger in erster Linie verlangt: Schweres so zu spielen, daß man nicht merkt, daß es schwer ist, so daß der Hörer glaubt, er könne es gleich nachmachen. Auch die Gesangstechnik wird mehrfach berührt. Eine Arie soll dem Sänger so akkurat angemessen sein wie ein gutgemachtes Kleid: es ist nachgewiesen, wie sehr in allen Opern Mozarts die Singstimmen seiner Darsteller und Darstellerinnen Einfluß auf

die Faktur seiner Kompositionen gehabt haben, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. Gegenüber dem schnellen Triller wird der langsame empfohlen, das Cantabile vor allem hochgeschätzt, das leider in der modernen Gesangskunst, besonders in der Oper, seit Wagner immer mehr verloren geht, aber auch für den Koloraturgesang Beseelung durch Ausdruck und Nüancierung verlangt, was freilich nur den Sängerinnen von Gottes Gnaden gelingt, die nicht nur mit Kunst, sondern auch mit Verstand singen. Eine solche muß Aloysia Weber, Mozarts Mannheimer Liebe, gewesen sein, für die er jene wunderbare Arie Non sò d'onde viene schrieb, eins seiner besten Gesangsstücke. Heutige Sängerinnen ahnen allerdings kaum, was in den Koloraturen der Elvira oder der Königin der Nacht stecken kann, wenn sie in Mozarts Sinne vorgetragen werden.

Über Mozarts Arbeits- und Kompositionsweise pflegen vielfach ganz falsche Vorstellungen verbreitet zu sein. Die große Zahl der von ihm bei einem Alter von nur 35 Jahren hinterlassenen Werke und ihre rasche Aufeinanderfolge im Verein mit irrigen Darstellungen, wie sie etwa die bekannte Anekdote von der Entstehung der Ouvertüre zum Don Giovanni enthält, wie sie leider auch in Mörikes vielbewunderter Novelle zu finden sind, die sich übrigens auch sonst in der Charakteristik des Meisters arg vergreift, mag die Ursache davon sein. Man irrt völlig, wenn man Mozarts Werke für mühelose Geburten des Augenblicks hält, wenn man ihn im Gegensatz zu Beethoven seine großen Schöpfungen ohne Skizzen und Studienentwürfe gleich so fertig hinschreiben läßt. Schon seine Erziehung lehrt uns, daß hier auf die wunderbarste Weise eine geniale musikalische Erfindungskraft durch strenge, fachgemäße Schulung und eisernen, gewissenhaften Fleiß zur Höhe künstlerischer Vollendung geführt worden ist.

Seine Frau berichtet uns von seiner Gewohnheit, überall, selbst auf Reisen, kleine Blättchen Notenpapier in einer Kapsel bei sich zu führen, auf denen alle neuen musikalischen Gedanken sofort fixiert wurden. Er selber sprach scherzhaft davon als von dem Portefeuille, in dem er seine Wertpapiere aufbewahre. Leider sind, während wir von Beethovens Skizzenbüchern eine ziemlich große Anzahl besitzen, aus denen wir über seine Arbeiten und deren Entstehung die reichsten Aufschlüsse empfangen, von diesen Skizzenblättern Mozarts, die wohl meist nach dem Abschluß der betreffenden Kompositionen vernichtet wurden, nur sehr wenige erhalten, die gleichfalls sehr interessant und lehrreich sind und uns wenigstens über frühere Formen einiger Arien wertvolle Erkenntnisse vermitteln. Es ergibt sich aus einer näheren Analyse dieser Materialien mit Deutlichkeit, daß Mozart überall derartige genauere Vorstudien machte, ehe er an die endgültige Reinschrift seiner Partituren ging, die allerdings immer den Eindruck völliger Abgerundetheit machen, daß er nicht wie ein genialer Verschwender künstlerischer Gedanken, sondern mit Besonnenheit und Überlegung arbeitete, daß bei ihm wie bei allen großen Künstlern Fleiß und Mühe die ständigen Begleiter des Genius gewesen sind. In das innerste Wesen des künstlerischen Produktionsprozesses selbst einzudringen ist freilich bei Mozart so wenig wie bei einem der andern großen Genien der Kunst möglich gewesen: wir müssen zufrieden sein, wenn hie und da einmal ein kleiner Lichtschimmer auf dieses geheimnisvolle Leben und Weben fällt, das sich als Ganzes noch keinem irdischen Forscherauge erschlossen hat. Märchenhaft war sein Improvisationstalent, das er wesentlich, obwohl Virtuos auch auf der Violine und Orgel, auf seinem Lieblingsinstrument, dem Klavier, ausübte. Nur Beethoven kam

ihm darin nahe oder gleich, und bei beiden ist eine Fülle herrlichster musikalischer Gedanken, in kunstgemäßer Formung nur für den begeisterten Augenblick geboren, spurlos für alle Zeiten verklungen. Seit der Kindheit brachte Mozart halbe Nächte beim Klavier zu, wie denn überhaupt die Ruhe der Nacht seine Phantasie zur behendesten Tätigkeit anregte. Aber niemals wurde ihm das Klavier ein Hilfsmittel beim Komponieren: während des Schreibens kam er nie zum Instrument, sondern schrieb Noten wie Briefe und probierte einen Satz erst, wenn er vollendet war. Kompositionsarbeit und Phantasieren am Klavier hielt er auch der Tageszeit nach streng getrennt: während er für dieses die Abend- und Nachtstunden bevorzugte, war für jene der frühe Morgen bestimmt, eine Gewohnheit, die er ausnahmslos und mit Strenge festhielt. Eine geradezu fabelhafte Gedächtniskraft ermöglichte es ihm, große Sonaten, ja Konzerte im Kopf ausgearbeitet lange Zeit festzuhalten, so daß er seinen Klavierpart ohne Niederschrift zu spielen imstande war und nur die andern Stimmen aufschrieb, ohne das Ganze je wirklich gehört zu haben. Fast unglaublich aber muß es uns vorkommen, wenn wir nach einer Notiz an seine Schwester uns vorstellen sollen, daß produzierende und reproduzierende Kraft bei ihm zu gleicher Zeit in völliger Ungebundenheit nebeneinander ihren Weg gingen. Er entschuldigt einmal das Hintereinanderstehen einer Fuge und eines Präludiums in falscher Reihenfolge in einem seiner Manuskripte damit, daß er während der Niederschrift der schon im Geiste fertigen Fuge das Präludium neu komponiert habe.

Von den Adressaten der Briefe Mozarts können die meisten hier übergangen werden, da sie wenig mehr als bloße Namen für uns sind. Nur zwei verdienen noch mit

ein paar Worten besprochen zu werden, an die auch die überwiegende Mehrzahl seiner Schreiben gerichtet ist, die ihm nicht nur am nächsten im Leben gestanden haben, sondern auch auf seine Entwicklung, seine Art und sein Geschick von bestimmendem Einfluß gewesen sind: sein Vater und seine Frau.

Es war eine seltene und in ihren Wirkungen auf die Entwicklung seines Genius unberechenbare Gunst des Schicksals, daß Mozart einen Vater gehabt hat, der mit ebensoviel Ernst und Gewissenhaftigkeit als Einsicht und Liebe seine Knaben- und Jünglingsjahre bewacht und geleitet hat. Ein Mann von durchdringendem Verstande und unbeugsamem Willen, hatte Leopold Mozart sich aus beschränkten Verhältnissen zu einer angesehenen musikalischen Stellung hinaufgearbeitet und war dabei durch eine Schule der Entbehrungen gegangen, die ihn zu einem Charakter von klar bewußter Tüchtigkeit erzog. Die wohldurchdachte Ausbildung des künstlerischen Genius seines großen Sohnes, den er früh erkannte und bewunderte und mit tiefer pädagogischer Einsicht auf den richtigen Weg leitete, hat er selbst als seine höchste Lebensaufgabe bezeichnet. Mit rührender Treue hat er alle schädlichen Einflüsse von dem reizbaren Sinne seines Sohnes abgewehrt, alle etwaigen Nachteile und schädlichen Seiten genialer Frühreife planmäßig hintangehalten und ihn zu unermüdetem Fortschritt in sittlich-menschlicher und künstlerischer Selbsterkenntnis mit Ernst und Liebe gebildet. Und Mozart hat es ihm durch kindliche Hingabe und Ehrfurcht zeitlebens gedankt, selbst in den Zeiten, wo er entgegen der Meinung und dem Willen des Vaters, dem es schwer wurde, den Sohn seiner Hand entwachsen und in wichtigen Lebensfragen für sich entscheiden zu sehen, seine eigenen Wege ging. Das Verhältnis beider zu einander war und blieb das rührendste und erfreulichste, das man sich denken kann.

„Nach Gott kommt gleich der Papa" war der Wahlspruch des Knaben gewesen, und der Jüngling und Mann hat nie vergessen, wer ihm das Bewußtsein vom Segen und Reichtum unablässiger Arbeit und eisernen Fleißes in die Seele gepflanzt und ihm nachzuleben zur lieben Gewohnheit gemacht hatte. Es war Leopold Mozarts höchstes Glück, daß er den Sohn noch auf der Höhe des Ruhms hatte sehen dürfen, und des Sohnes letzter Brief an den Vater zeigt sie einig in der Überzeugung, daß echte Liebe und Treue auch über die Pforten des Todes hinausreichen. Mozarts Ehe, die sein Vater nicht billigte und von der er die unglücklichsten Folgen für seine Zukunft befürchtete, hat den einzigen Schatten zwischen beide Männer geworfen.

Konstanze Weber, die Mozart zu seiner Gattin erwählte, war eine gute, liebevolle Frau, die sich an seine Gemütsart vortrefflich anzuschmiegen verstand und ihm seine aufrichtige und echte Liebe mit Zärtlichkeit und treuer Sorgfalt vergolten hat. Sie war ohne hervorstechende geistige oder gemütlich-künstlerische Anlagen, auch ohne eigentliche tiefere Bildung und sicherlich Mozarts Geist und Genius so wenig ebenbürtig wie Christiane Vulpius dem Goetheschen. Geistigen Einfluß hat sie auf ihn nicht gehabt und vielleicht auch nicht den richtigen Begriff von seiner künstlerischen Bedeutung. In dieser Hinsicht kann man von Mozart ähnlich wie von Goethe sagen, daß man ihm eine andre Lebensgefährtin gewünscht hätte. Daß Mozart sie leidenschaftlich liebte, unterliegt keinem Zweifel: alle Romane und Geschichtchen, die man ihm mit allerhand Schauspielerinnen und Sängerinnen nur zu bereitwillig angedichtet hat, gehören ebenso ins Reich der Fabel wie die übeln Klatschereien von seiner maßlosen Verschwendung und seiner unbezwinglichen Neigung zu starken geistigen Getränken. Konstanze hatte das in ihrer Familie erbliche musikalische

Talent, spielte mittelmäßig Klavier und sang etwas besser, besonders sicher vom Blatt, so daß Mozart mit ihr neue Kompositionen probieren konnte, hat auch gelegentlich Sopranpartien, mit Vorliebe geistlichen Charakters, öffentlich und in kleineren Kreisen vorgetragen. Daß sie musikalisch gebildet war und auch kompliziertere musikalische Formen mit Verständnis aufnahm, lehrt Mozarts Bemerkung, daß sie es gewesen sei, die ihn energisch zur Fugenkomposition aufgefordert habe, wie sie ihn auch am liebsten Händel und Bach spielen hörte. Seine Briefe an sie, die wir allerdings meist nur in verstümmelten Abschriften besitzen, mit ihrem scherzhaften Ton und ihrem Zärtlichkeitskauderwelsch sind sprechende Beweise, wie innig beide Gatten mit- und füreinander gelebt haben.

Man hat Mozart gern und in mancher Hinsicht nicht ganz mit Unrecht mit Goethe verglichen. Eins teilt er mit dessen großem Freunde Schiller: das Schicksal, in der besten Schaffenskraft der Welt entrissen worden zu sein, der er doch noch so viele künstlerische Offenbarungen zu geben hatte. Wie es müßig ist ahnen zu wollen, welche Wege Schiller das deutsche Drama nach dem Demetrius geführt haben würde, so wenig darf man fragen, wohin der Genius, der vom Idomeneo über Figaros Hochzeit und Don Giovanni zur Zauberflöte vordrang, unsrer deutschen Oper den Weg gezeigt hätte. Unsre moderne Zeit huldigt andern musikalischen Göttern und hat die Liebe und Verehrung für Mozart fast ganz verlernt, aber es sind vergängliche Götter. Hoffentlich ist die Zeit nicht zu fern, die den Weg zu ihm zurückfindet, dem Goethe eine zeugende Kraft zuschrieb, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirke und so bald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte: denn seine wundervollen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.

Mozarts Briefe

Ich bitte um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen mit etlichen Zeilen zu plagen; aber weil Sie gestern sagten, Sie können alle Sachen verstehen, ich mag Ihnen lateinisch herschreiben, was ich will, so hat mich der Vorwitz überwunden, Ihnen allerhand lateinische Worte, Zeilen herzuschreiben. Haben Sie die Güte für mich, daß, wenn Sie selbige Worte aufgelesen, so schicken Sie durch ein Hagenauermensch die Antwort zu mir; dann unser Mandel kann nicht warten. (Aber Sie müssen mir auch mit einem Brief antworten.)

Cuperem scire, de qua causa a quam plurimis adolescentibus otium usque adeo aestimetur, ut ipsi se nec verbis nec verberibus ab hoc sinant abduci.

Mailand, 26. Jenner 1770.

Mich freut es recht von ganzem Herzen, daß Du bei der Schlittenfahrt, von der Du mir schreibst, Dich so sehr ergötzt hast, und ich wünsche Dir tausend Gelegenheiten zur Ergötzung, damit Du recht lustig Dein Leben zubringen möchtest. Aber eins verdrießt mich, daß Du den Herrn von Mölk so unendlich seufzen und leiden hast lassen und daß Du nicht mit ihm Schlitten gefahren bist, damit er Dich hätte umschmeißen können. Wie viele Schnupftücher wird er nicht denselbigen Tag wegen Deiner gebraucht haben vor Weinen. Er wird zwar vorher schon drei Lot Weinstein eingenommen haben, die ihm die grausame Unreinigkeit seines Leibes, die er besitzt, ausgetrieben haben wird. Neues weiß ich nichts, als daß Herr Gellert, der Poet zu Leipzig, gestorben ist und dann nach seinem Tode keine Poesien mehr gemacht hat. Just ehe ich diesen Brief angefangen habe, habe ich eine Arie aus dem Demetrio verfertigt, welche so anfängt: Misero tu non sei usw.

Mailand, 17. Februar 1770.

Da bin ich auch, da habts mich. Du Mariandel, mich freut es recht, daß Du so erschrecklich — lustig gewesen bist. Dem Kindsmensch, der Urserl, sage, daß ich immer meine, ich hätte ihr alle Lieder wieder zurückgestellt, oder allenfalls, ich hätte sie in den wichtigen und hohen Gedanken nach Italien mit mir geschoben, so werde ich nicht ermangeln, wenn ich es finde, es in den Brief hineinzuprägen. Addio, Kinder, lebts wohl. Der Mama küsse ich tausendmal die Hände, und Dir schicke ich hundert Busserln oder Schmatzerln auf Dein wunderbares Pferdegesicht. Per fare il fine, bin ich Dein.

Rom, 14. April 1770.

Ich bin, Gott Lob und Dank, nebst meiner miserablen Feder gesund und küsse die Mama und die Nannerl tausend- oder 1000 mal. Ich wünschte nur, daß meine Schwester zu Rom wäre, dann ihr würde diese Stadt gewiß wohl gefallen, indem die Peterskirche regulär und viele andere Sachen zu Rom regulär sind. Die schönsten Blumen tragen sie jetzt vorbei; den Augenblick sagt es mir der Papa. Ich bin ein Narr, das ist bekannt. O, ich habe eine Not. In unserm Quartier ist nur ein Bett. Das kann die Mama sich leicht einbilden, daß ich bei dem Papa keine Ruhe habe. Ich freue mich auf das neue Quartier. Jetzt habe ich just den heiligen Petrus mit dem Schlüsselamt, den heiligen Paulus mit dem Schwert und den heiligen Lukas mit meiner Schwester usw. usw. abgezeichnet. Ich habe die Ehre gehabt, des heiligen Petrus Fuß zu S. Pietro zu küssen, und weil ich das Unglück habe, so klein zu sein, so hat man mich als den nämlichen alten

Wolfgang Mozart

hinaufgehoben.

Neapel, 19. Mai 1770.

C. S. M.

Vi prego di scrivermi presto e tutti i giorni di posta. Io vi ringrazio di avermi mandata questi Rechenhiſtorie, e vi prego, se mai volete avere mal di testa, di mandarmi ancora un poco di questi Künſte. Perdonate mi che scrivo si malamente, ma la razione è perchè anche io ebbi un poco mal di testa. Der zwölfte Menuett vom Haydn, den Du mir geſchickt haſt, gefällt mir recht wohl, und den Baß haſt Du unvergleichlich dazu komponiert und ohne mindeſten Fehler. Ich bitte Dich, probiere öfter ſolche Sachen.

Die Mama ſoll nicht vergeſſen, die Flinten alle beide putzen zu laſſen. Schreibe mir, wie es dem Herrn Kanari geht. Singt er noch? Pfeift er noch? Weißt Du, warum ich auf den Kanari denke? Weil in unſerm Vorzimmer einer iſt, welcher ein Gſeis macht wie unſerer. Apropos, der Herr Johannes wird wohl den Gratulationsbrief empfangen haben, den wir haben ſchreiben wollen. Wenn er ihn aber nicht empfangen hätte, ſo werde ich ihm ſchon ſelbſt mündlich ſagen zu Salzburg, was darin hätte ſtehen ſollen. Geſtern haben wir unſere neuen Kleider angezogen; wir waren ſchön wie die Engel. An die Nandl meine Empfehlung, und ſie ſoll fleißig für mich beten. Den 30. wird die Oper anfangen, welche der Jomelli komponiert. Die Königin und den König haben wir unter der Meſſe zu Portici in der Hofkapelle geſehen, und den Veſuvius haben wir auch geſehen. Neapel iſt ſchön, iſt aber volkreich wie Wien und Paris. Und von London und Neapel, in der Impertinenz des Volkes weiß ich nicht, ob nicht Neapel London übertrifft, indem hier das Volk, die Lazzaroni, ihren eigenen Oberen oder Haupt haben, welcher alle Monate 25 Ducati d'argento vom König hat, um nur die Lazzaroni in einer Ordnung zu halten.

Bei der Oper ſingt die de' Amicis. Wir waren bei ihr. Die zweite Oper komponiert Caffaro, die dritte Ciccio di Majo, und die vierte weiß man noch nicht. Gehe fleißig nach Mirabell in die Litaneien und höre das Regina coeli oder das Salve Regina und ſchlaf geſund und laß Dir nichts Böſes träumen. An Herrn von Schiedenhofen meine grauſame Empfehlung, tralaliera, tralaliera! Und ſage ihm, er ſoll den Repetitermenuett auf dem Klaviere lernen, damit er ihn nicht vergeſſen tut. Er ſoll bald dazu tun, damit er mir die Freude tut machen, daß ich ihm einmal tue akkompagnieren. An alle andere gute Freunde und Freundinnen tue meine Empfehlung machen und tue geſund leben und tue nit ſterben, damit Du mir noch kannſt einen Brief tun, und ich dir hernach noch einen tue, und dann tun wir immer ſo fort, bis wir was hinaustun, aber doch bin ich der, der will tun, bis es ſich endlich nimmer tun läßt. Indeſſen will ich tun bleiben W. M.

Neapel, 5. Juni 1770.

Heut raucht der Veſuvius ſtark. Potz Blitz und kanent aini. Haid homa gfreſa beim Herr Doll. Das is a deutſcha Kompoſitór und a browa Mo. Anjetzo beginn ich meinen Lebenslauf zu beſchreiben. Alle nove ore, qualche volta anche alle dieci mi sveglio, e poi andiamo fuor di casa e poi pranziamo da un trattore e dopo pranzo scriviamo e poi sortiamo e indi ceniamo, ma che cosa? Al giorno di grasso un mezzo pollo ovvero un piccolo boccone d'arrosto, al giorno di magro un piccolo pesce; e di poi andiamo a dormire. Est-ce que Vous avez compris? Redma dafür ſoisburgariſch, don as is gſchaida. Wir ſand Gottlob gſund, da Voda und i. Ich hoffe, Du wirſt Dich auch wohl befinden, wie auch die Mama. Neapel und Rom ſind zwei Schlafſtädte. A ſcheni Schrift!

Net wor? Schreibe mir und sei nicht so faul. Altrimente avrete qualche bastonate di me. Quel plaisir! Je te casserai la tête. Ich freue mich schon auf die Portraite, und i bi korios, wias da gleich sieht; wons ma gfoin, so los i mi und den Bodan a so macho. Maidli, laß Da saga, wo bist dan gwesa, he? Die Oper hier ist von Jomelli: sie ist schön, aber zu gescheit und zu altväterisch fürs Theater. Die de' Amicis singt unvergleichlich, wie auch der Aprile, welcher zu Mailand gesungen hat. Die Tänze sind miserabel pompös. Das Theater ist schön. Der König ist grob neapolitanisch auferzogen und steht in der Oper allezeit auf einem Schemerl, damit er ein bissel größer als die Königin scheint. Die Königin ist schön und höflich, indem sie mich gewiß sechsmal im Molo auf das freundlichste gegrüßt hat.

Bologna, 21. August 1770.

Ich bin auch noch lebendig, und zwar sehr lustig. Heute kam mir die Lust, auf einem Esel zu reiten, dann in Italien ist es der Brauch, und also habe ich gedacht, ich muß es doch auch probieren. Wir haben die Ehre, mit einem gewissen Dominikaner umzugehen, welcher für heilig gehalten wird. Ich zwar glaube es nicht recht, dann er nimmt zum Frühstück oft eine Tasse Schokolade, gleich darauf ein gutes Glas starken spanischen Wein; und ich habe selbst die Ehre gehabt, mit diesem Heiligen zu speisen, welcher brav Wein und auf die Letzt ein ganzes Glas voll starken Weins bei der Tafel getrunken hat, zwei gute Schnitze Melonen, Pfirsiche, Birnen, fünf Schalen Kaffee, einen ganzen Teller voll Nägeln, zwei volle Teller Milch mit Limonien. Doch dieses könnte er mit Fleiß tun, aber ich glaube nicht, dann es wäre zuviel, und aber er nimmt viele Sachen zur Jausen auf Nachmittag.

Bologna, 8. September 1770.

Damit ich nicht wider meine Schuldigkeit fehle, so will ich ein paar Worte auch schreiben. Ich bitte mir zu schreiben, in was für Bruderschaften ich bin, und mir selbige dazu notwendige Gebeter zu wissen zu machen. Jetzt lese ich just den Telemach: ich bin schon im zweiten Teil. Inzwischen lebe wohl. Meinen Handkuß an die Mama.

Bologna, 22. September 1770.

Die sechs Menuetten vom Haydn gefallen mir besser als die ersten zwölf. Wir haben sie der Gräfin oft machen müssen, und wir wünschen, daß wir imstande wären, den deutschen Menuettgusto in Italien einzuführen, indem ihre Menuette bald so lang wie ganze Sinfonien dauern. Verzeihe mir, daß ich so schlecht schreibe; allein ich könnte es schon besser, aber ich eile.

Bologna, 29. September 1770.

Damit der Brief ein wenig voller wird, will ich auch ein paar Worte hinzusetzen. Mir ist von Herzen leid wegen der solang anhaltenden Krankheit, welche die arme Jungfrau Martha empfinden und mit Geduld übertragen muß. Ich hoffe, mit der Hilfe Gottes wird sie schon wieder gesund werden. Wo nicht, so muß man sich nicht so stark betrüben, dann der Wille Gottes ist allezeit der beste, und Gott wird schon besser wissen, ob es besser ist zu sein auf dieser Welt oder in der andern. Aber sie soll sich trösten, indem sie jetzt von dem Regen in das schöne Wetter kommen kann.

Verona, 18. August 1771.

Allerliebste Schwester!

Ich hab nicht mehr als eine halbe Stund geschlafen, dann das Schlafen nach dem Essen freuet mich nicht. Du kannst

hoffen, glauben, meinen, der Meinung sein, in der steten Hoffnung verharren, gut befinden, Dir einbilden, Dir vorstellen, in Zuversicht leben, daß wir gesund sind; aber gewiß kann ich Dir Nachricht geben. Ich muß eilen. Addio

Mailand, 24. August 1771.

Allerliebste Schwester!

Wir haben auf der Reise viele Hitz ausgestanden, und der Staub hat uns beständig impertinent sekkiert, daß wir gewiß erstickt und verschmachtet wären, wenn wir nicht gescheiter gewesen wären. Hier hat es ein ganzes Monat durch (sagen die Mailänder) nicht geregnet, heunt hat es angefangen, ein wenig zu tröpfeln, jetzt aber scheunt wieder die Sonne, und es ist wieder sehr warm. Was Du mir versprochen hast (Du weißt schon was — o Du Lieb Du!), halte gewiß, ich bitte Dich. Ich werde Dir gewiß verbunden sein . . . Jetzt blas ich just vor Hitz! Nun reiß ich das Leibel auf! Addio, lebe wohl!

Ober unser ist ein Violinist, unter unser auch einer, neben unser ein Singmeister, der Lektion gibt, in dem letzten Zimmer gegen unser ist ein Hautboist. Das ist lustig zum Komponieren, gibt einem viel Gedanken.

Mailand, 31. August 1771.

Allerliebste Schwester!

Wir sind, Gott Lob und Dank, gesund. Ich hab schon anstatt Deiner viel gute Biren und Pferschig und Melaunen geessen. Meine einzige Lustbarkeit ist, mit dem Stummen zu deuten, denn das kann ich aus der Perfektion. Herr Hasse ist gestern hier angelangt, heunt werden wir ihn besuchen. Das Buch von der Serenata ist auch erst vergangenen Donnerstag angelangt. Ich weiß nicht viel zu schreiben. Ich bitte Dich noch wegen dem gar andern, wo nichts anders mehr sein kann, Du verstehst mich schon.

Mailand, 30. November 1771.

Damit Ihr nicht glaubet, daß ich krank bin, so schreibe ich diese zwei Zeilen. . . Ich habe auf dem Domplatz hier vier Kerl henken sehen: sie henken hier wie zu Lyon.

Mailand, 18. Dezember 1772.

Ich hoffe, Du wirst Dich gut befinden, meine liebe Schwester. Wenn Du diesen Brief erhaltst, meine liebe Schwester, so geht denselbigen Abend, meine liebe Schwester, meine Opera in scena. Denke auf mich, meine liebe Schwester, und bilde Dir nur, meine liebe Schwester, kräftig ein, Du siehest und hörst, meine liebe Schwester, sie auch. Freilich ist es hart, weil es schon elf Uhr ist, sonst glaube ich und zweifle gar nicht, daß es beim Tag lichter ist als zu Ostern. Meine liebe Schwester, morgen speisen wir beim Herrn von Mayer, und warum glaubst Du? Rate! Weil er uns eingeladen hat. Die morgige Probe ist auf dem Theater. Der Impresario aber, der Signor Castiglioni, hat mich ersucht, ich solle niemand nichts darvon sagen, dann sonst laufeten alle Leute hinein, und das wollen wir nicht. Also, mein Kind, ich bitte Dich, sage niemanden nichts davon, mein Kind, dann sonst laufeten zuviel Leute hinein, mein Kind. Approposito. Weißt Du schon die Historie, die hier vorgegangen ist? Nun will ich sie Dir erzählen. Wir gingen heut von Graf Firmian weg, um nach Haus zu gehen, und als wir in unser Gassen kommen, so machten wir unsere Haustür auf, und was meinst Du wohl, was sich zugetragen? — Wir gingen hinein. Lebe wohl, mein Lungel. Ich küsse Dich, meine Leber, und bleibe wie allzeit, mein Magen, Dein unwürdiger Bruder (frater)

Wolfgang.

Bitte bitt, meine liebe Schwester, mich beißts, kratze mich!

Wien, 14. Auguſt 1773.

Ich hoffe, meine Königin, Du wirſt den höchſten Grad der Geſundheit genießen und doch dann und wann oder vielmehr zuweilen oder beſſer bisweilen oder noch beſſer qualche volta, wie der Welſche ſpricht, von Deinen wichtigen und dringenden Gedanken (welche allzeit aus dem ſchönſten und ſicherſten Vernunft herkommen, den Du nebſt Deiner Schönheit beſitzeſt, obwohlen in ſo zarten Jahren und bei einem Frauenzimmer faſt nichts von Obgeſagtem verlangt wird, Du, o Königin, auf ſolche Art beſitzeſt, daß Du die Mannsperſonen, ja ſogar die Greiſe beſchämeſt) mir etliche davon aufopfern. Lebe wohl!

Hier haſt Du was Geſcheites.

München, 14. Jenner 1775.

Gottlob! Meine Opera iſt geſtern, als den 13., in scena gangen und ſo gut ausgefallen, daß ich der Mama den Lärmen ohnmöglich beſchreiben kann. Erſtens war das ganze Theater ſo geſtrotzt voll, daß viele Leute wieder zurück haben müſſen. Nach einer jeden Arie war allzeit ein erſchröckliches Getös mit Klatſchen und Viva maestro! ſchreien. S. Durchlaucht, die Kurfürſtin und die Verwitwete (welche mir vis-à-vis waren) ſagten mir auch Bravo. Wie die Opera aus war, ſo iſt unter der Zeit, wo man ſtill iſt, bis der Ballett anfängt, nichts als geklatſcht und Bravo geſchrien worden, bald aufgehört, bald wieder angefangen, und ſo fort. Nachdem bin ich mit meinem Papa in ein gewiſſes Zimmer gangen, wo der Kurfürſt und der ganze Hof durch muß und hab S. Durchlaucht dem Kurfürſt und Kurfürſtin und den Hoheiten die Händ gekützt, welche alle ſehr gnädig waren. Heunt in aller Frühe ſchickt S. Fürſtlich Gnaden Biſchof in Chiemſee her und läßt mir gratulieren, daß die Opera bei allen ſo unvergleichlich ausgefallen iſt. Wegen

unſerer Rückreiſe wird es ſobald nichts werden, und die Mama ſoll es auch nicht wünſchen, dann die Mama weiß ja, wie wohl das Schnaufen tut. Wir werden noch früh genung kommen. Eine rechte und notwendige Urſach iſt, weil den künftigen Freitag die Opera abermal geben wird und ich ſehr notwendig bei der Produktion bin; ſonſt würde man ſie nicht mehr kennen, dann es iſt gar kurios hier. . . Adieu! An Bimberl tauſend Buſſerln.

Wasserburg, 23. September 1777.
undecima hora nocte tempore.

Mon très cher père!

Wir sind, Gott Lob und Dank, glücklich zu Waging, Stein, Frabertsham und Wasserburg ankommen. Nun eine kleine Reisbeschreibung. Gleich als wir zum Tor kamen, mußten wir fast eine Viertelstund warten, bis uns das Tor ganz aufgemacht wurde; dann man war im Arbeiten. Vor Schinn begegneten wir eine Anzahl Kühe, worunter eine merkwürdig war, dann sie war einseitig, welches wir noch niemal gesehen haben. Zu Schinn endlich sahen wir einen Wagen, welcher still stunde, und Ecce — unser Postillion rief allsogleich: „Da müssen wir wechseln." — „Meintwegen!" sprach ich. Meine Mama und ich parlierten, als ein dicker Herr an Wagen kam, dessen Sinfonie mir sogleich bekannt war; es war ein Kaufmann von Memmingen. Er betrachtet mich eine gute Weile; endlich sagt er: „Sie sind ja der Herr Mozart?" — „Zu dienen, ich kenne Sie auch, aber Ihren Namen nicht; ich habe Sie vor einem Jahr in Mirabell bei der Musik gesehen." Darauf entdeckte er mir seinen Namen, den ich aber, Gott Lob und Dank, vergessen habe. Doch behielte ich aber einen vielleicht wichtigeren. Er hatte damals, als ich ihn in Salzburg gesehen, einen jungen Menschen bei sich und nun einen Bruder dieses jungen Menschen, welcher von Memmingen ist und sich Herr von Unhold schreibt; dieser junge Herr bat mich recht, ich möchte doch, wenns möglich ist, nach Memmingen kommen. Wir gaben diesen Herren hunderttausend Komplimenten an Papa und meine Schwester die Canaglie auf. Sie versprachen uns auch, daß sie selbe gewiß ausrichten werden. Dies Postwechseln war mir sehr ungelegen, dann ich hätte dem Postillion gern von Waging aus einen Brief mitgegeben. Nun hatten wir die

Ehre (nachdem wir zu Waging eine wenig geeſſen hatten), von den nämlichen Pferden fortgezogen zu werden, mit welchen wir ſchon anderthalb Stund bis Stein gefahren ſind. Zu Waging war ich allein auf einen Augenblick bei dem Herrn Pfarrer. Er machte große Augen; er wußte von unſrer ganzen Hiſtori nichts. Von Stein fuhren wir mit einem Poſtillion, der ein ganz erſchröcklicher Phlegmatikus war, NB. im Fahren. Wir glaubten nicht mehr auf die Poſt zu kommen. Endlich kamen wir doch an (meine Mama ſchläft ſchon halb), NB. weil ich dieſes ſchreibe. Von Frabertsham bis Waſſerburg ging alles ganz gut. Viviamo come i principi, uns gehet nichts ab als der Papa. Je nu, Gott wills ſo haben. Es wird noch alles gut gehen. Ich hoffe, der Papa wird wohlauf ſein und ſo vergnügt wie ich. Ich gebe mich ganz gut drein. Ich bin der anderte Papa, ich gib auf alles acht und habe mir auch gleich ausgebeten, die Poſtillionen auszuzahlen, dann ich kann doch mit die Kerls beſſer ſprechen als die Mama. Zu Waſſerburg beim Stern iſt man unvergleichlich bedienet. Ich ſitze da wie ein Prinz. Vor einer halben Stund (meine Mama war juſt auf dem H . . . . l) klopfte der Hausknecht an und fragte ſich um allerlei Sachen an, und ich antwortete ihm mit aller meiner Ernſthaftigkeit, wie ich im Porträt bin. Ich muß ſchließen. Meine Mama iſt ſchon völlig ausgezogen. Wir bitten alle zwei, der Papa möchte Achtung geben auf ſeine Geſundheit, nicht zu früh ausgehen, ſich nicht ſelbſt Verdruß machen, brav lachen und luſtig ſein und allzeit mit Freuden, wie wir gedenken, daß der Mufti H. C. ein Schwanz, Gott aber mitleidig, barmherzig und liebreich ſeie. Ich küſſe dem Papa zu tauſendmal die Hände und umarme meine Schweſter Canaglie ſo oft, als ich heut ſchon — Tobak genommen habe. . . Ich glaube, ich habe zu Haus meine

Dekreter vergessen. Ich bitte, mir selbe in Bälde zu schicken. ... Die Feder ist grob, und ich bin nicht höflich.

München, 26. September 1777.

Wir sind den 24. abends um halbe fünf Uhr glücklich in München angelanget. Was mir gleich das Neueste war, daß wir zur Maut fahren mußten, begleitet mit einem Grenadier mit aufgepflanztem Bajonette. Die erste bekannte Person, die uns im Fahren begegnete, war Signor Consoli, welcher mich gleich kannte und eine unbeschreibliche Freude hatte, mich zu sehen. Er war den andern Tag gleich bei mir. Die Freude des Herrn Albert kann ich nicht genug ausdrücken, er ist in der Tat ein grundehrlicher Mann und unser sehr guter Freund. Nach meiner Ankunft war ich bis zur Essenzeit immer beim Klavier. Herr Albert war noch nicht zu Hause. Hernach aber kam er, und wir gingen mitsammen herab zum Tisch. Da traf ich den Monsieur Sfeer und einen gewissen Sekretär, seinen recht guten Freund, an. Beide lassen sich empfehlen. Wir kamen spät ins Bett und waren müd von der Reis. Wir stunden doch schon um sieben Uhr auf. Meine Haar waren aber in einer solchen Unordnung, daß ich vor halb elf Uhr nicht zum Graf Seeau kam. Als ich hinkam, hieß es, er seie schon auf die Jagd gefahren: Geduld! Ich wollte unterdessen zum Chorherrn Bernard gehen; er ist aber mit dem Baron Schmid auf Güter gereiset. Herrn Bellval traf ich voll in Geschäften an. Er gab mir tausend Komplimenten auf. Unter dem Mittagessen kam Rossi, um zwei Uhr kam Consoli und um drei Uhr Beecké und Herr von Bellval. Ich machte meine Visite bei der Frau von Durst, welche bei den Franziskanern logiert. Um sechs Uhr machte ich mit Herrn Beecké einen kleinen Spaziergang. Es gibt hier einen gewissen Professor Huber, vielleicht erinnern Sie sich besser

als ich; er sagt, er hat mich das letzte Mal zu Wien beim jungen Herrn von Mesmer gesehen und gehört. Er ist nicht zu groß, nicht zu klein, bleich, weißgraue Haar und sieht in der Physiognomie dem Herrn Unterbereiter nicht ungleich. Dieser ist auch ein Viceintendant du théâtre: seine Arbeit ist, die Komödie, die man aufführen will, durchzulesen, zu verbessern, zu verderben, hinzuzutun, hinwegzusetzen. Er kömmt alle Abend zum Albert, er spricht sehr oft mit mir.

Heut, als den 26. Freitag, war ich um halb neun Uhr beim Graf Seeau. Es war so. Ich ging ins Haus hinein, und Madame Nießer, die Komödiantin, ging just heraus und fragte mich: „Sie wollen gewiß zum Grafen?“ — „Ja.“ — „Er ist noch in seinem Garten; Gott weiß, wann er kömmt.“ Ich fragte sie, wo sein Garten seie. „Ja,“ sagte sie, „ich habe auch mit ihm zu sprechen, wir wollen mitsammen gehen.“ Kaum kamen wir vors Tor hinaus, so kam uns der Graf entgegen und war etwa zwölf Schritt von mir, so erkannte er mich und nannte mich beim Namen. Er war sehr höflich; er wußte schon, was mit mir vorgegangen ist. Wir gingen ganz allein und langsam die Treppe hinauf; ich entdeckte mich ihm ganz kurz. Er sagte, ich sollte nur schnurgerade bei S. Kurfürstlichen Durchlaucht Audienz begehren; sollte ich aber im Fall nicht zukommen können, so sollte ich meine Sache nur schriftlich vorbringen. Ich bat ihn sehr, dieses alles stillzuhalten; er versprach es mir. Als ich ihm sagte, es ging hier wirklich ein rechter Compositeur ab, so sagte er: „Das weiß ich wohl.“ Nach diesem ging ich zum Bischof in Chiemsee und war eine halbe Stund bei ihm. Ich erzählte ihm alles, er versprach mir, sein möglichstes in dieser Sache zu tun. Er fuhr um ein Uhr nach Nymphenburg und versprach mir, mit S. Kurfürstlichen Durchlaucht der Kurfürstin gewiß zu sprechen. Sonntag abends kommt der Hof herein...

Herr Johannes Krönner ist Vizekonzertmeister deklariert worden und das durch eine grobe Red. Er hat zwei Sinfonien (Dio mene liberi) von seiner Komposition produziert. Der Kurfürst fragt ihn: „Hast Du das wirklich komponiert?" — „Ja, Euer Kurfürstliche Durchlaucht." — „Von wem hast Dus gelernt?" – „Von einem Schulmeister in der Schweiz. Man macht soviel aus der Komposition. Dieser Schulmeister hat mir doch mehr gesagt, als alle unsere Compositeurs hier mir sagen könnten." Heut ist der Graf Schönborn und seine Gemahlin, die Schwester des Erzbischofs, angelanget. Ich war just in der Komödie. Herr Albert sagte im Diskurs, daß ich hier seie, und erzählte ihm, daß ich aus den Diensten bin. Er und sie haben sich verwundert, sie haben ihm absolument nicht glauben wollen, daß ich 12 Fl. 30 Kr. seligen Angedenkens gehabt habe! Sie wechselten nur Post, sie hätten mich gern gesprochen, ich traf sie aber nicht mehr an. Jetzt aber bitt ich, daß ich nach Ihren Umständen und Ihrer Gesundheit mich erkundigen darf. Ich hoffe, wie auch meine Mama, daß sich beide recht wohl befinden. Ich bin immer in meinem schönsten Humor: mir ist so federleicht ums Herz, seitdem ich von dieser Chicane weg bin! Ich bin auch schon fetter... Meine Schwester die Canaglie umarme ich.

München, 30. September 1777.

... Heute, als den 30., ging ich nach Abrede mit Monsieur Woschitka um neun Uhr nach Hof. Da war alles in Jagduniform. Baron Kern war dienender Kammerherr. Ich wäre gestern abends schon hineingegangen, allein ich konnte Herrn Woschitka nicht vor den Kopf stoßen, welcher sich selbst antrug, mich mit dem Kurfürsten sprechen zu machen. Um zehn Uhr führte er mich in ein enges Zimmerl, wo S. Kurfürstliche Durchlaucht durchgehen müssen, um vor

der Jagd Meß zu hören. Graf Seeau ging vorbei und grüßte mich sehr freundlich: „Befehl mich, liebster Mozart!“ Als der Kurfürst an mich kam, so sagte ich: „Euer Kurfürstliche Durchlaucht erlauben, daß ich mich untertänigst zu Füßen legen und meine Dienste antragen darf.“ — „Ja, völlig weg von Salzburg?“ — „Völlig weg, ja, Euer Kurfürstliche Durchlaucht.“ — „Ja warum denn? Habts eng zkriegt?“ — „Ei beileibe, Euer Durchlaucht, ich habe nur um eine Reise gebeten, er hat sie mir abgeschlagen, mithin war ich gezwungen diesen Schritt zu machen, obwohlen ich schon lange im Sinn hatte wegzugehen, dann Salzburg ist kein Ort für mich, ja ganz sicher!“ — „Mein Gott, ein junger Mensch! Aber der Vater ist ja noch in Salzburg?“ — „Ja, Euer Kurfürstliche Durchlaucht, er legt sich untertänigst usw. Ich bin schon dreimal in Italien gewesen, habe drei Opern geschrieben, bin Mitglied der Akademie in Bologna, habe müssen eine Prob ausstehen, wo viele Maestri vier bis fünf Stund gearbeitet und geschwitzet haben, ich habe es in einer Stund verfertiget. Das mag zur Zeugnis dienen, daß ich imstande bin, in einem jeden Hof zu dienen; mein einziger Wunsch ist aber, Euer Kurfürstlichen Durchlaucht zu dienen, der selbst ein großer —“. — „Ja, mein liebes Kind, es ist keine Vakatur da, mir ist leid. Wenn nur eine Vakatur da wäre!“ — „Ich versichere Euer Durchlaucht, ich würde München gewiß Ehre machen.“ — „Ja, das nutzt alles nicht, es ist keine Vakatur da.“ Dies sagte er gehend; nun empfahle ich mich zu höchsten Gnaden. Herr Woschitka riet mir, ich sollte mich öfters beim Kurfürsten sehen lassen...

München, 2. Oktober 1777.

... Beim Salern spielte ich die drei Täge durch viel Sachen vom Kopf, dann die zwei Kassationen für die

Gräfin und die Finalmusik mit dem Rondeau auf die Letzt auswendig. Sie können sich nicht einbilden, was der Graf Salern für eine Freude hatte. Er versteht doch die Musik, dann er sagte allzeit Bravo, wo andere Kavaliere eine Prise Tobak nehmen, sich schnäuzen, räuspern oder einen Diskurs anfangen. Ich sagte ihm: „Ich wünschte nur, daß der Kurfürst da wäre, so könnte er doch was hören. Er weiß nichts von mir, er weiß nicht, was ich kann. Daß doch die Herren einem jeden glauben und nichts untersuchen wollen! Ja, das ist allzeit so! Ich lasse es auf eine Prob ankommen; er soll alle Komponisten von München herkommen lassen, er kann auch einige von Italien und Frankreich, Deutschland, England und Spanien beschreiben; ich traue mir mit einem jeden zu schreiben." Ich erzählte ihm, was mit mir in Italien vorgegangen ist; ich bat ihn, wenn ein Diskurs von mir wäre, diese Sachen anzubringen. Er sagte: „Ich bin der Wenigste, aber was bei mir besteht, von ganzem Herzen." Er ist halt auch der Meinung, daß, wenn ich so hierbleiben könnte unterdessen, die Sache hernach von sich selbst ging. Für mich allein wäre es nicht ohnmöglich, mich durchzubringen, denn vom Graf Seeau wollte ich wenigstens dreihundert Fl. bekommen. Für das Essen dürfte ich mich nicht sorgen, dann ich wäre immer eingeladen, und wäre ich nicht eingeladen, so machte sich Albert eine Freude, mich bei sich zu Tisch zu haben. Ich esse wenig, trinke Wasser, auf die Letzt zur Frucht ein klein Glas Wein. Ich würde den Kontrakt mit Graf Seeau (alles auf Einraten meiner guten Freunde) so machen: alle Jahre vier teutsche Opern, teils buffe und serie, zu liefern; da hätte ich von einer jeden eine Sera oder Einnahme für mich, das ist schon so der Brauch. Das würde mir allein wenigstens fünfhundert Fl. tragen, das wäre mit meinem Gehalt schon achthundert Fl., aber gewiß mehr; dann der Reiner,

Komödiant und Sänger, nahm in seiner Sera zweihundert Fl. ein, und ich bin hier sehr beliebt. Und wie würde ich erst beliebt werden, wenn ich der teutschen Nationalbühne in der Musik emporhälfe! Und das würde durch mich gewiß geschehen, dann ich war schon voll Begierde zu schreiben, als ich das teutsche Singspiel hörte. Die erste Sängerin heißt Keiserin, ist eine Kochstochter von einem Grafen hier, ein sehr angenehmes Mädel, hübsch auf dem Theater; in der Nähe sah ich sie noch nicht. Sie ist hier geboren. Wie ich sie hörte, war es erst das dritte Mal, daß sie agierte. Sie hat eine schöne Stimme, nicht stark, doch auch nicht schwach, sehr rein, gute Intonation. Ihr Lehrmeister ist Valesi, und aus ihrem Singen kennt man, daß ihr Meister sowohl das Singen als das Singenlehren versteht. Wenn sie ein paar Täkte aushält, so hab ich mich sehr verwundert, wie schön sie das Crescendo und Decrescendo macht. Den Triller schlägt sie noch langsam, und das freut mich recht; dann er wird nur desto reiner und klarer, wenn sie ihn einmal geschwinder machen will; geschwind ist er ohnehin leichter. Die Leute haben hier eine rechte Freud mit ihr und ich mit ihnen. Meine Mama war im Parterre: sie ging schon um halb fünf Uhr hinein, um Platz zu bekommen. Ich ging aber erst um halb sieben Uhr, dann ich kann überall in die Logen gehen; ich bin ja bekannt genug. Ich war in der Loge vom Haus Branca, ich betrachtete die Keiserin mit einem Fernglas, und sie lockte mir öfters eine Zähre ab. Ich sagte oft: Brava, bravissima! Dann ich dachte immer, daß sie erst das dritte Mal auf dem Theater ist. Das Stück hieß Das Fischermädchen, eine nach der Musik des Piccini sehr gute Übersetzung. Originalstücke haben sie noch nicht. Eine teutsche Opera seria möchten sie auch bald geben, und man wünscht halt, daß ich sie komponierte. Der ge-

meldete Professor Huber ist auch von den wünschenden Personen. Nun muß ich ins Bett; es tuts nicht mehr anderst. Just Punkto zehn Uhr! Baron Rumling machte mir neulich das Kompliment: „Die Spektakeln sind meine Freude. Gute Acteurs und Actrices, gute Sänger und Sängerinnen und dann einen so braven Komponisten dazu wie Sie." Das ist freilich nur geredet, und reden läßt sich viel. Doch hat er niemals mit mir so geredet...

Um zehn Uhr war ich bei der Gräfin Salern bei Hof... Hernach speiste ich im Haus Branca, der Herr Geheimrat von Branca war beim französischen Gesandten eingeladen, folglich nicht zu Haus. Man heißt ihn Exzellenz. Die Frau ist eine Französin, kann fast gar nichts Teutsch, mit ihr habe ich beständig Französisch gesprochen. Ich sprach ganz keck; sie sagte mir, ich rede gar nicht schlecht, und ich hätte eine gute Gewohnheit, daß ich langsam spräche, dann durch dieses mache ich mich sehr gut verstehen. Sie ist eine recht brave Frau, voll Lebensart. Die Fräulein spielt artig, das Tempo fehlt ihr noch. Ich habe geglaubt, sie oder ihr Gehör seie die Ursach, aber ich kann keinem Menschen Schuld geben als ihrem Lehrmeister: er hat zu viel Nachsicht, er ist gleich zufrieden. Ich habe heut mit ihr probiert; ich wollte wetten, daß, wenn sie zwei Monate bei mir lernte, sie recht gut und akkurat spielen würde... Morgen werden wir eine kleine Schlakademie zusammen machen, auf dem elenden Klavier Nota bene! Auweh! auweh! auweh!

Ich wünsche halt eine rechte ruhsame Nacht und bessere einen guten Wunsch und höre bald zu hoffen, daß der gesund völlig Papa ist. Ich Verzeihung um bitte wegen meiner abscheulichen Schrift, aber Tinte, Eile, Schlaf, Traum und alles halt. Ich Papa Ihnen mein allerhändigster küsse tausendmal die liebsten und meine umarme die Herzen

Schwester ich von ganzem Canaglien und bin von nun an bis in Ewigkeit Amen

Wolfgang gehorsamster Dero
Amade Mozart Sohn.

München, 6. Oktober 1777.

... Vorgestern, als den 4. Samstag, am hochfeierlichen Namenstag seiner königlichen Hoheit Erzherzogs Albert, war eine kleine Akademie bei uns. Sie finge um halbe vier Uhr an und endigte sich um acht Uhr. Monsieur Dubreil, dessen sich der Papa noch erinnern wird, war auch da, er ist ein Skolar vom Tartini. Vormittag gab er dem jüngsten Sohn Karl Lektion auf der Violin, und ich kam just dazu. Ich hatte nie viel Kredit auf ihn, ich sahe aber, daß er mit vielem Fleiß Lektion gab, und als wir in Diskurs kamen von Konzertgeigen und Orchestergeigen, räsonierte er sehr gut und war immer meiner Meinung, so daß ich meine vormalige Gedanken zurücknahm und persuadiert war, daß ich einen recht guten Treffer und akkuraten Orchestergeiger an ihm finden werde. Ich bat ihn also, er möchte die Güte haben und nachmittag zu unserer kleinen Akademie kommen. Wir machten gleich zuerst die zwei Quintetti vom Haydn, allein mir war sehr leid; ich hörte ihn kaum, er war nicht imstande, vier Täkte fort zu geigen, ohne zu fehlen. Er fande keine Applikatur. Mit die Sospirs war er gar nicht gut Freund. Das beste war, daß er sehr höflich gewesen und die Quintetti gelobt hat, sonst —. So sagt ich aber gar nichts zu ihm, sondern er selbst sagte allzeit: „Ich bitte um Verzeihung, ich bin schon wieder weg! das Ding ist kützlich, aber schön." Ich sagte allzeit: „Das hat nichts zu sagen, wir sind ja unter uns." Dann spielte ich das Konzert in C, in B und Es und dann das Trio von mir. Das war gar schön akkompagniert: im

Adagio habe ich sechs Täkt seine Rolle spielen müssen. Zu guter Letzt spielte ich die letzte Kassation aus dem B von mir. Da schauete alles groß drein. Ich spielte, als wenn ich der größte Geiger in ganz Europa wäre...

München, 11. Oktober 1777.

... Ich habe eine unaussprechliche Begierde, wieder einmal eine Opera zu schreiben. Der Weg ist weit, das ist wahr; wir sind aber auch noch weit entfernt von der Zeit, wo ich diese Opera schreiben sollte; es kann sich bis dorthin noch viel verändern. Ich glaube, annehmen könnte man sie doch. Bekomme ich unter der Zeit gar keinen Dienst, eh bien, so hab ich doch die Ressource in Italien. Ich habe doch im Karneval meine gewisse hundert Dukaten; wenn ich einmal zu Neapel geschrieben habe, so wird man mich überall suchen. Es gibt auch, wie der Papa wohl weiß, im Frühling, Sommer und Herbst da und dort eine Opera buffa, die man zur Übung und, um nicht müßig zu gehen, schreiben kann. Es ist wahr, man bekömmt nicht viel, aber doch etwas, und man macht sich dadurch mehr Ehre und Kredit, als wenn man hundert Konzert in Teutschland gibt, und ich bin vergnügter, weil ich zu komponieren habe, welches doch meine einzige Freude und Passion ist. Nun, bekomme ich wo Dienste oder habe ich wo Hoffnung anzukommen, so rekommandiert mich die Scrittura viel und macht Aufsehen und noch viel schätzbarer. Doch ich rede nur, ich rede so, wie es mir ums Herz ist. Wenn ich vom Papa durch Gründe überzeuget werde, daß ich unrecht hab, nu, so werde ich mich, obwohlen ungern, dreingeben. Dann ich darf nur von einer Opera reden hören, ich darf nur im Theater sein, Stimmen hören — o so bin ich schon ganz außer mir...

Gestern war ich mit der Mama gleich nach dem

Essen bei den zwei Fräulein von Freysingen auf einen Koffee. Die Mama trank aber keinen Koffee, sondern zwei Bouteilles Tirolerwein. Um drei Uhr ging sie aber wieder nach Haus, um doch ein wenig herzurichten auf die Reise. Ich ging aber mit den zwei Fräulein zum detto Herrn von Hamm, wo die drei Fräulein eine jede ein Konzert spielte und ich eins von Aichner prima vista und dann immer Phantasien. Der Fräulein Hamm von Einfaltskasten ihr Lehrmeister ist ein gewisser geistlicher Herr mit Namen Schreier. Er ist ein guter Organist, aber kein Zembalist. Der hat mir immer mit der Brille zugesehen. Er ist so ein trockener Mann, der nicht viel redet; er klopfte mich auf die Achseln, seufzte und sagte: „Ja — Sie sind — Sie verstehen — ja — das ist wahr — ein ganzer Mann." Apropos, kann sich der Papa des Namens Freysingen nicht erinnern? Der Papa der genannten zwei schönen Fräulein sagt, er kennt den Papa sehr gut, er habe mit dem Papa studiert. Er erinnert sich noch absonderlich auf Wessenbrunn, wo der Papa (das war mir völlig neu!) recht ohnvergleichlich auf der Orgel geschlagen hat. Er sagte: „Das war erschröcklich, wie es untereinander ging mit den Füßen und Händen, aber wohl ohnvergleichlich; ja, ein ganzer Mann! Bei meinem Vater galt er sehr viel. Und wie er die Pfaffen herumgefoppt hat wegen dem Geistlichwerden! Sie sehen ihm akkurat gleich, wie er dort war, völlig. Nur war er ein wenig kleiner, wie ich ihn gekannt habe."

Apropos noch eins! Ein gewisser Hofrat Effeln läßt sich dem Papa untertänigst empfehlen: er ist einer von den besten Hofräten hier; er hätte schon längst Kanzler werden können, wenn nicht ein einziger Umstand wäre, nämlich das Lutzeln. Wie ich ihn das erste Mal bei Albert gesehen, so habe ich geglaubt und auch meine Mama: Ecce einen

erstaunlichen Dalken! Stellen Sie sich nur vor, einen sehr großen Mann, stark, ziemlich korpulent, ein lächerliches Gesicht. Wenn er über das Zimmer geht zu einem andern Tisch, so legt er beede Hände auf den Magen, biegt sie gegen sich und schupft sich mit dem Leib in die Höhe, macht einen Nicker mit dem Kopfe, und wenn das vorbei ist, so zieht er erst ganz schnell den rechten Fuß zurück, und so macht er es bei einer jeden Person extra. Er sagt, er kennt den Papa tausendmal...

Augsburg, 14. Oktober 1777.

...Mithin haben wir uns nicht im Dato geirret; dann wir haben noch vor Mittag geschrieben, und wir werden, glaube ich, künftigen Freitag, als übermorgen, wieder weg. Dann hören Sie nur, wie schön generos die Herren Augsburger sind! Ich bin noch in keinem Ort mit so vielen Ehrenbezeugungen überhäufet worden wie hier. Mein erster Gang war zum Herrn Stadtpfleger Longotabarro. Mein Herr Vetter, der ein rechter braver, lieber Mann und ein ehrlicher Burger ist, hat mich hinbegleitet und hatte die Ehre, oben im Vorhause wie ein Lakai zu warten, bis ich von dem Erzstadtpfleger herauskommen würde. Ich ermangelte nicht, gleich von Anfang die untertänigste Empfehlung vom Papa auszurichten. Er erinnerte sich allergnädigst auf alles und fragte mich: „Wie ists dem Herrn immer gegangen?" Ich sagte gleich darauf: „Gott Lob und Dank, recht gut, und Ihnen, hoffe ich, wird es auch recht gut gegangen sein?" Er wurde hernach höflicher und sagte „Sie", und ich sagte „Euer Gnaden", wie ich es gleich vom Anfang getan hatte. Er gab mir keinen Fried, ich mußte mit ihm hinauf zu seinem Schwiegersohn (im zweiten Stock), und mein Herr Vetter hatte die Ehre, unterdessen über einer Stiege im Pfletz zu warten. Ich

mußte mich zurückhalten mit allem Gewalt, sonst hätte ich mit der größten Höflichkeit etwas gesagt. Ich hatte oben die Ehre, in Gegenwart des gestarzten Herrn Sohn und der langhachsigten gnädigen jungen Frau und der einfältigen alten Frau so beiläufig dreiviertel Stund auf einem guten Klavichord vom Stein zu spielen. Ich spielte Phantasien und endlich alles, was er hatte, prima vista, unter andern sehr hübsche Stücke von einem gewissen Edelmann. Da war alles in der größten Höflichkeit, und ich war auch sehr höflich; dann meine Gewohnheit ist, mit den Leuten so zu sein, wie sie sind; so kömmt man am besten hinaus. Ich sagte, daß ich nach dem Essen zum Stein gehen würde. Der junge Herr trug sich allsogleich selbst an, mich hinzuführen. Ich dankte ihm für seine Güte und versprach, nach Mittag um zwei Uhr zu kommen. Ich kam, wir gingen miteinander in Gesellschaft seines Herrn Schwagers, der einem völligen Studente gleichsieht. Obwohlen ich gebeten hatte, stillzuhalten, wer ich seie, so war Herr von Langenmantel doch so unvorsichtig und sagte zum Herrn Stein: „Hier habe ich die Ehre, Ihnen einen Virtuosen auf dem Klavier aufzuführen" und schmutzte darzu. Ich protestierte gleich und sagte, ich wäre nur ein unwürdiger Skolar vom Herrn Sigl in München, von dem ich ihm viele tausend Komplimenten ausgerichtet habe. Er sagte nein mit dem Kopf und endlich: „Sollte ich wohl die Ehre haben, den Herrn Mozart vor meiner zu haben?" — „O nein," sprach ich, „ich nenne mich Trazom, ich habe auch hier einen Brief an Sie." Er nahm den Brief und wollte ihn gleich erbrechen, ich ließe ihm aber nicht Zeit und sagte: „Was wollen Sie denn jetzt da den Brief lesen? Machen Sie dafür auf, daß wir in Saal hinein können; ich bin so begierig, Ihre Pianoforte zu sehen." — „Nu, meintwegen. Es seie, wie es wolle; ich glaube aber, ich betrüge mich

nicht." Er machte auf, ich lief gleich zu einem von den drei Klavieren, die im Zimmer stunden. Ich spielte, er konnte kaum den Brief aufbringen vor Begierde, überwiesen zu sein; er las nur die Unterschrift. „O!" schrie er und umarmte mich; er verkreuzigte sich, machte Gesichter und war halt sehr zufrieden. Wegen seinen Klavieren werde ich nachgehends sprechen. Er führte mich hernach gleich in ein Koffeehaus, wo ich, wie ich hineintrat, glaubte, ich müßte wieder zurückfallen für Gestank und Rauch von Tobak. Ich mußte halt in Gottes Namen eine Stunde aushalten. Ich ließ mir auch alles gefallen, obwohlen ich in der Türkei zu sein glaubte. Er machte mir dann viel Wesens mit einem gewissen Graf (Compositeur, doch nichts als von Flutenkonzerts); er sagte mir: „Das ist ganz was Besonderes", und was man halt Übertriebenes sagen kann. Ich schwitzte im Kopf, Händ und ganzen Leibe vor Angst. Dieser Graf ist ein Bruder zu die zwei, wo einer im Haag und der andere zu Zürich ist. Er gab nicht nach und führte mich gleich zu ihm. Das ist ein ganz nobler Mann; er hatte einen Schlafrock an, wo ich mich nicht schämete, auf der Gasse ihn zu tragen. Er setzt alle Wörter auf Stelzen und macht gemeiniglich das Maul ehender auf, als er nur weiß, was er sagen will; manchmal fällt es auch zu, ohne etwas zu tun gehabt zu haben. Er produzierte nach vielen Komplimenten ein Konzert auf zwei Fluten; ich mußte die erste Violin spielen. Das Konzert ist so: gar nicht gut ins Gehör, nicht natürlich; er marschiert oft in die Töne gar zu plump, und dies alles ohne die mindeste Hexerei. Wie es vorbei war, so lobte ich ihn recht sehr; dann er verdient es auch. Der arme Mann wird Mühe genug gehabt haben; er wird genug studieret haben. Endlich brachte man ein Klavichord aus dem Kabinett heraus (vom Herrn Stein seiner Arbeit), recht gut, nur

voll Mist und Staub. Herr Graf, welcher Direktor hier ist, stund da wie einer, der immer geglaubt hat, ganz besonder in seiner Reise durch die Töne zu sein, und nun findet, daß man noch besonderer sein kann, und ohne dem Ohr wehe zu tun. Mit einem Wort, es war halt alles in Verwunderung. . .

Augsburg, 17. Oktober 1777.

. . . Wegen des Kriegssekretärs Hamm seiner Fräulein Tochter kann ich nichts anders schreiben, als daß sie notwendigerweise Talent zur Musik haben muß, indem sie erst drei Jahr lernt und doch viele Stücke recht gut spielt. Ich weiß mich aber nicht deutlich genug zu erklären, wenn ich sagen soll, wie sie mir vorkömmt, wenn sie spielt: so kurios gezwungen scheint sie mir; sie steigt mit ihren langenbeinigen Fingern so kurios auf dem Klavier herum. Freilich hat sie noch nie keinen rechten Meister gehabt, und wenn sie zu München bleibt, wird sie das ihr Lebtage nicht werden, was ihr Vater will und verlangt. Dann er möchte gern, daß sie vortrefflich im Klavier wäre. Wenn sie zum Papa nach Salzburg kömmt, so ist es ihr doppelter Nutzen, in der Musik sowohl als in der Vernunft; dann sie ist wahrlich nicht groß. Ich habe schon viel wegen ihr gelacht. Sie würden für Ihre Bemühung gewiß genug Unterhaltung haben. Essen kann sie nicht viel, dann sie ist zu einfältig dazu. Ich hätte sie probieren sollen? Ich habe ja nicht gekonnt vor Lachen; dann wenn ich ihr einigemal so mit der rechten Hand etwas vormachte, so sagte sie gleich Bravissimo, und das in der Stimme einer Maus.

Nun will ich meine angefangene Augsburger Historie in möglicher Kürze auserzählen. Herr von Fingerle, dem ich vom Papa ein Kompliment ausgerichtet habe, war auch beim Herrn Direktor Graf. Die Leute waren alle sehr

höflich und besprachen sich immer wegen einer Akademie. Sie sagten auch alle: „Das wird eine der brillantesten Akademien werden, die wir in Augsburg gehabt haben. Sie haben viel voraus, da Sie die Bekanntschaft des Herrn Stadtpfleger Langenmantel haben; und dann, der Namen Mozart macht hier sehr viel.“ Wir gingen ganz vergnügt auseinander. Nun muß der Papa wissen, daß der junge Herr von Langenmantel beim Herrn Stein dort gesagt hat, er wolle sich impegnieren, eine Akademie auf der Stube (als etwas Rares, das mir Ehre macht) ganz allein für die Herren Patricii zu veranstalten. Man kann nicht glauben, mit was für einem Impegno er sprach und sich anzunehmen versprach. Wir redeten ab, ich sollte morgen zu ihm kommen und Antwort haben. Ich ging hin. Das war den 13. Er war sehr höflich, sagte aber, er könnte mir noch nichts Positives sagen. Ich spielte wieder so eine Stund. Er lud mich auf morgen, als den 14., zum Speisen ein. Des Vormittags schickte er her, ich möchte doch um elf Uhr kommen und etwas mitnehmen, er hätte einige von der Musik bestellt, sie wollten etwas machen. Ich schickte gleich etwas, kam um elf Uhr, da machte er mir eine Menge Schwänz, sagte ganz gleichgültig: „Hören Sie, mit der Akademie ists nichts; o, ich habe mich schon gezürnet gestern wegen Ihnen. Die Herren Patricii sagten mir, ihre Kassa stehe sehr schlecht, und das seie kein Virtuos, dem man einen Souveraindor geben könnte.“ Ich schmutzte und sagte: „Ich glaube auch nicht.“ NB. Er ist auf der Stube Intendant von der Musik, und der Alte ist Stadtpfleger! Ich machte mir nicht viel daraus. Wir gingen zum Tisch; der Alte speiste auch heroben, er war sehr höflich, sagte aber kein Wort von der Akademie. Nach dem Speisen spielte ich zwei Konzert, etwas aus dem Kopf, dann ein Trio vom

Hafeneder auf der Violin. Ich hätte gern mehr gegeigt, aber ich wurde so schlecht akkompagniert, daß ich die Kolik bekam. Er sagte mir ganz freundlich: „Wir bleiben heute beisammen und fahren in die Komödie, und dann soupieren Sie bei uns.“ Wir waren sehr lustig. Als wir von der Komödie zurückkamen, spielte ich wieder bis zum Essen; dann gingen wir zum Souper. Er fragte mich schon vormittag wegen meinem Kreuz; ich sagte ihm alles ganz klar, was und wie es seie. Er und sein Schwager sagten so öfters: „Wir wollen uns das Kreuz kommen lassen, damit wir mit dem Herrn Mozart inkorporiert sind.“ Ich achtete aber nicht darauf. Sie sagten auch so öfters: „Sie, Kavalier, Herr Sporn!“ Ich sagte nichts. Unterm Souper wurde es aber zu arg. „Was wird es etwa kosten? Drei Dukaten? Muß man die Erlaubnis haben es zu tragen? Kostet diese Erlaubnis auch etwas? Wir wollen uns das Kreuz doch kommen lassen.“ Da war ein gewisser Offizier noch da, Herr Bach, der sagte: „Ei pfui, schämen Sie sich, was täten Sie mit dem Kreuz?“ Der junge Esel von Kurzenmantel winkte ihm mit den Augen, ich sah es, er merkte es. Darauf war es ein wenig stille; dann gab er mir einen Tobak und sagte: „Da haben Sie einen Tobak darauf.“ Ich war stille. Endlich fing er wieder an ganz spöttisch: „Also morgen werde ich zu Ihnen schicken, und da werden Sie die Güte haben und mir das Kreuz nur einen Augenblick zu leihen; ich werde es Ihnen gleich wiederschicken; nur damit ich mit dem Goldschmied reden kann. Ich bin versichert, daß, wenn ich ihn frage (denn er ist gar ein kurioser Mann), wie hoch es zu schätzen seie, so wird er mir sagen, etwa einen bayrischen Taler. Es ist auch nicht mehr wert, dann es ist ja nicht von Gold, sondern von Kupfer. Hehe!“ Ich sagte: „Gott behüte, es ist von Blech. Hehe!“ (Mir war

warm vor Wut und Zorn.) „Aber sagen Sie mir," sagte er, „ich kann ja allenfalls den Sporn weglassen?" — „O ja," sagte ich, „Sie brauchen keinen, Sie haben ihn schon im Kopf. Ich habe zwar auch einen im Kopf, aber es ist halt ein Unterschied, ich möchte mit dem Ihrigen wahrhaftig nicht tauschen. Hier haben Sie einen Tobak drauf." (Ich gab ihm Tobak.) Er wurde ein wenig bleich. „Neulich," fing er wieder an, „neulich stunde der Orden recht gut auf der reichen Weste." Ich sagte nichts. Endlich rief er „Hei!" zum Bedienten: „Daß Ihr auf die nächst mehr Respekt vor uns habt, wenn wir zwei, mein Schwager und ich, dem Herrn Mozart sein Kreuz tragen. Hier haben Sie einen Tobak darauf." — „Das ist doch kurios," fing ich an (als wenn ich nicht gehört hätte, was er gesagt hat), „ich kann noch eher alle Orden, die Sie bekommen können, bekommen, als Sie das werden, was ich bin, und wenn Sie zweimal sterben und wieder geboren werden. Hier haben Sie einen Tobak darauf" und stunde auf. Alles stund auch auf und war in größter Verlegenheit. Ich nahm Hut und Degen und sagte: „Ich werde schon morgen das Vergnügen haben, Sie zu sehen." — „Ja, morgen bin ich nicht hier." — „So komme ich halt übermorgen, wenn ich ja noch hier bin." — „Ach, Sie werden ja doch —" — „Ich werde nichts; hier ist es eine Bettlerei. Leben Sie unterdessen wohl!" und weg!

Den andern Tag, den 15., erzählte ich alles dem Herrn Stein, Herrn Geniaux und Herrn Direktor Graf, nicht wegen dem Kreuz, sondern daß ich im höchsten Grad disgustiert seie, indem man mir das Maul machte wegen einem Konzert und nun alles nichts seie. „Das heißt die Leute vorn Narren gehabt, die Leute angesetzt. Mich reuete es recht, daß ich hieher gereiset bin. Ich hätte mein Lebtage nicht geglaubt, daß, da doch Augsburg die

Vaterstadt meines Papa ist, daß man hier seinen Sohn so affrontieren würde." Der Papa kann sich nicht einbilden, wie die drei Leute lamentierten und sich erzürnten. „Ach, Sie müssen ein Konzert hier geben, wir brauchen die Patricii nicht." Ich blieb aber bei meiner Resolution und sagte: „Ja, für meine wenige gute Freunde da, welche Kenner sind, will ich zum Abschied bei Herrn Stein eine kleine Akademie geben." Der Direktor war ganz betrübt. „Das ist abscheulich," rief er, „das ist eine Schande! Wer würde sich aber das vom Langenmantel einbilden! Pardieu, wenn er gewollt hätte, so hätte es gehen müssen." Wir gingen auseinander. Der Herr Direktor gab mir in seinem Schlafrock das Geleit über die Stiege und bis vor die Haustüre. Herr Stein und Geniaux (der sich dem Papa empfehlet) gingen mit mir nach Haus. Sie drangen in uns, wir sollten uns entschließen, noch hierzubleiben; wir blieben aber fest. Nun muß der Papa wissen, daß neulich der junge von Langenmantel, als er mir die saubere Nachricht wegen dem Konzert ganz indifferent herstammelte, mir sagte, die Herrn Patricii laden mich zu ihrem Konzert künftigen Donnerstag ein. Ich sagte: „Ich werde kommen, um zuzuhören." — „Ach, Sie werden uns ja das Vergnügen machen und spielen?" — „Nu, wer weiß, warum nicht?" Weil aber den Abend hernach mir so viel Affront geschah, so entschlosse ich mich, nicht mehr zu ihm zu gehen und mich vom ganzen Patriziat im Arsch lecken zu lassen und wegzureisen.

Den 16., als Donnerstag, so unter dem Essen rief man mich hinaus; da war ein Mädel vom Langenmantel da, und er ließe sich erkundigen, ob ich gewiß kommen würde, mit ihm in die Akademie zu gehen, und ich möchte doch gleich nach dem Essen zu ihm kommen. Ich ließe mich gehorsamst empfehlen, und ich gehe nicht in die

Akademie, und zu ihm kann ich nicht kommen, weil ich schon engagiert bin, wie es auch wahr war; ich würde aber morgen kommen, um mich zu beurlauben, dann längstens Samstag werde ich abreisen. Herr Stein ist unterdessen zu die andern Herren Patricii von der evangelischen Seite gelaufen und hat halt ganz erschröcklich peroriert, so daß den Herren völlig angst wurde. „Was?" sagten sie, „einen Mann, der uns so viele Ehre macht, sollen wir weglassen, ohne ihn zu hören? Der Herr von Langenmantel meint halt, weil er ihn schon gehört hat, so ists genug." Enfin, es war halt so ein Feuer, daß der gute junge Herr von Kurzenmantel selbst den Herrn Stein hat aufsuchen müssen, um ihn im Namen aller zu ersuchen, er möchte sein möglichstes tun, um mich zu persuadieren, daß ich in die Akademie ginge; auf etwas Großes dürfte ich mich nicht gefaßt machen usw. Ich ging also nach vielem Weigern mit ihm hinauf. Da waren die Ersten von die Herren ganz höflich; besonders ein gewisser Offizier, Baron Belling, er ist auch so ein Direktor oder so ein Tier; der machte meine Musikalien selbsten auf. Ich nahm auch eine Sinfonie mit, man machte sie, ich geigte mit. Hier ist aber ein Orchester zum Frais kriegen. Der junge Lecker von Langenmantel war ganz höflich; doch hatt er noch immer sein spöttisches Gesicht. Er sagte zu mir: „Ich habe schon wirklich geglaubt, Sie werden uns so entwischen; ich habe gar etwa geglaubt, Sie möchten einen Verdruß haben wegen dem neulichen Spaß." — „Ei beileibe," sagte ich, „Sie sind halt noch jung. Aber nehmen Sie sich besser in Obacht, ich bin nicht gewohnt auf solchen Spaß, und das Sujet, über das Sie raillierten, macht Ihnen gar keine Ehre und war auch von gar keinem Nutzen, dann ich trage es doch. Hätten Sie lieber andern Spaß gemacht!" — „Ich versichere Ihnen," sagt er, „es war nur

mein Schwager, der —" — „Lassen wir es gut sein", sagte ich. — „Bald", sagte er, „hätten wir das Vergnügen nicht gehabt, Sie zu sehen." — „Ja, wenn der Herr Stein nicht gewesen wäre, wäre ich gewiß nicht gekommen. Und Ihnen die Wahrheit zu gestehen, bin ich nur gekommen, damit Sie, meine Herren Augsburger, nicht in anderen Ländern ausgelacht werden, wenn ich sagte, daß ich in der Stadt, wo mein Vater geboren, acht Täge gewesen seie, ohne daß man sich bemüht hätte, mich zu hören." Ich spielte ein Konzert; alles war gut bis auf das Akkompagnement. Auf die Letzt spielte ich noch eine Sonata. Dann bedankte sich der Herr Baron Belling im Namen der ganzen Gesellschaft auf das höflichste und bat mich, ich möchte doch nur den Willen betrachten, und gab mir zwei Dukaten.

Man läßt mir noch keinen Fried, ich sollte bis Sonntag ein öffentliches Konzert geben. Vielleicht! Ich bin aber schon so stuff, daß ich es nicht sagen kann. Ich bin recht froh, wenn ich wieder in ein Ort komme, wo ein Hof ist. Das kann ich sagen, wenn nicht ein so braver Herr Vetter und Base und so liebs Bäsle da wäre, so reute es mich so viel, als ich Haar im Kopf habe, daß ich nach Augsburg bin. Nun muß ich von meiner lieben Jungfer Bäsle etwas schreiben. Das spar ich mir aber auf morgen, dann man muß ganz aufgeheitert sein, wenn man sie recht loben will, wie sie es verdient.

Den 17. in der Frühe schreibe und beteuere ich, daß unser Bäsle schön, vernünftig, lieb, geschickt und lustig ist, und das macht, weil sie brav unter die Leute gekommen ist; sie war auch einige Zeit zu München. Das ist wahr, wir zwei taugen recht zusammen; dann sie ist auch ein bißchen schlimm. Wir foppen die Leute miteinander, daß es lustig ist. . .

Augsburg, nach 17. Oktober 1777.

Nun muß ich gleich bei die Steiniſchen Pianoforte anfangen. Ehe ich noch vom Stein ſeiner Arbeit etwas geſehen habe, waren mir die Späthiſchen Klavier die liebſten; nun muß ich aber den Steiniſchen den Vorzug laſſen; dann ſie dämpfen noch viel beſſer als die Regensburger. Wenn ich ſtark anſchlage, ich mag den Finger liegen laſſen oder aufheben, ſo iſt halt der Ton in dem Augenblick vorbei, da ich ihn hören ließ. Ich mag an die Klaves kommen, wie ich will, ſo wird der Ton immer gleich ſein, er wird nicht ſcheppern, er wird nicht ſtärker, nicht ſchwächer gehen oder gar ausbleiben; mit einem Wort, es iſt alles gleich. Es iſt wahr, er gibt ſo ein Pianoforte nicht unter dreihundert Fl., aber ſeine Mühe und Fleiß, die er anwendet, iſt nicht zu bezahlen. Seine Inſtrumente haben beſonders das vor andern eigen, daß ſie mit Auslöſung gemacht ſind. Da gibt ſich der Hunderteſte nicht damit ab; aber ohne Auslöſung iſt es halt nicht möglich, daß ein Pianoforte nicht ſcheppere oder nachklinge. Seine Hämmerl, wenn man die Klaves anſpielt, fallen in dem Augenblick, da ſie an die Saiten hinaufſpringen, wieder herab, man mag den Klavis liegen laſſen oder auslaſſen. Wenn er ein ſolch Klavier fertig hat (wie er mir ſelbſt ſagte), ſo ſetzt er ſich erſt hin und probiert allerlei Paſſagen, Läufe und Sprünge und ſchabt und arbeitet ſo lange, bis das Klavier alles tut; dann er arbeitet nur zum Nutzen der Muſik und nicht ſeines Nutzens wegen allein, ſonſt würde er gleich fertig ſein. Er ſagt oft: „Wenn ich nicht ſelbſt ein ſo paſſionierter Liebhaber der Muſik wäre und nicht ſelbſt etwas weniges auf dem Klavier könnte, ſo hätte ich gewiß ſchon längſt die Geduld bei meiner Arbeit verloren; allein ich bin halt ein Liebhaber von Inſtrumenten, die den Spieler nicht anſetzen und die

dauerhaft sind." Seine Klavier sind auch wirklich von Dauer. Er steht gut davor, daß der Resonanzboden nicht bricht und nicht springt. Wenn er einen Resonanzboden zu einem Klavier fertig hat, so stellt er ihn in die Luft, Regen, Schnee, Sonnenhitze und allen Teufel, damit er zerspringt, und dann legt er Spän ein und leimt sie hinein, damit er recht stark und fest wird. Er ist völlig froh, wenn er springt; man ist halt hernach versichert, daß ihm nichts mehr geschieht. Er schneidet gar oft selbst hinein und leimt ihn wieder zu und befestiget ihn recht. Er hat drei solche Pianoforte fertig, ich habe erst heut wieder darauf gespielt. . .

Mama, ich und unser Bäsle gingen nach Tisch zum Herrn Stein. Um vier Uhr kam der Herr Kapellmeister und Herr Schmittbauer, Organist zu St. Ulrich, ein glatter alter braver Mann, auch noch, und da spielte ich just eine Sonate prima vista vom Beecké, die ziemlich schwer war, miserabel al solito. Was sich da der Herr Kapellmeister und Organist verkreuzigte, ist nicht zu beschreiben. Ich habe hier und in München schon alle meine sechs Sonaten recht oft auswendig gespielt; die fünfte aus G habe ich in der vornehmen Bauernstubeakademie gespielt, die letzte ex D kommt auf den Pianofortes vom Stein unvergleichlich heraus. Die Maschine, wo man mit dem Knie drückt, ist auch bei ihm besser gemacht als bei den andern; ich darf es kaum anrühren, so geht es schon, und sobald man das Knie nur ein wenig wegtut, so hört man nicht den mindesten Nachklang.

Nun, morgen komme ich vielleicht auf seine Orgeln, das heißt, ich komme darüber zu schreiben, und auf die Letzt spare ich mir seine kleine Tochter. Als ich Herrn Stein sagte, ich möchte gern auf seiner Orgel spielen, dann die Orgel seie meine Passion, so verwunderte er sich

groß und sagte: „Was? ein solcher Mann wie Sie, ein solcher großer Klavierist will auf einem Instrumente spielen, wo keine Douceur, keine Expression, kein Piano, kein Forte stattfindet, sondern immer gleich fortgehet?“ — „Das hat alles nichts zu bedeuten; die Orgel ist doch in meinen Augen und Ohren der König aller Instrumenten.“ — „Nu, meintwegen!“ Wir gingen halt miteinander; ich merkte schon aus seinen Diskursen so, daß er glaubte, ich würde nicht viel auf seiner Orgel machen, ich würde par exemple völlig klaviermäßig spielen. Er erzählte mir, er hätte auch Schoberten auf sein Verlangen auf die Orgel geführt; „und es war mir schon bange,“ sagte er, „dann Schobert sagte es allen Leuten, und die Kirche war ziemlich voll; dann ich glaubte halt, der Mensch wird voll Geist, Feuer und Geschwindigkeit sein, und das nimmt sich nicht aus auf der Orgel; aber wie er anfing, war ich gleich andrer Meinung.“ Ich sagte nichts als dies: „Was glauben Sie, Herr Stein, werde ich herumlaufen auf der Orgel?“ — „Ach Sie, das ist ganz was anders.“ Wir kamen auf den Chor, ich fing zu präludieren an, da lachte er schon; dann eine Fuge. „Das glaube ich,“ sagte er, „daß Sie gerne Orgel spielen; wenn man so spielt!“ Vom Anfang war mir das Pedal ein wenig fremd, weil es nicht gebrochen war; es fing C an, dann D E usw. in einer Reihe; bei uns ist aber D und E oben, wie hier Es und Fis. Ich kam aber gleich drein.

Ich war auch zu St. Ulrich auf der alten Orgel; die Stiege ist was Abscheuliches. Ich bat, es möchte mir auch wer drauf spielen, ich möchte hinabgehen und zuhören; dann oben macht die Orgel gar keinen Effekt. Ich nahm aber nichts aus; dann der junge Regens chori, ein Geistlicher, machte Läufe auf der Orgel herum, daß man nichts verstund; und wenn er Harmonien machen wollte, waren es

lauter Disharmonien, dann es stimmte nicht recht. Wir mußten hernach in ein Gastzimmer, dann meine Mama und Base und Herr Stein waren auch dabei. Ein gewisser Pater Emilian, ein hoffärtiger Esel und ein einfältiger Witzling seiner Profession, war gar herzig; er wollte immer seinen Spaß mit der Bäsle haben, sie hatte aber ihren Spaß mit ihm. Endlich, als er rauschig war (welches bald erfolgte), fing er von der Musik an; er sang einen Kanon und sagte: „Ich habe in meinem Leben nichts Schöneres gehört." Ich sagte: „Mir ist leid, ich kann nicht mitsingen, dann ich kann von Natur aus nicht intonieren." — „Das tut nichts", sagte er; er fing an, ich war der dritte, ich machte aber einen ganz andern Text darauf, p. e.: „O du Sch .... du, ..." (sotto voce zu meiner Base). Dann lachten wir wieder eine halbe Stund. Er sagte zu mir: „Wenn wir nur länger beisammen sein könnten, ich möchte mit Ihnen von der Setzkunst diskurieren." — „Da würden wir bald ausdiskuriert haben", sagte ich. Schmecks, Kropfeter! Die Fortsetzung nächstens.

Augsburg, 23. Oktober 1777.

... Vergangenen Sonntag war ich im Amt beim Heiligen Kreuz, um zehn Uhr ging ich aber zum Herrn Stein... Wir probierten ein paar Sinfonien zum Konzert. Hernach speiste ich mit meinen Vettern beim Heiligen Kreuz. Unter der Tafel wurde Musik gemacht. So schlecht als sie geigen, ist mir die Musik im Kloster doch lieber als das Orchester von Augsburg. Ich machte eine Sinfonie und spielte auf der Violin das Konzert in B vom Vanhall mit allgemeinem Applaus. Der Herr Dechant ist ein braver, lustiger Mann; er ist ein Vetter vom Eberlin, heißt Zeschinger; er kennt den Papa ganz gut. Auf die Nacht beim Souper

spielte ich das Straßburger Konzert: es ging wie Öl; alles lobte den schönen reinen Ton. Hernach brachte man ein kleines Klavichord, ich präludierte und spielte eine Sonate und die Variationen von Fischer. Dann zischelten die andern dem Herrn Dechant ins Ohr, er sollte mich erst orgelmäßig spielen hören. Ich sagte, er möchte mir ein Thema geben; er wollte nicht, aber einer aus den Geistlichen gab mir eins. Ich führte es spazieren und mitten darin (die Fuge ging ex G minor) fing ich major an und ganz was Scherzhaftes, aber im nämlichen Tempo, dann endlich wieder das Thema und aber von hinten. Endlich fiel mir ein, ob ich das scherzhafte Wesen nicht auch zum Thema der Fuge brauchen könnte. Ich fragte nicht lang, sondern machte es gleich, und es ging so akkurat, als wenn es ihm der Daser angemessen hätte. Der Herr Dechant war ganz außer sich. „Das ist vorbei, da nutzt nichts," sagte er, „das habe ich nicht geglaubt, was ich da gehört habe; Sie sind ein ganzer Mann. Mir hat freilich mein Prälat gesagt, daß er sein Lebetag niemand so bündig und ernsthaft die Orgel habe spielen hören." (Dann er hat mich etliche Täge vorher gehört, der Dechant war aber nicht hier.) Endlich brachte einer eine Sonate her, die fugiert war, ich sollte sie spielen. Ich sagte aber: „Meine Herren, das ist zu viel, das muß ich gestehen, die Sonate werde ich nicht gleich so spielen können." — „Ja, das glaube ich auch," sprach der Dechant mit vielem Eifer, dann er war ganz für mich, „das ist zu viel; da gibts keinen, dem das möglich wäre." — „Übrigens aber", sagte ich, „ich will es doch probieren." Da hörte ich aber immer hinter mir den Dechant: „O du Erzschufti, o du Spitzbubi, o du, du!" Ich spielte bis elf Uhr, ich wurde mit lauter Fugenthemata bombardiert und gleichsam belagert.

Neulich beim Stein brachte er mir eine Sonate

vom Beecké; ich glaube, ich habe das schon geschrieben. Apropos wegen seinem Mädel! Wer sie spielen sieht und hört und nicht lachen muß, der muß von Stein wie ihr Vater sein. Es wird völlig gegen den Diskant hinauf gesessen, beileibe nicht mitten, damit man mehr Gelegenheit hat, sich zu bewegen und Grimassen zu machen. Die Augen werden verdreht, es wird geschmutzt; wenn eine Sache zweimal kömmt, so wird sie das zweite Mal langsamer gespielt; kommt sie dreimal, wieder langsamer. Der Arm muß in alle Höhe, wenn man eine Passage macht, und wie die Passage markiert wird, so muß es der Arm, nicht die Finger, und das recht mit allem Fleiß schwer und ungeschickt tun. Das Schönste aber ist, daß, wenn in einer Passage (die fortfließen soll wie Öl) notwendigerweise die Finger gewechselt werden müssen, so brauchts nicht viel acht zu geben, sondern wenn es Zeit ist, so läßt man aus, hebt die Hand auf und fängt ganz kommod wieder an. Durch das hat man auch eher Hoffnung, einen falschen Ton zu erwischen, und das macht oft einen kuriosen Effekt. Ich schreibe dieses nur, um dem Papa einen Begriff vom Klavierspielen und Instruieren zu geben, damit der Papa seinerzeit einen Nutzen daraus ziehen kann. Herr Stein ist völlig in seine Tochter vernarrt. Sie ist achtehalb Jahr alt, sie lernt nur noch alles auswendig. Sie kann werden, sie hat Genie; aber auf diese Art wird sie nichts, sie wird niemalen viel Geschwindigkeit bekommen, weil sie sich völlig befleißt, die Hand schwer zu machen. Sie wird das Notwendigste und Härteste und die Hauptsache in der Musik niemalen bekommen, nämlich das Tempo, weil sie sich von Jugend auf völlig beflissen hat, nicht auf den Takt zu spielen. Herr Stein und ich haben gewiß zwei Stunden miteinander über diesen Punkt gesprochen. Ich habe ihn aber schon ziemlich bekehrt, er fragt mich jetzt in allem

um Rat. Er war in den Beecké völlig vernarrt; nun sieht und hört er, daß ich mehr spiele als Beecké, daß ich keine Grimassen mache und doch so expressive spiele, daß noch keiner nach seinem Bekenntnis seine Pianoforte so gut zu traktieren gewußt hat. Daß ich immer akkurat im Takt bleibe, über das verwundern sie sich alle. Das tempo rubato in einem Adagio, daß die linke Hand nichts darum weiß, können sie gar nicht begreifen. Bei ihnen gibt die linke Hand nach. Graf Wolfeck und mehrere, die ganz passioniert für Beecké sind, sagten neulich öffentlich im Konzert, daß ich den Beecké in Sack schiebe. Graf Wolfeck lief immer im Saal herum und sagte: „So hab ich mein Lebtag nichts gehört." Er sagte zu mir: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich Sie niemalen so spielen gehört wie heute; ich werde es auch Ihrem Vater sagen, sobald ich auf Salzburg komme."...

Augsburg, 25. Oktober 1777.

... Ich küsse dem Papa die Hände und danke gehorsamst für den Glückwunsch zu meinem Namenstag. Lebe der Papa unbesorgt, ich habe Gott immer vor Augen. Ich erkenne seine Allmacht, ich fürchte seinen Zorn, ich erkenne aber auch seine Liebe, sein Mitleiden und Barmherzigkeit gegen seine Geschöpfe: er wird seine Diener niemals verlassen. Wenn es nach seinem Willen geht, so gehet es auch nach meinem; mithin kann es nicht fehlen, ich muß glücklich und zufrieden sein. Ich werde auch ganz gewiß mich befleißen, Ihrem Befehl und Rat, den Sie mir zu geben die Güte hatten, auf das genaueste nachzuleben...

Der Papa schreibt mir in ersterm Brief, ich hätte mich mit dem Buben von Langenmantel gemein gemacht. Nichts weniger! Ich war halt natürlich, sonst weiter nichts. Ich

glaube, der Papa meint, er ist noch ein Bub; er ist ja schon einundzwanzig oder zweiundzwanzig Jahr alt und ist verheiratet. Kann man denn noch ein Bub sein, wenn man verheiratet ist? Ich bin seitdem nicht mehr hingekommen. Heut trug ich zwei Billets hin zum Abschied und ließ mich exkusieren, daß ich nicht hinaufgehe; ich hätte aber noch allzuviel notwendige Gänge. Jetzt muß ich schließen, dann die Mama will absolument zum Tisch und einpacken. Morgen reisen wir nach Wallerstein schnurgerade. . . Mein liebs Bäsle, welches sich beiderseits empfiehlt, ist nichts weniger als ein Pfaffenschnitzel. Gestern hat sie sich mir zu Gefallen französisch angezogen: da ist sie um fünf Prozent schöner. Nun addio.

Mannheim, 31. Oktober 1777.

Bitte auch mit meiner Mittelmäßigkeit vorliebzunehmen. Ich bin heute mit Herrn Danner beim Monsieur Cannabich gewesen; er war ungemein höflich, ich habe ihm etwas auf seinem Pianoforte gespielt, welches sehr gut ist. Wir sind miteinander in die Prob gegangen; ich habe geglaubt, ich kann das Lachen nicht enthalten, wenn man mich den Leuten vorgestellt hat. Einige, die mich par renommée gekannt haben, waren sehr höflich und voll Achtung; einige aber, die weiter nichts von mir wissen, haben mich groß angesehen, aber auch so gewiß lächerlich; sie denken sich halt, weil ich klein und jung bin, so kann nichts Großes und Altes hinter mir stecken; sie werden es aber bald erfahren. Morgen wird mich Herr Cannabich selbst zum Graf Savioli, Intendant der Musik, führen. Das beste ist, daß jetzt just des Kurfürsten Namenstag kömmt. Das Oratorium, welches man probiert, ist vom Händel, ich bin aber nicht blieben. Dann man hat vorher einen Psalm, Magnificat, probiert vom hiesigen Vizekapellmeister Vogler,

und der hat schier eine Stund gedauert. Jetzt muß ich schließen, dann ich muß noch meinem Bäsle schreiben.

A Mademoiselle Rosalie Joli.

Ich sag Dir tausend Dank, mein liebste Sallerl,
und trinke Dir zur Ehr ein ganzes Schallerl
Koffee und dann auch Tee und Limonadi
und tunke ein ein Stangerl vom Pomadi
und auch — auweh, auweh, es schlägt just sex,
und wers nit glaubt, der ist — der ist — ein Fex.
Die Fortsetzung folgt nächstens.

Mannheim, 4. November 1777.

... Ich bin alle Tage bei Cannabich. Heut ist auch meine Mama mit mir hingegangen. Er ist ganz ein andrer Mann, als er vorher war; es sagt es auch das ganze Orchester. Er ist sehr für mich eingenommen. Er hat eine Tochter, die ganz artig Klavier spielt, und damit ich ihn mir recht zum Freunde mache, so arbeite ich jetzt an einer Sonata für seine Mademoiselle Tochter, welche schon bis auf das Rondeau fertig ist. Ich habe, wie ich das erste Allegro und Andante geendiget hatte, selbe hingebracht und gespielt; der Papa kann sich nicht vorstellen, was die Sonate für einen Beifall hat. Es waren einige von der Musik just dort, der junge Danner, ein Waldhornist Lang und der Hautboist, dessen Namen ich nicht mehr weiß, welcher aber recht gut bläst und einen hübschen feinen Ton hat. Ich habe ihm ein Präsent mit dem Hautboiskonzert gemacht; es wird im Zimmer bei Cannabich abgeschrieben. Der Mensch ist närrisch für Freude; ich habe ihm das Konzert heut auf dem Pianoforte beim Cannabich vorgespielt, und obwohlen man wußte, daß es von mir ist, so gefiele es doch sehr. Kein Mensch sagte, daß es nicht gut

gesetzt seie, weil es die Leute hier nicht verstehen; sie sollen nur den Erzbischof fragen, der wird sie gleich auf den rechten Weg bringen. Heute habe ich alle meine sechs Sonaten beim Cannabich gespielt. Herr Kapellmeister Holzbauer hat mich heut selbst zum Herrn Intendant Graf Savioli geführt. Cannabich war just dort. Herr Holzbauer sagte auf welsch zum Grafen, daß ich möchte die Gnade haben, mich bei S. Kurfürstlichen Durchlaucht hören zu lassen. „Ich bin schon vor fünfzehn Jahren hier gewesen; ich war dort sieben Jahr alt, aber nun bin ich älter und größer geworden, und so auch in der Musik." — „Ah," sagte der Graf, „das ist der —"; was weiß ich, für wen er mich hielt. Da nahm aber gleich der Cannabich das Wort, ich stellte mich aber, als wenn ich es nicht hörte, ließ mich mit andern in Diskurs ein. Ich merkte aber, daß er ihm mit einer ernsthaften Miene von mir sprach. Der Graf sagte dann zu mir: „Ich höre, daß Sie so ganz passabel Klavier spielen?" Ich machte eine Verbeugung. . .

Die Welschen sind hier jetzt miserabel angeschrieben; sie haben nur zwei Kastraten hier, und die sind schon alt. Man läßt sie halt absterben. Der Sopranist möchte schon auch lieber den Alt singen; er kann nicht mehr hinauf. Die etliche Buben, die sie haben, sind elendig. Die Tenor und Baß wie bei uns die Totensinger. Der Herr Vizekapellmeister Vogler, der neulich das Amt machte, ist ein öder musikalischer Spaßmacher, ein Mensch, der sich recht viel einbildet und nicht viel kann. Das ganze Orchester mag ihn nicht. Heut aber, als Sonntag, habe ich eine Messe vom Holzbauer gehört, die schon sechsundzwanzig Jahr alt ist und aber recht gut ist. Er schreibt sehr gut, einen guten Kirchenstil, einen guten Satz der Vokalstimmen und Instrumenten und gute Fugen. Zwei Organisten haben sie hier, wo es der Mühe wert wäre, eigenst nach Mann-

heim zu reisen. Ich habe Gelegenheit gehabt, sie recht zu hören; dann hier ist es nicht üblich, daß man ein Benedictus macht, sondern der Organist muß dort allzeit spielen. Das erstemal habe ich den zweiten gehört und das andertemal den ersten. Ich schätze aber nach meiner Meinung den zweiten noch mehr als den ersten. Denn wie ich ihn gehört habe, so fragte ich: „Wer ist der, welcher die Orgel schlägt?" — „Unser zweiter Organist." Er schlagte miserabel. Wie ich den andern hörte: „Wer ist denn der?" — „Unser erster." Der schlagte noch miserabler. Ich glaub, wenn man sie zusammenstößte, so würde noch was Schlechters herauskommen. Es ist zum Totlachen, diesen Herren zuzusehen. Der zweite ist bei der Orgel wie das Kind beim Dreck; man sieht ihm seine Kunst schon im Gesichte an. Der erste hat doch Brillen auf. Ich bin zur Orgel hingestanden und habe ihm zugesehen in der Absicht, ihm etwas abzulernen; er hebt die Hände bei einer jeden Note in alle Höhe auf. Was aber seine Force ist, ist, daß er sechsstimmig spielt, meistenteils aber quintstimmig und oktavstimmig! Er läßt auch oft für Spaß die rechte Hand aus und spielt mit der linken ganz allein; mit einem Worte, er kann machen, was er will, er ist völlig Herr über seine Orgel...

Mannheim, 5. November 1777.

Allerliebstes Bäsle, Häsle!

Ich habe Dero mir so wertes Schreiben richtig erhalten — falten und daraus ersehen — drehen, daß der Herr Vetter — Retter und die Frau Bas — Has und Sie — wie recht wohlauf sind — Rind; wir sind auch, Gott Lob und Dank, recht gesund — Hund. Ich habe heute den Brief — schief von meinem Papa — haha! auch richtig in meine Klauen bekommen — strommen. Ich hoffe, Sie werden

auch meinen Brief — trief, welchen ich Ihnen aus Mannheim geschrieben, erhalten haben — schaben. Desto besser, besser desto! Nun aber etwas Gescheutes. Mir ist sehr leid, daß der Herr Prälat — Salat schon wieder vom Schlag getroffen worden ist — fist; doch hoffe ich, mit der Hilfe Gottes — Spottes wird es von keinen Folgen sein — Schwein. Sie schreiben mir — Stier, daß Sie Ihr Versprechen, welches Sie mir vor meiner Abreise von Augsburg getan haben, halten werden, und das bald — kalt; nu, das wird mich gewiß freuen — reuen. Sie schreiben noch ferners, ja, Sie lassen sich heraus, Sie geben sich bloß, Sie lassen sich verlauten, Sie machen mir zu wissen, Sie erklären mir, Sie geben deutlich am Tage, Sie verlangen, Sie begehren, Sie wunschen, Sie wollen, Sie mögen, Sie befehlen, Sie deuten mir an, Sie benachrichtigen mir, Sie machen mir kund, daß ich Ihnen auch mein Portrait schicken soll — scholl. Eh bien, ich werde es Ihnen gewiß schicken — schlicken. Ob Sie mich noch liebhaben? Das glaub ich. Desto besser, besser desto! Ja, so geht es auf dieser Welt, der eine hat den Beutel, der andere hat das Geld; mit wem halten Sie es? Mit mir, nicht wahr? Das glaub ich. Jetzt wunsch ich eine gute Nacht. Morgen werden wir uns gescheut sprechen — brechen; ich sage Ihnen eine Sache Menge zu haben, Sie glauben es nicht gar können; aber hören Sie morgen es schon werden. Leben Sie wohl unterdessen! Was ist das? ists möglich! Ihr Götter! Mein Ohr, betrügst du mich nicht? nein, es ist schon so — welch langer trauriger Ton!

Heut den schreiben fünfte ich dieses. Gestern habe ich mit der gestrengen Frau Kurfürstin gesprochen, und morgen, als den sechsten, werde ich in der großen Gala-Akademie spielen, und dann werde ich extra im Kabinett, wie mir die Fürstin-Kur selbst gesagt hat, wieder spielen. Nun

was recht Gescheutes! Es wird ein Brief oder es werden Briefe an mich in Ihre Hände kommen, wo ich Sie bitte, daß — was? — ja, ein Fuchs ist kein Has — ja, daß — nun, wo bin ich denn geblieben? ja recht, beim Kommen; ja, jetzt fallt mirs ein, Briefe, Briefe werden kommen, aber was für Briefe? je nun, Briefe an mich halt; die bitte ich mir gewiß zu schicken. Ich werde Ihnen schon Nachricht geben, wo ich von Mannheim weiters hingehe. Jetzt Numero 2! Ich bitte Sie, warum nicht? Ich bitte Sie, allerliebster Fex, warum nicht? daß Sie, wenn Sie ohnedem an die Madame Tavernier nach München schreiben, ein Kompliment von mir an die zwei Mademoisellen Freysinger schreiben, warum nicht? kurios, warum nicht? Und die jüngere, nämlich die Fräulein Josepha, bitte ich halt recht um Verzeihung, warum nicht? warum sollte ich sie nicht um Verzeihung bitten? kurios, ich wüßte nicht, warum nicht? Ich bitte sie halt recht sehr um Verzeihung, daß ich ihr bishero die versprochene Sonate nicht geschickt habe, aber ich werde sie, sobald es möglich ist, übersenden, warum nicht? was, warum nicht? warum soll ich sie nicht schicken? warum soll ich sie nicht übersenden? warum nicht? kurios, ich wüßte nicht, warum nicht? Nu, also diesen Gefallen werden Sie mir tun? warum nicht? kurios, warum nicht? ich wüßte nicht, warum nicht? Vergessen Sie auch nicht von mir ein Kompliment von mir an Papa und Mama von die zwei Fräulein zu entrichten; dann das ist grob gefehlt, wenn man Vater und Mutter vergessen tut sein müssen lassen haben. Ich werde hernach, wenn die Sonate fertig ist, selbe Ihnen zuschicken und einen Brief dazu, und Sie werden die Güte haben, selbe nach München zu schicken. Nun muß ich schließen, und das tut mich verdrießen. Herr Vetter, gehen wir geschwind zum Heiligen Kreuz und schauen wir, ob noch wer auf ist! Wir halten uns nicht auf, nichts

als anläuten, sonst nichts. Nun leben Sie recht wohl, ich küsse Sie tausendmal und bin wie allzeit der alte junge

Sauschwanz Wolfgang Amadeo Rosenkranz.

An alle meine guten Freund — heunt meinen Gruß — Fuß! Addio Fex — Hex bis ins Grab, wenn ichs Leben hab.

Miehnnam ned net5 rebotko 7771.

Mannheim, 8. November 1777.

... Nun folgt die Gratulation!

Allerliebster Papa!

Ich kann nicht poetisch schreiben: ich bin kein Dichter. Ich kann die Redensarten nicht so künstlich einteilen, daß sie Schatten und Licht geben: ich bin kein Maler. Ich kann sogar durchs Deuten und durch Pantomime meine Gesinnungen und Gedanken nicht ausdrücken: ich bin kein Tänzer. Ich kann es aber durch Töne: ich bin ein Musikus. Ich werde auch morgen eine ganze Gratulation sowohl für den Namens- als Geburtstag bei Cannabich auf dem Klavier spielen. Für heute kann ich nichts als Ihnen, mon très cher père, alles von ganzem Herzen wünschen, was ich Ihnen alle Tage, morgens und abends wünsche: Gesundheit, langes Leben und ein fröhliches Gemüt. Ich hoffe auch, daß Sie jetzt weniger Verdruß haben, als da ich noch in Salzburg war; dann ich muß bekennen, daß ich die einzige Ursach war. Man ging mit mir schlecht um, ich verdiente es nicht. Sie nahmen natürlicherweis Anteil, aber zu sehr. Sehen Sie, das war auch die größte und wichtigste Ursach, warum ich von Salzburg wegeilte. Ich hoffe auch, mein Wunsch ist erfüllet. Nun muß ich mit einer musikalischen Gratulation schließen. Ich wünsche Ihnen, daß Sie so viele Jahre leben möchten, als man Jahre braucht, um gar nichts Neues mehr in der Musik

machen zu können. Nun leben Sie recht wohl; ich bitte Sie recht untertänig, mich noch ein bißchen liebzuhaben und mit diesem schlechten Glückwunsch unterdessen vorliebzunehmen, bis in meinem engen und kleinen Verstandskasten neue Schubladen gemacht werden, wo ich den Verstand hineintun kann, den ich noch zu bekommen im Sinn habe. . .

Mannheim, 13. November 1777.

. . . Ich mußte auf sein (Beeckés) Ersuchen sein Klavichord versuchen, welches sehr gut ist. Er sagte oft Bravo. Ich phantasierte und spielte die Sonate ex B und D. Mit einem Wort, er war sehr höflich und ich höflich, aber ganz seriös. Wir wurden von unterschiedlichen Sachen zu reden, unter andern von Wien, daß nämlich der Kaiser kein großer Liebhaber von der Musik seie. Er sagte: „Das ist wahr, ein Kenner ist er vom Satz, sonst weiter nichts; ich weiß mich noch zu erinnern (hier rieb er sich die Stirne), daß, wie ich vor ihm spielen mußte, so wußte ich gar nicht, was ich spielen sollte; so fing ich denn an Fugen zu spielen und dergleichen Kindereien, wo ich heimlich selbst darüber lachte." Ich habe geglaubt, ich kann mich nicht halten und muß ihm sagen: „Mein Herr, ich gebe Ihnen zu, daß Sie darüber gelacht haben, aber schwerlich so sehr, wie ich gelacht haben würde, wenn ich Sie gehört hätte." Weiters sagte er (wie es auch wahr ist), daß beim Kaiser im Kabinett Musik gemacht wird, daß die Hunde davonlaufen möchten. Da sagte ich halt, daß ich allzeit, wenn ich mich nicht bald aus dem Staub mache, bei dergleichen Musiken Kopfweh bekomme. „O nein, das macht mir gar nichts; eine schlechte Musik greift meine Nerven nicht an, aber eine schöne; da kann ich Kopfweh bekommen." Da dachte ich mir wieder: Ja, ein seichter Kopf wie du bekömmt freilich gleich Schmerzen, wenn er etwas hört, welches er nicht begreifen kann.

Nun etwas von hier. Gestern habe ich mit Cannabich zum Herrn Intendant Graf Savioli gehen müssen, um mein Präsent abzuholen. Es war so, wie ich mir es eingebildet habe: nichts in Geld, eine schöne goldene Uhr. Mir wären aber jetzt zehn Karolin lieber gewesen als die Uhr, welche man mit Ketten und Devisen auf zwanzig Karolin schätzt. Auf der Reise braucht man Geld. Nun habe ich mit Dero Erlaubnis fünf Uhren. Ich habe auch kräftig im Sinn, mir an jeder Hosen noch ein Uhrtaschel machen zu lassen und, wenn ich zu einem großen Herren komme, beide Uhren zu tragen (wie es ohnehin jetzt Mode ist), damit nur keinem mehr einfällt mir eine Uhr zu verehren.

Ich sehe aus des Papa Schreiben, daß Sie des Voglers Buch nicht gelesen haben. Ich habe es jetzt gelesen, dann ich habe es vom Cannabich entliehen. Nun seine Histori ganz kurz. Er kam miserabel her, produzierte sich auf dem Klavier, machte einen Ballett; man hatte Mitleiden, der Kurfürst schickte ihn in Italien. Als der Kurfürst nach Bologna kam, fragte er den Padre Valotti wegen dem Vogler: „O altezza, questo è un grand uomo!“ usw. Er fragte auch den Padre Martini: „Altezza, è buono; ma a poco a poco; quando sarà un poco più vecchio, più sodo, si farà, si farà. Ma bisogna, che si cangi molto.“ Als der Vogler zurückkam, wurde er geistlich und gleich Hofkaplan, produzierte ein Miserere, welches, wie mir alles sagt, nicht zu hören ist, dann es geht alles falsch. Er hörte, daß man es nicht viel lobte. Er ging also zum Kurfürsten und beklagte sich, daß das Orchester ihm zu Fleiß und zu Trotz schlecht spielte; mit einem Wort, er wußte es halt so gut herumzudrehen (spielte auch so kleine ihm nutzbare Schlechtigkeiten mit Weibern), daß er Vizekapellmeister geworden. Er ist ein Narr, der sich einbildet, daß nichts Besseres und Vollkommeneres seie als

er. Das ganze Orchester von oben bis unten mag ihn nicht. Er hat dem Holzbauer viel Verdruß gemacht. Sein Buch dienet mehr zum Rechnenlernen als zum Komponierenlernen. Er sagt, er macht in drei Wochen einen Compositeur und in sechs Monat einen Sänger; man hat es aber noch nicht gesehen. Er veracht die größten Meister. Mir selbst hat er den Bach veracht. Bach hat hier zwei Opern geschrieben, wovon die erste besser gefallen als die zweite. Die zweite war Lucio Silla. Weil ich nun die nämliche zu Mailand geschrieben habe, so wollte ich sie sehen. Ich wußte vom Holzbauer, daß sie Vogler hat. Ich begehrte sie von ihm. „Von Herzen gern, morgen werde ich sie Ihnen gleich schicken; Sie werden aber nicht viel Gescheutes sehen." Etliche Täg darauf, als er mich sah, sagte er zu mir ganz spöttisch: „Nu, haben Sie was Schönes gesehen? haben Sie was daraus gelernt? Eine Aria ist gar schön. Wie heißt der Text?" fragte er einen, der neben ihm stund. — „Was für eine Aria?" — „Nu, die abscheuliche Aria vom Bach, die Sauerei — ja, Pupille amate. Die hat er gewiß im Punschrausch geschrieben." Ich habe geglaubt, ich müsse ihn beim Schopf nehmen; ich tat aber, als wenn ich es nicht gehört hätte, sagte nichts und ging weg. Er hat beim Kurfürsten auch schon ausgedienet.

Nun ist die Sonate für die Mademoiselle Rosa Cannabich auch schon fertig. Vergangenen Sonntag spielte ich aus Spaß die Orgel in der Kapelle. Ich kam unter dem Kyrie, spielte das Ende davon, und nachdem der Priester das Gloria angestimmt, machte ich eine Kadenz. Weil sie aber gar so verschieden von den hier so gewöhnlichen war, so guckte alles um und besonders gleich der Holzbauer. Er sagte zu mir: „Wenn ich das gewußt hätte, so hätte ich eine andere Messe aufgelegt." — „Ja," sagte ich, „damit Sie mich angesetzt hätten." Der alte Toeschi und Wendling stunden

immer neben mir. Die Leute hatten genug zu lachen. Es stand dann und wann pizzicato. Da gab ich allzeit den Tasten Batzeln, ich war in meinem besten Humor. Anstatt dem Benedictus muß man hier allzeit spielen. Ich nahm also den Gedanken vom Sanctus und führte ihn fugiert aus. Da stunden sie alle da und machten Gesichter. Auf die Letzt nach dem Ite, missa est spielte ich eine Fuge. Das Pedal ist anderst als bei uns; das machte mich anfangs ein wenig irre, aber ich kam gleich drein.

Nun muß ich schließen. Schreib der Papa uns nur immer noch nach Mannheim... Die Sonaten von Misliweczeck weiß ich, wie sie sind. Ich hab sie ja zu München gespielt. Sie sind ganz leicht und gut ins Gehör. Mein Rat wäre, meine Schwester, der ich mich untertänigst empfehle, solle sie mit vieler Expression, Gusto und Feuer spielen und auswendig lernen. Dann das sind Sonaten, welche allen Leuten gefallen müssen, leicht auswendig zu lernen sind und Aufsehen machen, wenn man sie mit gehöriger Präzision spielt...

Mannheim, 13. November 1777.

Ma très chère Nièce! Cousine! Fille! Mère, Soeur et Epouse!

Potz Himmel tausend Sakristei, Kroaten schwere Not, Teufel, Hexen, Truden, Kreuz-Battalion und kein End! potz Element, Luft, Wasser, Erd und Feuer, Europia, Asia, Afrika und Amerika, Jesuiter, Augustiner, Benediktiner, Kapuziner, Minoriten, Franziskaner, Dominikaner, Kartäuser und Heilige Kreuzerherren, Canonici regulares und irregulares und alle Bärenhäuter, Spitzbuben, Hundsfütter, Kujonen und Schwänz übereinander, Eseln, Büffeln, Ochsen, Narren, Dalken und Fexen! Was ist das für eine Manier! vier Soldaten und drei Bandalier! so ein Paquet und ein Portrait? Ich war schon voll Begierde — ich

glaubte gewiß — dann Sie schrieben mir ja unlängst selbst, daß ich es gar bald, recht gar bald bekommen werde. Zweifeln Sie vielleicht, ob ich auch mein Wort halten werde? Das will ich doch nicht hoffen, daß Sie daran zweifeln! Nu, ich bitte Sie, schicken Sie mir es je ehender, je lieber; es wird wohl hoffentlich so sein, wie ich es mir ausgebeten habe, nämlich im französischen Aufzuge.

Wie mir Mannheim gefällt? so gut einem ein Ort ohne Bäsle gefallen kann. Ich hoffe, auch Sie werden im Gegenteil, wie es auch so ist, meine Briefe richtig erhalten haben, nämlich einen von Hohenaltheim und zwei von Mannheim, und dieser, wie es auch so ist, ist der dritte von Mannheim, aber in allen der vierte, wie es auch so ist. Nun muß ich schließen, wie es auch so ist, dann ich bin noch nicht angezogen, und wir essen jetzt gleich, wie es auch so ist. Haben Sie mich noch immer lieb, wie ich Sie, so werden wir niemalen aufhören uns zu lieben. Wenn auch der Löwe ringsherum in Mauern schwebt, wenn schon des Zweifels harter Sieg nicht wohl bedacht gewesen, und die Tyrannei der Wüterer in Abweg ist geschlichen, so frißt doch Codrus, der weis' Philosophus, oft Rotz für Habermuß, und die Römer, die Stützen meines A—, sind immer, sind stets gewesen und werden immer bleiben — kastenfrei.

Adieu. J'espère que vous aurés déjà pris quelque lection dans la langue française, et je ne doute point, que — Ecoutés: que vous saurés bientôt mieux le françois que moi; car il y a certainement deux ans, que je n'ai pas écrit un mot dans cette langue. Adieu cependant. Je vous baise vos mains, votre visage, vos genoux et votre —, afin tout ce que vous me permettés de baiser. Je suis de tout mon coeur

votre très affectionné Neveu et Cousin
Wolfgang Amadé Mozart.

Mannheim, 14.—16. November 1777.

Ich Johannes Chrysostomus Amadeus Wolfgangus Sigismundus Mozart gebe mich schuldig, daß ich vorgestern und gestern (auch schon öfters) erst bei der Nacht um zwölf Uhr nach Haus gekommen bin und daß ich von zehn Uhr an bis zur benennten Stunde beim Cannabich, in Gegenwart und en compagnie des Cannabich, seiner Gemahlin und Tochter, Herrn Schatzmeister, Ramm und Lang, oft und nicht schwer, sondern ganz leichtweg gereimet habe, und zwar mit Gedanken, Worten und —, aber nicht mit Werken. Ich hätte mich aber nicht so gottlos aufgeführt, wenn nicht die Rädelführerin, nämlich die sogenannte Lisel (Elisabeth Cannabich) mich gar so sehr dazu animiert und aufgehetzt hätte, und ich muß bekennen, daß ich ordentlich Freude daran hatte. Ich bekenne alle diese meine Sünden und Vergehungen von Grund meines Herzen, und in Hoffnung, sie öfter bekennen zu dürfen, nehm ich mir kräftig vor, mein angefangenes sündiges Leben noch immer zu verbessern. Darum bitte ich um die heilige Dispensation, wenn es leicht sein kann; wo nicht, so gilt es mir gleich, dann das Spiel hat doch seinen Fortgang: Lusus enim suum habet ambitum, spricht der selige Sänger Meißner, Kapitel 9, pag. 24, weiters auch der heilige Ascenditor, Patron des Brennsuppenkoffee, der schimmlichten Limonade, der Mandelmilch ohne Mandeln und insonderheitlich des Erdbeergefrornen voll Eisbrocken, weil er selbst ein großer Kenner und Künstler in gefrornen Sachen war.

Die Sonaten, die ich für Mademoiselle Cannabich geschrieben habe, werde ich so bald als möglich auf klein Papier abschreiben lassen und meiner Schwester schicken. Vor drei Tägen habe ich angefangen der Mademoiselle Rose die Sonate zu lehren; heute sind wir mit dem ersten Allegro fertig. Das Andante wird uns am meisten Mühe machen;

dann das ist voll Expression und muß akkurat mit dem Gusto, Forte und Piano, wie es steht, gespielt werden. Sie ist sehr geschickt und lernt sehr leicht. Die rechte Hand ist sehr gut, aber die linke ist leider ganz verdorben. Ich kann sagen, daß ich oft sehr Mitleiden mit ihr habe, wenn ich sehe, wie sie sich oft bemühen muß, daß sie völlig schnauft, und nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern weil sie nicht anderst kann, weil sie es schon so gewohnt ist, indem man es ihr nie anderst gezeigt hat. Ich habe auch zu ihrer Mutter und zu ihr selbst gesagt, daß, wenn ich jetzt ihr förmlicher Meister wäre, so sperrte ich ihr alle Musikalien ein, deckte ihr das Klavier mit einem Schnupftuch zu und ließe ihr so lang mit der rechten und linken Hand, anfangs ganz langsam, lauter Passagen, Triller, Mordenten extra exerzieren, bis die Hand völlig eingericht wäre; dann hernach getrauete ich mir eine rechte Klavieristin aus ihr zu machen. Dann es ist schade, sie hat soviel Genie, sie liest ganz passabel, sie hat sehr viel natürliche Leichtigkeit und spielt mit sehr viel Empfindung. Sie haben mir auch beide recht gegeben. . .

Mannheim, 20. November 1777.

Gestern, als Mittwoch den 19., fing wieder die Gala an. Ich war im Amt, welches ganz funkelnagelneu vom Vogler komponiert war. Ich war schon vorgestern nachmittag in der Prob, ging aber gleich nach geendigtem Kyrie davon. So hab ich mein Lebetag nichts gehört. Es stimmt oft gar nicht; er geht in die Töne, daß man glaubt, er wolle einen beim Haaren hineinreißen; aber nicht, daß es der Mühe wert wäre, etwa auf eine besondere Art, nein, sondern ganz plump. Von der Ausführung der Ideen will ich gar nichts sagen. Ich sage nur das, daß es unmöglich ist, daß ein Voglerisches Amt einem Compositeur (der diesen

Namen verdient) gefallen kann. Dann kurz, jetzt hör ich einen Gedanken, der nicht übel ist; ja, er bleibt gewiß nicht lange nicht übel, sondern er wird bald — schön? Gott behüte! übel und sehr übel werden, und das auf zwei- oder dreierlei Manieren; nämlich daß kaum dieser Gedanken angefangen, kommt gleich was anders und verderbt ihn, oder er schließt den Gedanken nicht so natürlich, daß er gut bleiben könnte, oder er steht nicht am rechten Ort, oder endlich er ist durch den Satz der Instrumenten verdorben. So ist die Musik des Voglers...

Mannheim, 22. November 1777.

Abends oder vielmehr nocte temporis puncto und akkurat Schlag zehn Uhr.

... Heute um sechs Uhr war die Gala-Akademie. Ich hatte das Vergnügen, den Herrn Fränzl (welcher eine Schwester von der Madame Cannabich hat) auf der Violin ein Konzert spielen zu hören. Er gefällt mir sehr; Sie wissen, daß ich kein großer Liebhaber von Schwierigkeiten bin. Er spielt schwer, aber man kennt nicht, daß es schwer ist; man glaubt, man kann es gleich nachmachen, und das ist das wahre. Er hat auch einen sehr schönen runden Ton, er fehlt keine Note, man hört alles, es ist alles markiert. Er hat ein schönes Staccato in einem Bogen sowohl hinauf als herab, und den doppelten Triller habe ich noch nie so gehört wie von ihm. Mit einem Wort: er ist meinthalben kein Hexenmeister, aber ein sehr solider Geiger...

Nun bleibt mir nichts zu schreiben übrig, als daß ich allerseits eine recht angenehme Ruhe wünsche und daß Sie halt alle recht gut schlafen, bis ich Sie mit diesem gegenwärtigen Brief aufwecke. Adieu, ich küsse dem Papa hundertmillionenmal die Hände, und meine Schwester, den

lieben Poleſter, umarme ich von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig oder gar nicht, und bin Dero gehorſamſter Sohn, laufen Sie doch nicht davon,

Wolfgang Amade Mozart,

Ritter des goldenen Sporns und, ſobald ich heurat, des doppelten Horns, Mitglied der großen Akademie von Verona, Bologna, oui, mon ami!

Mannheim, 26. November 1777.

... Zwei Skolaren habe ich im voraus ſchon ohne die Erzſkolaren, die mir gewiſſer als nicht ein jeder ein Louis den Monat geben. Ohne den Erz läßt es ſich freilich nicht tun. Nun laſſen wir das, wie es iſt und wie es ſein wird; was nützen doch die überflüſſigen Spekulationen! Was geſchehen wird, wiſſen wir doch nicht; doch, wir wiſſen es! was Gott will.

Nun luſtig, allegro, non siate ſo pegro. Wenn wir allenfalls von hier wegreiſen, ſo gehen wir ſchnurgerade — wohin? nach Weilburg oder wie es heißt, zu der Prinzeſſin, der Schweſter des Prinzen von Oranien, die wir à la Haye ſo gut gekannt haben. Dort bleiben wir nota bene, ſolang uns die Offizierstafel ſchmeckt, und bekommen doch gewiß aufs wenigſte ſechs Louisdor.

Es ſind etliche Täge, daß der Herr Sterkel hier iſt von Würzburg. Vorgeſtern, als den 24., ſpeiſte ich mit Cannabich abermal beim Oberſtjäger von Hagen, und auf den Abend war ich al solito beim Cannabich, und da kam der Sterkel hin. Er ſpielte fünf Duetti, aber ſo geſchwind, daß es nicht auszunehmen war, und gar nicht deutlich und nicht auf den Takt. Es ſagten es auch alle. Die Mademoiſelle Cannabich ſpielte die ſechſte und in Wahrheit beſſer als der Sterkel.

Nun muß ich ſchließen, weil ich keinen Platz mehr habe

zum Schreiben; dann im Bette kann ich nicht schreiben, und auf mag ich nicht bleiben, weil es mich so schläfert. . .

Wenn ich noch einen Platz findete, so schreibte ich hunderttausend Komplimenten von uns zwei, sage von uns zwei an alle gute Freund und Freundinnen. Besonders an die A. Adlgasserische, Andretlerische und Arco (Graf); B. Herrn Bullinger, Barisanische und Beranitzky; C. Czernin (Graf), Cussetti und den drei Herrn Calcanten; D. Herrn Daser, Deibl und Dommeseer; E. Mademoiselle Eberlin Waberl, Herrn Eßlinger und alle Eseln zu Salzburg; F. Firmian (Graf und Gräfin und Dalkerl), den kleinen Franzl und von Petrischen Freihof; G. Mademoiselle, Madame et deux Monsieurs Gylofsky und auch an Conseiller, dann Herrn Gretri und Gablerbräu; H. den Haydnischen, Hagenauerischen und der Höllbräu-Thresel; J. Joli (die Sallerl), an Herrn Janitsch den Geiger und an Jakob beim Hagenauer; K. Herrn und Frau von Küsinger, Graf und Gräfin Kühnburg und Herrn Kassel; L. Baron Lehrbach, Graf und Gräfin Litzauer, Graf und Gräfin Lodron; M. Herrn Meißner, Mödlhammer- und Moser-Bräu; N. der Nannerl, den Hofnarren Pater Florian und allen Nachtwächtern; O. dem Graf Oxenstirn, dem Herrn Oberbereiter und allen Ochsen in Salzburg; P. den Prexischen, Graf Prank Kuchelmeister und Graf Perusa; Q. den Herrn Quilibet, Quodlibet und allen Quäkern; R. den Pater Florian Reichsiegel, Robinische und Maestro Rust; S. den Herrn Suscipe, Herrn Seiffert und an alle Säu in Salzburg; T. Herrn Tanzberger unsern Metzger, der Thresel und an alle Trompeter; U. an die Stadt Ulm und Utrecht und an alle Uhren in Salzburg, wenn man anfangs ein H hinzusetzt; W. an die Wieserische, Wurstmacher Hans und an Woferl; X. an die Xantippe, an Xerxes und an alle die, dessen Namen mit einem X anfangt; Y. an Herrn

Ypsilon, an die Herrn Ybrig und alle die, dessen Namen mit einem Y anfangt; letztens aber Z. an Herrn Zabuesnig, Herrn Zonca und Herrn Zezi im Schloß. Adieu. Wenn ich Platz hätte, so schreibete ich schon noch etwas, aufs wenigst doch Komplimenten an meine gute Freunde; so kann es aber nicht sein, ich wüßte nicht, wo ich hinschreiben sollte. Ich kann gescheut nichts heut schreiben, dann ich gleis völlig aus dem Bin. Der Papa üble es mir nicht müssen haben, ich so halt einmal heut bin; ich helf mir nicht können. Wohlen Sie leb, ich gute eine wünsche Nacht. Sunden Sie geschlaf. Werdens nächste ich schon schreiber gescheiden.

Mannheim, 29. November 1777.

Heute vormittag habe ich Ihren Brief vom 24. richtig erhalten und daraus ersehen, daß Sie sich nicht in Glück und Unglück schicken könnten, wenn wir allenfalls so etwas übern Hals bekommeten. Bis dato waren wir alle vier, wie wir sind, niemal glücklich noch unglücklich, und dafür danke ich Gott. Sie machen uns beiden viele Vorwürfe, und ohne daß wir es verdienen. Wir machen keine Ausgaben, die nicht notwendig sind, und was auf der Reise notwendig ist, wissen Sie so gut und besser als wir. Daß wir uns in München so lange aufgehalten, ist kein Mensch Ursach als ich, und wenn ich allein gewesen wäre, so wäre ich ganz gewiß in München geblieben. Daß wir uns in Augsburg vierzehn Täge aufgehalten? Ich sollte fast glauben, Sie hätten meine Briefe aus Augsburg nicht bekommen. Ich wollte ein Konzert geben, ich wurde angesetzt; da waren acht Täge weg. Ich wollte absolument verreisen, man ließ mich nicht; man wollte, ich sollte ein Konzert geben. Ich wollte gebeten sein, es geschah auch. Ich gab ein Konzert. Da sind nun die vierzehn Täg. Daß

wir gleich nach Mannheim sind? Dies habe ich in meinem letzten Brief beantwortet. Daß wir noch hier sind? Ja, können Sie denn glauben, daß ich ohne Ursach wo bleiben würde? Aber man könnte doch dem Vater — Gut, Sie sollen die Ursach, ja den ganzen Hergang der Sachen wissen. Aber bei Gott, ich wollte davon nichts schreiben, weil ich (so wenig als heute) etwas Ausführliches schreiben konnte und Sie folglich mit einer ungewissen Nachricht (wie ich Sie kenne) in Sorgen und Kummer gesetzt hätte, welches ich allzeit zu vermeiden suchte. Wenn Sie aber die Ursach meiner Nachlässigkeit, Sorglosigkeit und Faulheit zuschreiben, so kann ich nichts als mich für Ihre gute Meinung bedanken und von Herzen bedauern, daß Sie mich, Ihren Sohn, nicht kennen. Ich bin nicht sorglos, ich bin nur auf alles gefaßt und kann folglich alles mit Geduld erwarten und ertragen, wenn nur meine Ehre und mein guter Namen Mozart nicht darunter leidet. Nun weil es halt so sein muß, so seie es. Ich bitte aber im voraus, sich nicht vor dem Zeit zu freuen oder zu betrüben; dann es mag geschehen, was da will, so ist es gut, wenn man nur gesund ist; dann die Glückseligkeit bestehet — bloß in der Einbildung. . .

Mannheim, 3. Dezember 1777.

. . . Herr Kapellmeister Schweitzer ist ein guter, braver, ehrlicher Mann, trocken und glatt wie unser Haydn, nur daß die Sprache feiner ist. In der zukünftigen Opera sind sehr schöne Sachen, und ich zweifle gar nicht, daß sie gewiß reussieren wird. Die Alceste hat sehr gefallen und ist doch halb nicht so schön wie die Rosamund. Freilich hat das viel beigetragen, weil es das erste teutsche Singspiel war. Nun macht es, NB. auf die Gemüter, die nur durch die Neuheit hingerissen werden, lange den Eindruck nicht mehr.

Herr Wieland, der die Poesie gemacht hat, wird auch den Winter hieherkommen. Den möchte ich wohl kennen; wer weiß es? Vielleicht! Wenn der Papa dieses liest, so ist, wills Gott, alles vorbei.

Wenn ich hierbleibe, so soll ich in den Fasten en compagnie mit Herrn Wendling, Ramm, Oboist, welcher sehr schön bläst, Herrn Ballettmeister Lauchery nach Paris. Herr Wendling versichert mich, daß es mich nicht gereuen wird; er war zweimal in Paris, er ist erst zurückgekommen. Er sagt: „Das ist noch der einzige Ort, wo man Geld und sich recht Ehre machen kann. Sie sind ja ein Mann, der alles imstande ist; ich will Ihnen schon den rechten Weg zeigen. Sie müssen opera seria, comique, oratoire und alles machen. Wer ein paar Opern in Paris gemacht hat, bekommt etwas Gewisses das Jahr. Hernach ist das Concert spirituel, Académie des amateurs, wo man für eine Sinfonie fünf Louisdors bekömmt. Wenn man eine Lektion gibt, so ist der Brauch für zwölf Lektionen drei Louisdor. Man läßt hernach Sonaten, Trios, Quatuors stechen par souscription. Der Cannabich, Toeschi, die schicken viel von ihrer Musik nach Paris." Der Wendling ist ein Mann, der das Reisen versteht. Schreiben Sie mir Ihre Meinung darüber, ich bitte Sie. Nützlich und klug scheint es mir. Ich reise mit einem Mann, der Paris (wie es jetzt ist) in- und auswendig kennt, dann es hat sich viel verändert. Ich gebe noch so wenig aus, ja ich glaube, daß ich nicht halb so viel depensiere, weil ich nur für mich zu bezahlen habe, indem meine Mama hierbleiben würde und glaublicher Weise bei Wendling im Hause. . .

Mannheim, 6. Dezember 1777.

. . . Der Papa hat die Hauptursach wegen der Freundschaft des Herrn Cannabich wohl erraten. Es ist aber

noch ein kleines Ding, wozu er mich brauchen kann, nämlich er muß von allen seinen Balletten ein Recueil herausgeben, aber auf das Klavier. Nun kann er ohnmöglich das Ding so schreiben, daß es gut herauskömmt und doch leicht ist. Zu diesem bin ich ihm (wie ich es auch mit einem Contredanse schon war) sehr willkommen. Itzt ist er schon acht Täg auf der Jagd und kommt erst künftigen Dienstag. Solche Sachen tragen freilich viel zu einer guten Freundschaft bei, aber ohngeachtet dessen, glaube ich, wäre er mir doch wenigstens nicht feind; dann er hat sich viel geändert. Wenn man auf gewisse Jahre kömmt und sieht seine Kinder herwachsen, so denkt man schon ein bißchen anderst. Seine Tochter, welche fünfzehn Jahr alt, aber das älteste Kind ist, ist ein sehr schönes, artiges Mädel. Sie hat für ihr Alter sehr viel Vernunft und gesetztes Wesen; sie ist serios, redet nicht viel, was sie aber redet, geschieht mit Anmut und Freundlichkeit. Gestern hat sie mir wieder ein recht unbeschreibliches Vergnügen gemacht, sie hat meine Sonata ganz vortrefflich gespielt. Das Andante (welches nicht geschwind gehen muß) spielt sie mit aller möglichen Empfindung; sie spielt es aber auch recht gern. Sie wissen, daß ich den zweiten Tag, als ich hier war, schon das erste Allegro fertig hatte, folglich die Mademoiselle Cannabich nur einmal gesehen hatte. Da fragte mich der junge Danner, wie ich das Andante zu machen im Sinn habe. „Ich will es ganz nach dem Caractère der Mademoiselle Rose machen." Als ich es spielte, gefiele es halt außerordentlich. Der junge Danner erzählte es hernach. Es ist auch so; wie das Andante, so ist sie...

Apropos, ich muß etwas widerrufen: ich habe gestern geschrieben, daß die Mademoiselle Cannabich fünfzehn Jahr alt; sie ist aber erst dreizehn und gehet in das vierzehnte...

Mannheim, 10. Dezember 1777.

Hier ist es dermalen nichts mit dem Kurfürsten. Ich war vorgestern in der Akademie bei Hof, um eine Antwort zu bekommen. Der Graf Savioli wich mir ordentlich aus; ich ging aber auf ihn zu. Als er mich sahe, schupfte er die Achseln. „Was?" sagte ich, „noch keine Antwort?" — „Bitte um Vergebung," sagte er, „aber leider nichts." — „Eh bien," sagte ich, „das hätte mir der Kurfürst eher sagen können." — „Ja," sagte er, „er hätte sich noch nicht resolviert, wenn ich ihn nicht dazu getrieben und vorgestellt hätte, daß Sie schon so lange hier sitzen und im Wirtshaus Ihr Geld verzehren." — „Das verdrüßet mich auch am meisten," versetzte ich, „das ist gar nicht schön; übrigens bin ich Ihnen, Herr Graf (denn man heißt ihn nicht Exzellenz), sehr verbunden, daß Sie sich so eifrig für mich angenommen haben, und bitte, sich im Namen meiner beim Kurfürsten zu bedanken für die zwar späte, doch gnädige Nachricht; und ich versicherte ihn, daß es ihn gewiß niemalen gereuet hätte, wenn er mich genommen hätte." — „O," sagte er, „von diesem bin ich mehr versichert, als Sie es glauben." Ich sagte hernach die Resolution dem Herrn Wendling, welcher völlig rot wurde und ganz hitzig sagte: „Da müssen wir Mittel finden; Sie müssen hierbleiben, die zwei Monate aufs wenigste, bis wir hernach miteinander nach Paris gehen. Morgen kömmt so der Cannabich von der Jagd zurück, da werden wir das mehrere reden." Ich ging jetzt gleich von der Akademie weg und gerade zur Madame Cannabich. Dem Herrn Schatzmeister, der mit mir weggegangen und der ein recht braver Mann und mein guter Freund ist, habe ich es im Hingehen erzählt. Sie können sich nicht vorstellen, wie sich der Mensch darüber erzürnet hat. Als wir ins Zimmer traten, nahm er gleich das Wort und

sagte: „Nu, da ist einer, der das gewöhnliche schöne Schicksal vom Hof hat." — „Was?" sagte die Madame, „ist es also nichts?" Ich erzählte dann alles. Sie erzählten mir dann auch allerhand dergleichen Stückchen, die hier so passiert sind. Als die Mademoiselle Rose (welche drei Zimmer weit entfernt war und just mit der Wäsch umging) fertig war, kam sie herein und sagte zu mir: „Ist es Ihnen itzt gefällig?" Dann es war Zeit zur Lektion. „Ich bin zu Befehl," sagte ich. — „Aber", sagte sie, „heut wollen wir recht gescheut lernen." — „Das glaub ich," versetzte ich, „dann es dauert so nicht mehr lange." — „Wie so? wie so? warum?" Sie ging zu ihrer Mama, und die sagte es ihr. „Was?" sagte sie, „ist es gewiß? ich glaube es nicht." — „Ja, ja, gewiß!" sagte ich. Sie spielte hierauf ganz seriös meine Sonata. Hören Sie, ich konnte mich des Weinens nicht enthalten. Endlich kamen auch der Mutter, Tochter und dem Herrn Schatzmeister die Tränen in die Augen; dann sie spielte just die Sonata, und das ist das Favorit vom ganzen Haus. „Hören Sie," sagte der Schatzmeister, „wenn der Herr Kapellmeister (man nennt mich hier nie anderst) weggehet, so macht er uns alle weinen." Ich muß sagen, daß ich hier sehr gute Freund habe, dann in solchen Umständen lernt man sie kennen; dann sie sind es nicht allein in Worten, sondern in der Tat. Hören Sie nur folgendes.

Den andern Tag kam ich wie sonst zum Wendling zum Speisen; da sagte er mir: „Unser Indianer (das ist ein Holländer, der von seinen eigenen Mitteln lebt, ein Liebhaber von allen Wissenschaften und ein großer Freund und Verehrer von mir) ist halt doch ein rarer Mann; er gibt Ihnen zweihundert Fl., wenn Sie ihm drei kleine, leichte und kurze Konzerte und ein paar Quattro auf die Flöte machen. Durch den Cannabich bekommen Sie auf das wenigste

zwei Skolaren, die gut bezahlen. Sie machen hier Duetti auf das Klavier und ein Violin par souscription und lassen sie stechen. Tafel haben Sie sowohl mittags als abends bei uns. Quartier für sich haben Sie bei dem Herrn Hofkammerrat Serrarius, das kostet Sie alles nichts. Für die Frau Mutter wollen wir die zwei Monat, bis Sie dieses alles nach Haus geschrieben haben, ein wohlfeiles Quartierl ausfindig machen, und alsdann reist die Mama nach Haus, und wir gehen nach Paris." Die Mama ist damit zufrieden; itzt kömmt es nur auf Ihre Einwilligung an, der ich schon so gewiß bin, daß, wenn es itzt schon zur Reise Zeit wäre, ich, ohne eine Antwort abzuwarten, nach Paris ginge. Dann von einem so vernünftigen und für das Wohl seiner Kinder bisher so besorgten Vater kann man nichts anders erwarten. Der Herr Wendling, welcher sich Ihnen empfiehlt, ist ein Herzensfreund mit unserm Herzensfreund Grimm. Er hat ihm, als er hier war, viel von mir gesprochen; das war, wie er aus Salzburg von uns herkam. Ich werde, sobald ich von Ihnen Antwort auf diesen Brief habe, an ihn schreiben; dann er ist itzt, wie mir ein Fremder hier bei Tisch gesagt hat, in Paris. Ich würde Sie auch bitten, daß Sie mir, wenn es möglich wäre, indem wir vor dem 6. März nicht gehen werden, durch Herrn Mesmer in Wien oder durch etwa jemand zuwegen brächten, daß ich einen Brief an die Königin von Frankreich bekommen könnte: wenn es leicht möglich ist! dann sonst hat es auch weiter nicht viel zu bedeuten. Besser ist es, das ist richtig. Das ist auch ein Rat, den mir Herr Wendling gegeben hat. Ich stelle mir vor, daß Ihnen die Sachen, die ich Ihnen schreibe, wunderlich vorkommen, weil Sie itzt in einer Stadt sind, wo man gewohnt ist, dumme Feind, einfältige und schwache Freund zu haben, die, weil ihnen das traurige Salzburger Brot

unentbehrlich ist, immer den Fuchsschwanz streichen, folglich von heut bis morgen sind. Sehen Sie, das ist eben die Ursach, warum daß ich Ihnen immer Kindereien und Spaß und wenig Gescheutes geschrieben habe, weil ich die Sache hier habe abwarten wollen, um Ihnen den Verdruß zu ersparen und meine gute Freunde zu verschonen, denen Sie itzt etwa unschuldigerweise die Schuld geben, als hätten sie unter der Hand entgegengearbeitet, welches aber gewiß nicht ist. Ich weiß schon, wer die Ursach ist! Ich bin aber durch Ihre Briefe gezwungen worden, Ihnen die ganze Geschichte zu erzählen. Ich bitte Sie aber um alles in der Welt, kränken Sie sich nicht wegen diesem: Gott hat es so haben wollen. Bedenken Sie nur diese gar zu gewisse Wahrheit, daß sich nicht alles tun läßt, was man im Sinn hat. Man glaubt oft, dieses würde recht gut sein und jenes würde recht übel und schlecht sein, und wenn es geschähe, so würde man oft das Gegenteil erfahren. Nun muß ich schlafen gehen; ich werde die zwei Monat durch genug zu schreiben haben: drei Konzerts, zwei Quartetti, vier oder sechs Duetti aufs Klavier, und dann habe ich auch im Sinn, eine neue große Messe zu machen und dem Kurfürsten zu präsentieren. Adieu. . .

Mannheim, 18. Dezember 1777.

Geschwind in der größten Eil. Die Orgel, die heute in der lutherischen Kirche probiert worden, ist sehr gut, sowohl im ganzen Pieno als in einzeln Registern. Vogler hat sie gespielt. Er ist sozusagen nichts als ein Hexenmeister. Sobald er etwas majestätisch spielen will, so verfällt er ins Trockene, und man ist ordentlich froh, daß ihm die Zeit gleich lang wird und mithin nicht lange dauert. Allein was folgt hernach? — ein unverständliches Gewäsch. Ich habe ihm vom weiten zugehört. Hernach fing er eine

Fuge an, wo sechs Noten auf einen Ton waren, und presto! Da ging ich hinauf zu ihm. Ich will ihm in der Tat lieber zusehen als zuhören. Es waren sehr viele Leute da, auch von der Musik, Holzbauer, Cannabich, Toeschi usw. . .

Mannheim, 20. Dezember 1777.

Ich wünsche Ihnen, allerliebster Papa, ein recht glückseliges neues Jahr, und daß Dero mir so werte Gesundheit täglich mehr zunimmt, und das zum Nutzen und zur Freude Ihrer Frau und Ihrer Kinder, zum Vergnügen Ihrer wahren Freunde und zum Trotz und Verdruß Ihrer Feinde! Ich bitte Sie mich das kommende Jahr auch so väterlich zu lieben, wie Sie bisher getan haben! Ich meinerseits werde mich bemühen und befleißen, die Liebe eines so fürtrefflichen Vaters immer mehr zu verdienen. Ich war mit Ihrem letzten Schreiben, nämlich vom 15. Dezember, recht herzlich zufrieden, weil ich daraus vernommen habe, daß Sie sich, Gott Lob und Dank, recht gut befinden. Wir sind beide auch mit der Hülf Gottes ganz wohlauf. Mir kann es ja gar nicht fehlen; dann ich mach gewiß Kommotion genug. Ich schreibe itzt dieses um elf Uhr nachts, weil ich sonst keine Zeit habe. Vor acht Uhr können wir nicht aufstehen; dann in unserm Zimmer (weil es zu ebner Erd ist) wird es erst um halb neun Uhr Tag. Dann ziehe ich mich geschwind an. Um zehn Uhr setze ich mich zum Komponieren bis zwölf Uhr oder halb ein Uhr. Dann gehe ich zum Wendling, dort schreibe ich noch ein wenig bis halb zwei Uhr, dann gehen wir zu Tisch. Unterdessen wird es drei Uhr; da muß ich in Mainzischen Hof (Wirtshaus) zu einem holländischen Offizier, um ihm in Galanterie und Generalbaß Lektion zu geben, wofür ich, wenn ich nicht irre, vier Dukaten für zwölf Lektionen habe. Um vier Uhr muß ich nach Haus, um die Tochter zu instruieren: da fangen wir

vor halb fünf Uhr niemal an, weil man auf die Lichter wartet. Um sechs Uhr gehe ich zum Cannabich und lehre die Mademoiselle Rose. Dort bleibe ich beim Nachtessen, dann wird diskuriert oder bisweilen gespielt; da ziehe ich aber allzeit ein Buch aus meiner Tasche und lese, wie ich es zu Salzburg zu machen pflegte.

Ich habe geschrieben, daß mir Ihr letzter Brief viel Freude gemacht hat; das ist wahr! Nur eines hat mich ein wenig verdrossen, die Frage, ob ich nicht das Beichten etwa vergessen habe. Ich habe aber nichts dawider einzuwenden. Nur eine Bitte erlauben Sie mir, und diese ist: nicht gar so schlecht von mir zu denken! Ich bin gern lustig, aber seien Sie versichert, daß ich trotz einem jeden ernsthaft sein kann. Ich habe, seit ich von Salzburg weg bin (und auch in Salzburg selbst), Leute angetroffen, wo ich mich geschämt hätte, so zu reden und zu handeln, obwohlen sie zehn, zwanzig und dreißig Jahr älter waren als ich! Ich bitte Sie also nochmal und recht untertänig, eine bessere Meinung von mir zu haben...

Meine liebste Sallerl, mein Schatzerl!
Meine liebste Nannerl, mein Schwesterl!

Ich tu mich halt bedanken für Deinen Glückwunsch, Engel,
Und hier hast ein von Mozart, von dem grobeinzign Bengel.
Ich wünsch dir Glück und Freude, wenns doch die Sachen gibt,
Und hoff, Du wirst mich lieben, wie Dich der Woferl liebt.
Ich kann Dir wahrlich sagen, daß er Dich tut verehren,
Er luf Dir ja ins Foier, wanns Dus tatst a begehren.
Ich mein, ich muß so schreiben, wie er zu reden pflegt.
Mir ist so frisch vor Augen die Liebe, die er hegt
Für seine joli Sallerl und seine Schwester Nanzerl!
Ach, kommt gschwind her, ihr Lieben! wir machen gschwind
ein Tanzerl.

Es ſollen leben alle, der Papa und d' Mama,
Die Schweſter und der Bruder, heiſaſa hupſaſa!
Und auch d' Mätreß vom Woferl und auch der Woferl ſelbſt
Und das ſo lange, lange — ſo lang als er noch krelbſt.
So lang als er noch pruntzen und wacker ſcheißen kann,
So lang bleibt er und d' Sallerl und 's Schweſterl a voran.
Ein ſaubers Gſindel — auweh! ich muß gſchwind nach Schla-
raffen,
Und das itzt gleich um zwölf Uhr; dann dort tut man ſchon
ſchlafen.

Mannheim, 27. Dezember 1777.

... Nun bin ich mit Herrn Wieland auch bekannt. Er kennt mich aber noch nicht ſo wie ich ihn, dann er hat noch nichts von mir gehört. Ich hätte mir ihn nicht ſo vorgeſtellt, wie ich ihn gefunden. Er kömmt mir im Reden ein wenig gezwungen vor, eine ziemlich kindiſche Stimme, ein beſtändiges Gläſelgucken, eine gewiſſe gelehrte Grobheit und doch zuweilen eine dumme Herablaſſung. Mich wundert aber nicht, daß er (wenn auch zu Weimar oder ſonſt nicht) ſich hier ſo zu betragen geruhet; dann die Leute ſehen ihn hier an, als wenn er vom Himmel herabgefahren wäre. Man geniert ſich ordentlich wegen ihm, man redet nichts, man iſt ſtill, man gibt auf jedes Wort acht, was er ſpricht. Nur ſchade, daß die Leute oft ſo lange in der Erwartung ſein müſſen, dann er hat einen Defekt in der Zunge, vermög er ganz ſachte redet und nicht ſechs Worte ſagen kann, ohne einzuhalten. Sonſt iſt er, wie wir ihn alle kennen, ein fürtrefflicher Kopf. Das Geſicht iſt von Herzen häßlich, mit Blattern angefüllt, und eine ziemlich lange Naſe. Die Statur wird ſein beiläufig etwas größer als der Papa...

Mannheim, 10. Januar 1778.

... Der Herr Wieland ist, nachdeme er mich nun zweimal gehört hat, ganz bezaubert. Er sagte das letztemal nach allen möglichen Lobsprüchen zu mir: „Es ist ein rechtes Glück für mich, daß ich Sie hier angetroffen habe" und drückte mich bei der Hand. Heut ist die Rosamund im Theater probiert worden, sie ist — gut, aber sonst nichts. Dann wenn sie schlecht wäre, so könnte man sie ja nicht aufführen, gleichwie man nicht schlafen kann, ohne in einem Bett zu liegen! Doch es ist keine Regul ohne Ausnahme, ich habe das Beispiel gesehen. Drum gute Nacht! ...

Nun etwas Gescheites. Ich weiß (ganz gewiß), daß der Kaiser im Sinn hat, in Wien eine teutsche Opera aufzurichten, und daß er einen jungen Kapellmeister, der die teutsche Sprache versteht, Genie hat und imstande ist, etwas Neues auf die Welt zu bringen, mit allem Ernste sucht. Benda zu Gotha sucht und Schweitzer aber will durchdringen. Ich glaube, das wäre so eine gute Sache für mich; aber gut bezahlt, das versteht sich. Wenn mir der Kaiser tausend Gulden gibt, so schreibe ich ihm eine teutsche Opera, und wenn er mich nicht behalten will, so ist es mir einerlei. Schreiben Sie, ich bitte Sie, an alle erdenkliche gute Freunde zu Wien, daß ich imstande bin, dem Kaiser Ehre zu machen. Wenn er anderst nicht will, so soll er mich mit einer Opera probieren. Was er hernach machen will, das ist mir einerlei. Adieu! Ich bitte aber das Ding gleich in Gang zu bringen, sonst möchte mir jemand vorkommen...

Mannheim, 17. Januar 1778.

... Der Herr Vogler hat absolument mit mir recht bekannt werden wollen, indem er mich schon so oft geplagt

hatte, zu ihm zu kommen; so hat er endlich doch seinen Hochmut besiegt und hat mir die erste Visite gemacht. Überhaupt sagen mir die Leute, daß er jetzt ganz anderst seie, weil er dermalen nicht mehr so bewundert wird; dann die Leute haben ihn anfangs zu einem Abgott gemacht. Ich ging also mit ihm gleich hinauf, da kamen so nach und nach die Gäste und wurde nichts als geschwatzt. Nach Tische aber ließ er zwei Klaviere von ihm holen, welche zusammenstimmen, und auch seine gestochenen langweiligen Sonaten. Ich mußte sie spielen und er akkompagnierte mir auf dem andern Klaviere dazu. Ich mußte auf sein so dringendes Bitten auch meine Sonaten holen lassen. NB. vor dem Tische hat er mein Konzert (welches die Mademoiselle vom Hause spielt und das von der Litzau ist) prima vista — herabgehudelt. Das erste Stück ging prestissimo, das Andante allegro und das Rondo wahrlich prestissimo. Den Baß spielte er meistens anderst, als es stund, und bisweilen machte er eine ganz andere Harmonie und auch Melodie. Es ist auch nicht anders möglich in der Geschwindigkeit, die Augen können es nicht sehen und die Hände nicht greifen. Ja, was ist denn das? So ein prima vista spielen und ... ist bei mir einerlei. Die Zuhörer (ich meine diejenigen, die würdig sind, so genannt zu werden) können nichts sagen, als daß sie Musik und Klavierspielen — gesehen haben. Sie hören, denken und empfinden so wenig dabei als er. Sie können sich leicht vorstellen, daß es nicht zum Ausstehen war, weil ich es nicht geraten konnte, ihm zu sagen: Viel zu geschwind! Übrigens ist es auch viel leichter, eine Sache geschwind als langsam zu spielen. Man kann in Passagen etliche Noten im Stiche lassen, ohne daß es jemand merkt; ist es aber schön? Man kann in der Geschwindigkeit mit der rechten und linken Hand verändern, ohne daß es jemand

sieht und hört; ist es aber schön? Und in was besteht die Kunst prima vista zu lesen? In diesem: das Stück im rechten Tempo, wie es sein soll, zu spielen, alle Noten, Vorschläge usw. mit der gehörigen Expression und Gusto, wie es steht, auszudrücken, so daß man glaubt, derjenige hätte es selbst komponiert, der es spielt. Seine Applikatur ist auch miserabel; der linke Daumen ist wie beim seligen Adlgasser, und alle Läufe herab mit der rechten Hand macht er mit dem ersten Finger und Daumen...

Mannheim, 4. Februar 1778.

... Nun kommt etwas Notwendiges, wo ich mir gleich eine Antwort darauf bitte. Meine Mama und ich haben uns unterredet und sind übereinkommen, daß uns das Wendlingische Leben gar nicht gefällt. Der Wendling ist ein grundehrlicher und sehr guter Mann, aber leider ohne alle Religion, und so das ganze Haus. Es ist ja genug gesagt, daß seine Tochter Mätresse war. Der Ramm ist ein braver Mensch, aber ein Libertin. Ich kenne mich; ich weiß, daß ich so viel Religion habe, daß ich gewiß niemals etwas tun werde, was ich nicht imstande wäre, vor der ganzen Welt zu tun; aber nur der Gedanke, nur allein auf der Reise mit Leuten in Gesellschaft zu sein, deren Denkungsart sehr von der meinigen (und aller ehrlichen Leute ihrer) unterschieden ist, schreckt mich; übrigens können sie tun, was sie wollen. Ich habe das Herz nicht, mit ihnen zu reisen; ich hätte keine vergnügte Stunde; ich wüßte nicht, was ich reden sollte; dann mit einem Wort, ich habe kein rechtes Vertrauen auf sie. Freunde, die keine Religion haben, sind von keiner Dauer. Ich hab ihnen schon so einen kleinen Proguſto gegeben. Ich habe gesagt, daß seit meiner Abwesenheit drei Briefe gekommen sind, daraus ich ihnen weiter nichts sagen kann, als daß ich

schwerlich mit ihnen nach Paris reisen werde; vielleicht werde ich nachkommen, vielleicht gehe ich aber wo anderst hin; sie sollen sich auf mich nicht verlassen.

Mein Gedanke ist dieser. Ich mache hier ganz kommode vollends die Musik für den De Jean. Da bekomme ich meine zweihundert Fl. Hier kann ich bleiben, solange ich nur will. Weder Kost, weder Logis kost mir etwas. Unter dieser Zeit wird sich Herr Weber bemühen, sich wo auf Konzerts mit mir zu engagieren. Da wollen wir miteinander reisen. Wenn ich mit ihm reise, so ist es just so viel, als wenn ich mit Ihnen reisete. Deswegen habe ich ihn gar so lieb, weil er, das Äußerliche ausgenommen, ganz Ihnen gleicht und ganz Ihren Caractère und Denkungsart hat. Meine Mutter, wenn sie nicht, wie Sie wissen, zum Schreiben zu faul kommode wäre, so würde sie Ihnen das nämliche schreiben. Ich muß bekennen, daß ich recht gern mit ihnen gereist bin. Wir waren vergnügt und lustig. Ich hörte einen Mann sprechen wie Sie, ich durfte mich um nichts bekümmern; was zerrissen war, fand ich geflickt; mit einem Wort, ich war bedient wie ein Fürst. Ich habe diese gedrückte Familie so lieb, daß ich nichts mehr wünsche, als daß ich sie glücklich machen könnte; und vielleicht kann ich es auch. Mein Rat ist, daß sie nach Italien gehen sollten. Da wollte ich Sie also bitten, daß Sie, je eher je lieber, an unsern guten Freund Lugiati schreiben möchten und sich erkundigen, wie viel und was das meiste ist, was man einer Primadonna in Verona gibt? Je mehr, je besser; herab kann man allzeit. Vielleicht könnte man auch die Ascensa in Venedig bekommen. Für ihr Singen stehe ich mit meinem Leben, daß sie mir gewiß Ehre macht. Sie hat schon die kurze Zeit von mir viel profitiert, und was wird sie erst bis dahin profitieren! Wegen der Aktion ist mir auch nicht bang. Wenn das geschieht, so werden wir, Monsieur Weber,

seine zwei Töchter und ich, die Ehre haben, meinen lieben Papa und meine liebe Schwester im Durchreisen auf vierzehn Täge zu besuchen. Meine Schwester wird an der Mademoiselle Weber eine Freundin und Kameradin finden, dann sie steht hier im Ruf wie meine Schwester in Salzburg wegen ihrer guten Aufführung, der Vater wie meiner und die ganze Familie wie die Mozartische. Es gibt freilich Neider, wie bei uns; aber wenn es darzu kömmt, so müssen sie halt doch die Wahrheit sagen. Redlich währt am längsten. Ich kann sagen, daß ich mich völlig freue, wenn ich mit ihnen nach Salzburg kommen sollte, nur damit Sie sie hören. Meine Arien von der de' Amicis, sowohl die Bravouraria als Parto m'affretto und Dalla sponda tenebrosa singt sie superb. Ich bitte Sie, machen Sie Ihr mögliches, daß wir nach Italien kommen. Sie wissen mein größtes Anliegen — Opern zu schreiben.

Zu Verona will ich gern die Oper um dreißig Zechinen schreiben, nur damit sie sich Ruhm macht; dann wenn ich sie nicht schreibe, so fürchte ich, wird sie sakrifiziert. Bis dahin werde ich mir schon durch andere Reisen, die wir miteinander machen wollen, so viel Geld machen, daß es mir nicht zu wehe tut. Ich glaube, wir werden in die Schweiz gehen, vielleicht auch nach Holland; schreiben Sie mir nur bald darüber. Wenn wir uns wo lange aufhalten, so taugt uns die andere Tochter, welche die älteste ist, gar zu gut; dann wir können eigene Hauswirtschaft führen, weil sie auch kocht. . .

Geben Sie mir bald Antwort, das bitte ich Sie. Vergessen Sie meinen Wunsch nicht, Opern zu schreiben! Ich bin einem jeden neidig, der eine schreibt; ich möchte ordentlich für Verdruß weinen, wenn ich eine Aria höre oder sehe. Aber italienisch, nicht teutsch! eine seria, nicht buffa! Den Brief von Heufeld hätten Sie mir nicht

ſchicken dürfen, er hat mir mehr Verdruß als Freude gemacht. Der Narr meinte, ich werde eine komiſche Opera ſchreiben und ſo grad auf ungewiß, auf Glück und Dreck! Ich glaub auch, daß er ſeiner Edlerei keine Schande angetan hätte, wenn er „der Herr Sohn" und nicht „Ihr Sohn" geſchrieben hätte! Nu, er iſt halt a Wiener Lümmel, oder er glaubt, die Menſchen bleiben immer zwölf Jahr alt. Nun habe ich alles geſchrieben, wie es mir ums Herz iſt; meine Mutter iſt mit meiner Denkungsart ganz zufrieden. . .

Mannheim, 7. Februar 1778.

Der Herr von Schiedenhofen hätte mir wohl durch Sie längſt Nachricht geben können, daß er im Sinn hat, bald Hochzeit zu halten; ich hätte ihm neue Menuett darzu komponiert. Ich wünſche ihm von Herzen Glück. Das iſt halt wiederum eine Geldheirat, ſonſt weiter nichts. So möchte ich nicht heiraten: ich will meine Frau glücklich machen und nicht mein Glück durch ſie machen. Drum will ichs auch bleiben laſſen und meine goldene Freiheit genießen, bis ich ſo gut ſtehe, daß ich Weib und Kinder ernähren kann. Dem Herrn von Schiedenhofen war es notwendig, ſich eine reiche Frau zu wählen; das macht ſein Adel. Noble Leute müſſen nie nach Guſto und Liebe heiraten, ſondern nur aus Intereſſe und allerhand Nebenabſichten; es ſtünde auch ſolchen hohen Perſonen gar nicht gut, wenn ſie ihre Frau etwa noch liebeten, nachdem ſie ſchon ihre Schuldigkeit getan und ihnen einen plumpen Majoratsherren zur Welt gebracht hat. Aber wir arme gemeine Leute, wir müſſen nicht allein eine Frau nehmen, die wir und die uns liebt, ſondern wir dürfen, können und wollen ſo eine nehmen, weil wir nicht nobel, nicht hochgeboren und adlig und nicht reich ſind, wohl aber niedrig, ſchlecht und arm, folglich keine reiche Frau brauchen, weil

unser Reichtum nur mit uns ausstirbt; dann wir haben ihn im Kopf. Und diesen kann uns kein Mensch nehmen, ausgenommen, man hauete uns den Kopf ab, und dann — brauchen wir nichts mehr. . .

Die Hauptursach, warum ich mit den Leuten nicht nach Paris gehe, habe schon im vorigen Brief geschrieben. Die zweite ist, weil ich recht nachgedacht habe, was ich in Paris zu tun habe. Ich könnte mich mit nichts recht fortbringen als mit Skolaren, und zu der Arbeit bin ich nicht geboren. Ich habe hier ein lebendiges Beispiel. Ich hätte zwei Skolaren haben können, ich bin zu jedem dreimal gegangen, dann habe ich einen nicht angetroffen, mithin bin ich ausgeblieben. Aus Gefälligkeit will ich gern Lektion geben, besonders wenn ich sehe, daß eines Genie, Freude und Lust zum Lernen hat. Aber zu einer gewissen Stund in ein Haus gehen müssen oder zu Haus auf einen warten müssen, das kann ich nicht, und sollte es mir noch so viel eintragen; das ist mir ohnmöglich, das lasse ich Leuten über, die selbst nichts können als Klavier spielen. Ich bin ein Komponist und bin zu einem Kapellmeister geboren. Ich darf und kann mein Talent im Komponieren, welches mir der gütige Gott so reichlich gegeben hat (ich darf ohne Hochmut so sagen, dann ich fühle es nun mehr als jemals), nicht so vergraben, und das würde durch die vielen Skolaren; dann das ist ein sehr unruhiges Metier. Ich wollte lieber so zu sagen das Klavier als die Komposition negligieren; dann das Klavier ist nur meine Nebensach, aber Gott sei Dank, eine sehr starke Nebensach. Die dritte Ursach dann ist, weil ich nicht gewiß weiß, ob unser Freund Grimm zu Paris ist. Wenn der zu Paris ist, so kann ich noch allzeit auf dem Postwagen nachkommen; dann es geht ein charmanter Postwagen von hier über Straßburg nach Paris. Wir wären allzeit so gereist. Sie gehen auch so. Der

Herr Wendling ist untröstlich, daß ich nicht mitgehe; ich glaube aber, daß die Ursach mehr Interesse als Freundschaft ist. Ich habe ihm nebst der Ursach, die ich im letzten Brief geschrieben habe (nämlich, daß ich seit meiner Abwesenheit drei Briefe bekommen hätte), auch diese wegen den Skolaren gesagt und ihn gebeten, er möchte mir etwas Gewisses zuwegen bringen, so würde ich, wenn ich anderst kann, mit Freuden nachkommen, absonderlich wenn es eine Opera wäre. Das Opernschreiben steckt mir halt stark im Kopf, französisch lieber als teutsch, italienisch aber lieber als teutsch und französisch. Beim Wendling sind sie alle der Meinung, daß meine Komposition außerordentlich in Paris gefallen würde. Das ist gewiß, daß mir gar nicht bang wäre, dann ich kann so ziemlich, wie Sie wissen, aller Art und Stil von Kompositions annehmen und nachahmen. Ich habe der Mademoiselle Gustel (die Tochter) gleich nach meiner Ankunft ein französisches Lied, wozu sie mir den Text gegeben hat, gemacht, welches sie unvergleichlich singt. Hier habe ich die Ehre damit aufzuwarten. Beim Wendling wirds alle Täg gesungen, sie sind völlig Narren darauf. . .

Mannheim, 14. Februar 1778.

. . . Ich kann nichts schreiben als nachts; mithin kann ich auch nicht früh aufstehen. Zu allen Zeiten ist man auch nicht aufgelegt zum Arbeiten. Hinschmieren könnte ich freilich den ganzen Tag fort, aber so eine Sache kömmt in die Welt hinaus, und da will ich halt, daß ich mich nicht schämen darf, wenn mein Name darauf steht. Dann bin ich auch, wie Sie wissen, gleich stuff, wenn ich immer für ein Instrument, das ich nicht leiden kann, schreiben soll. Mithin habe ich zu Zeiten, um abzuwechseln, was anders gemacht als Klavierduetti mit Violin und auch etwas

an der Messe. Jetzt setze ich mich aber in allem Ernst über die Klavierduetten, damit ich sie stechen lassen kann. Wenn nur der Kurfürst hier wäre, so machete ich geschwind die Messe aus; was aber nicht ist, das ist nicht. . .

Mannheim, 19. Februar 1778.

. . . Ich habe mir nie etwas anders vorgestellt, als daß Sie die Reise mit den Weberischen mißbilligen werden; dann ich habe es niemal, bei unsern dermaligen Umständen verstehts sich, im Sinn gehabt. Aber ich habe mein Ehrenwort gegeben, an Ihnen das zu schreiben. Herr Weber weiß nicht, wie wir stehen; ich sag es gewiß niemand. Weil ich also gewünscht habe, in solchen Umständen zu sein, daß ich auf niemand zu denken hätte, daß wir alle recht gut stünden, so vergaß ich in dieser Berauschung die gegenwärtige Ohnmöglichkeit der Sache und mithin auch, Ihnen das zu melden, was ich itzt getan habe. Die Ursachen, daß ich nicht nach Paris bin, werden Sie genugsam in den letzten zwo Briefen vernommen haben. Wenn nicht meine Mutter selbst davon angefangen hätte, so wäre ich gewiß mitgereist. Nachdem ich aber merkte, daß sie es nicht gern sieht, so sah ich es auch nicht mehr gern; dann sobald man mir nicht trauet, so traue ich mir selbst nicht mehr. Die Zeiten, wo ich Ihnen auf dem Sessel stehend das oragna fiagata fà sang und Sie am Ende auf das Nasenspitzel küßte, sind freilich vorbei; aber hat dessentwegen meine Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam gegen Sie abgenommen? Mehr sage ich nicht. Was Sie mir wegen der kleinen Sängerin in München vorwerfen, muß ich bekennen, daß ich ein Esel war, so eine derbe Lüge an Sie zu schreiben. Sie weiß ja gar noch nicht, was Singen heißt. Das ist wahr, daß für eine Person, die erst drei Monat die Musik gelernt, sie ganz fürtrefflich

sang; und überdas hatte sie eine sehr angenehme, reine Stimme. Die Ursach, warum ich sie so lobte, mag wohl gewesen sein, weil ich von früh morgens bis nachts nichts hörte als: „Es gibt keine bessere Sängerin in ganz Europa; wer diese nicht gehört hat, der hat nichts gehört." Ich getrauete mir nicht recht zu widersprechen, teils weil ich mir gute Freund machen wollte, teils weil ich schnurgerade von Salzburg herkam, wo man einem das Widersprechen abgewöhnt. Sobald ich aber allein war, so mußte ich von Herzen lachen. Warum lachte ich doch auch nicht in Ihrem Brief? Das begreife ich nicht. . .

Was Sie wegen der Mademoiselle Weber schreiben, ist alles wahr, und wie ich es geschrieben habe, so wußte ich so gut wie Sie, daß sie noch zu jung ist und daß sie Aktion braucht und vorher öfter auf dem Theater rezitieren muß. Allein mit gewissen Leuten muß man öfters nach und nach weiterschreiten. Die guten Leute sind es müde, hier zu sein wie — Sie wissen schon wer und wo. Mithin glauben sie, es seie alles tunlich. Ich habe ihnen versprochen, alles an meinen Vater zu schreiben. Unterdessen als der Brief nach Salzburg lief, sagte ich schon immer, sie soll doch noch ein wenig Geduld haben, sie seie noch ein bißchen zu jung usw. Von mir nehmen sie auch alles an, dann sie halten viel auf mich. Itzt hat auch der Vater auf mein Anraten mit der Madame Toscani (Komödiantin) geredet, damit sie seine Tochter in der Aktion instruiert. Es ist alles wahr, was Sie von der Weberin geschrieben haben, ausgenommen eins nicht, nämlich, daß sie wie eine Gabrielli singt; dann das wäre mir gar nicht lieb, wenn sie so sänge. Wer die Gabrielli gehört hat, sagt und wird sagen, daß sie nichts als eine Passagen- und Rouladenmacherin war; und weil sie sie aber auf eine so besondere Art ausdrückte, verdiente sie Bewunderung, welche aber nicht länger dauerte,

als bis sie das vierte Mal sang. Dann sie konnte in die Länge nicht gefallen: der Passagen ist man bald müde, und sie hatte das Unglück, daß sie nicht singen konnte. Sie war nicht imstande, eine ganze Note gehörig auszuhalten, sie hatte keine messa di voce, sie wußte nicht zu soutenieren, mit einem Wort, sie sang mit Kunst, aber mit keinem Verstand. Diese aber singt zum Herzen und singt am liebsten cantabile. Ich habe sie erst durch die große Aria an die Passagen gebracht, weil es notwendig ist, wenn sie in Italien kömmt, daß sie Bravourarien singt. Das Cantabile vergißt sie gewiß nicht, dann das ist ihr natürlicher Hang. Der Raaff hat selbst (der gewiß nicht schmeichelt) gesagt, als er um seine aufrichtige Meinung gefragt wurde: „Sie hat nicht wie eine Skolarin, sondern wie eine Professora gesungen." ...

Mannheim, 22. Februar 1778.

... Ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich Ihnen diesmal nicht viel schreibe, allein ich kann nicht; ich fürchte, ich möchte meinen Kopfweh wieder bekommen; und auch überdies bin ich heunt gar nicht aufgelegt dazu. Man kann auch nicht alles schreiben, was man denkt, wenigstens ich nicht. Lieber sagen als schreiben! Aus dem letzten Brief werden Sie alles gehört haben, wie es an sich ist. Ich bitte alles von mir zu glauben, was Sie wollen, nur nichts Schlechtes. Es gibt Leute, die glauben, es seie ohnmöglich, ein armes Mädel zu lieben, ohne schlechte Absichten dabei zu haben; und das schöne Wort Mätresse, zu teutsch H—e, ist halt gar zu schön! Ich bin kein Brunetti und kein Misliweczeck! Ich bin ein Mozart, aber ein junger und gutdenkender Mozart. Mithin werden Sie mir, hoffe ich, verzeihen, wenn ich bisweilen im Eifer ausschweife, weil ich doch so sagen muß, obwohlen ich lieber gesagt hätte,

wenn ich natürlich schreibe. Ich hätte viel über diesen Stoff zu schreiben, allein ich kann nicht; es ist mir ohnmöglich; ich habe unter so vielen Fehlern auch diesen, daß ich immer glaube, meine Freund, die mich kennen, kennen mich! mithin braucht es nicht viel Worte; und kennen sie mich nicht, o, wo könnte ich dann Worte genug hernehmen! Übel genug, wenn man Worte und Briefe darzu braucht. Das ist alles nicht auf Sie geschrieben, mein lieber Papa. Nein! Sie kennen mich zu gut, und Sie sind zu brav dazu, um den Leuten gleich die Ehre abzuschneiden! Ich meine nur die, die wissen, daß ich sie meine: Leute, die so glauben...

Mannheim, 28. Februar 1778.

...Gestern war ich beim Raaff und bracht ihm eine Aria, die ich diese Täge für ihn geschrieben habe. Die Worte sind: Se al labro mio non credi, bella nemica mia usw. Ich glaub nicht, daß der Text vom Metastasio ist. Die Aria hat ihm überaus gefallen. Mit so einem Mann muß man ganz besonders umgehen. Ich habe mit Fleiß diesen Text gewählet, weil ich gewußt habe, daß er schon eine Aria auf diese Wörter hat; mithin wird er sie leichter und lieber singen. Ich habe ihm gesagt, er soll mir aufrichtig sagen, wenn sie ihm nicht taugt oder nicht gefällt; ich will ihm die Aria ändern, wie er will, oder auch eine andere machen. „Behüte Gott," hat er gesagt, „die Aria muß bleiben, dann sie ist sehr schön; nur ein wenig, bitte ich Sie, kürzen Sie mirs ab, dann ich bin itzt nimmer so imstande zu soutenieren." — „Von Herzen gern, soviel Sie wollen," habe ich geantwortet, „ich habe sie mit Fleiß etwas länger gemacht; dann wegschneiden kann man allzeit, aber dazusetzen nicht so leicht." Nachdem er den andern Teil gesungen hat, so tat er seine Brille

herab, sah mich groß an und sagte: „Schön, schön! Das ist eine schöne seconda parte!“ und sange es dreimal. Als ich wegging, so bedankte er sich sehr höflich bei mir, und ich versicherte ihm im Gegenteil, daß ich ihm die Aria so arrangieren werde, daß er sie gewiß gerne singen wird. Dann ich liebe, daß die Aria einem Sänger so akkurat angemessen seie wie ein gutgemachtes Kleid.

Ich habe auch zu einer Übung die Aria Non sò d'onde viene usw., die so schön vom Bach komponiert ist, gemacht, aus der Ursach, weil ich die vom Bach so gut kenne, weil sie mir so gefällt und immer in Ohren ist; dann ich hab versuchen wollen, ob ich nicht ungeacht diesem allem imstande bin, eine Aria zu machen, die derselben vom Bach gar nicht gleicht. Sie sieht ihr auch gar nicht, gar nicht gleich. Diese Aria habe ich anfangs dem Raaff zugedacht. Aber der Anfang gleich schien mir für den Raaff zu hoch und, um ihn zu ändern, gefiel er mir zu sehr, und wegen Setzung der Instrumenten schien er mir auch für einen Sopran besser. Mithin entschloß ich mich, diese Aria für die Weberin zu machen. Ich legte sie beiseit und nahm die Wörter Se al labro usw. für den Raaff vor. Ja, da war es umsonst, ich hätte ohnmöglich schreiben können, die erste Aria kam mir immer in Kopf. Mithin schrieb ich sie und nahm mir vor, sie akkurat für die Weberin zu machen. Es ist ein Andante sostenuto (vorher ein kleines Rezitativ), in der Mitte der anderte Teil Nel seno a destarmi, dann wieder das Sostenuto. Als ich sie fertig hatte, so sagte ich zur Mademoiselle Weber: „Lernen Sie die Aria von sich selbst, singen Sie sie nach Ihrem Gusto, dann lassen Sie mir sie hören, und ich will Ihnen hernach aufrichtig sagen, was mir gefällt und was mir nicht gefällt.“ Nach zwei Tägen kam ich hin, und da sang sie mirs und akkompagnierte sich selbst. Da habe ich aber gestehen müssen,

daß sie akkurat so gesungen hat, wie ich es gewunschen habe und wie ich ihr es lernen hab wollen. Das ist nun ihre beste Aria, die sie hat; mit dieser macht sie sich gewiß überall Ehre, wo sie hinkömmt. Gestern habe ich beim Wendling die Aria, die ich ihr versprochen, skizziert mit einem kurzen Rezitativ. Die Wörter hat sie selbst verlangt, aus der Didone: Ah non lasciarmi no. Sie und ihre Tochter ist ganz närrisch auf diese Aria. Der Tochter habe ich noch einige französische Ariettes versprochen, wovon ich heut eins angefangen habe...

Ich freue mich auf nichts als auf das Concert spirituel zu Paris, dann da werde ich vermutlich etwas komponieren müssen. Das Orchester seie so gut und stark, und meine Hauptfavoritkomposition kann man dort gut aufführen, nämlich Chöre, und da bin ich recht froh, daß die Franzosen viel darauf halten. Das ist auch das einzige, was man im Piccini seiner neuen Opera Roland ausgestellt hat, daß nämlich die Chöre zu nackend und schwach seien und überhaupt die Musik ein wenig zu einförmig. Sonst hat sie aber allen Beifall gefunden. Zu Paris war man itzt halt die Chöre vom Gluck gewohnt. Verlassen Sie sich nur auf mich, ich werde mich nach allen Kräften bemühen, dem Namen Mozart Ehre zu machen. Ich hab auch gar nicht Sorg darauf.

Aus den vorigen Briefen werden Sie alles ersehen haben, wie es ist und wie es gemeint war. Ich bitte Sie, lassen Sie sich nicht öfter den Gedanken in Kopf kommen, daß ich auf Sie vergessen werde! Dann ich kann ihn nicht vertragen. Meine Hauptabsicht war, ist und wird immer sein, mich zu bestreben, daß wir bald zusammenkommen und glücklich. Aber da heißt es Geduld. Sie wissen selbst besser als ich, wie die Sachen oft quer gehen, doch wird es schon noch gerade gehen. Nur Geduld! Hoffen

wir auf Gott, der wird uns nicht verlassen. An mir wird es nicht fehlen, wie können Sie doch an mir zweifeln? Liegt denn mir nicht selbst daran, daß ich nach allen Kräften arbeite, damit ich je ehender je lieber das Glück und Vergnügen habe, meinen besten und liebsten Vater von ganzem Herzen zu umarmen? Da sehen Sie! es ist doch nichts auf der Welt ohne Interesse! Wenn Krieg etwa in Bayern werden soll, so kommen Sie doch gleich nach, ich bitte Sie. Ich habe auf drei Freunde mein Vertrauen, und das sind starke und unüberwindliche Freunde, nämlich auf Gott, auf Ihren Kopf und auf meinen Kopf. Unsere Köpfe sind freilich unterschieden, doch jeder in seinem Fach sehr gut, brauchbar und nützlich, und mit der Zeit, hoffe ich, wird mein Kopf dem Ihrigen in dem Fach, wo er itzt den meinigen überwieget, doch auch nach und nach beikommen. Nun leben Sie recht wohl! Sein Sie lustig und aufgeräumt. Denken Sie, daß Sie einen Sohn haben, der seine kindliche Pflicht gegen Sie wissentlich gewiß nie vergessen hat und der sich bemühen wird, eines so guten Vaters immer würdiger zu werden...

Mannheim, 28. Februar 1778.

Mademoiselle, ma très chère Cousine!

Sie werden vielleicht glauben oder meinen, ich seie gestorben, ich seie krepiert oder verreckt: doch nein, meinen Sie es nicht, ich bitte Sie. Wie könnte ich denn so schön schreiben, wenn ich tot wäre? wie wäre das wohl möglich? Wegen meinem langen Stillschweigen will ich mich gar nicht entschuldigen, dann Sie würden mir so nichts glauben; doch was wahr ist, bleibt wahr; ich habe so viel zu tun gehabt, daß ich wohl Zeit hatte, an das Bäsle zu denken, aber nicht zu schreiben; mithin habe ich es müssen lassen bleiben. Nun aber habe ich die Ehre, Sie zu fragen, wie

Sie sich befinden und sich tragen? ob Sie noch offenes Leibes sind? ob Sie gar etwa haben den Grind? ob Sie mich noch können ein bißchen leiden? ob Sie öfters schreiben mit einer Kreiden? ob Sie noch dann und wann an mich gedenken? ob Sie nicht zuweilen Lust haben sich aufzuhenken? ob Sie etwa gar böse waren auf mich armen Narren? ob Sie nicht gutwillig wollen Fried machen? Doch Sie lachen — Viktoria! Ich dachte wohl, daß Sie mir nicht länger widerstehen könnten; ja, ja, ich bin meiner Sache gewiß, obwohlen ich in vierzehn Tägen gehe nach Paris. Wenn Sie mir also wollen antworten aus der Stadt Augsburg dorten, so schreiben Sie mir balde, damit ich den Brief erhalte; sonst wenn ich etwa schon bin weg, erhalte ich statt einen Brief einen Dreck. Nu, um auf etwas anderes zu kommen, haben Sie sich diese Fastnacht schon brav lustig gemacht? In Augsburg kann man sich dermalen lustiger machen als hier: ich wollte wünschen, ich wäre bei Ihnen, damit ich mit Ihnen recht herumspringen könnte. Meine Mama und ich, wir empfehlen uns beide dem Herrn Vater und der Frau Mutter nebst dem Bäsle und hoffen, daß sie alle drei recht wohlauf sein mögen. Desto besser, besser desto! Apropos, wie steht es mit der französischen Sprache? darf ich bald einen ganz französischen Brief schreiben? von Paris aus, nicht wahr?

Nun muß ich Ihnen noch, bevor ich schließe, dann ich muß bald endigen, weil ich Eil habe, dann ich habe jetzt just gar nichts zu tun, und dann auch weil ich keinen Platz habe, wie Sie sehen, das Papier ist schon bald gar, und müd bin ich auch schon, die Finger brennen mich ganz für lauter Schreiben, und endlich auch wüßte ich nicht, wenn auch wirklich noch Platz wäre, was ich noch schreiben sollte als die Historie, die ich Ihnen zu erzählen im Sinn habe. Hören Sie also! Es ist noch nicht lange, daß es sich zu-

getragen hat, es ist hier im Lande geschehen, es hat auch hier viel Aufsehens gemacht, dann es scheint ohnmöglich; man weiß auch unter uns gesagt den Ausgang von der Sache noch nicht. Also kurz zu sagen, es war etwa vier Stunden von hier, das Ort weiß ich nicht mehr, es war halt ein Dorf oder so etwas; nu, das ist wirklich ein Ding, ob es Triebstrill oder Burmsquiek war, es war halt ein Ort. Da war ein Hirt oder Schäfer, der schon ziemlich alt war, aber doch noch robust und kräftig dabei aussahe; der war ledig und gut bemittelt und lebte recht vergnügt. Ja, das muß ich Ihnen noch vorher sagen, ehe ich die Geschichte auserzähle, er hatte einen erschröcklichen Ton, wenn er sprach; man mußte sich allzeit furchten, wenn er sprach. Nu, um kurz von der Sache zu reden, so müssen Sie wissen, er hatte auch einen Hund, den er Bellot nannte, einen sehr schönen großen Hund, weiß mit schwarzen Flecken. Nu, eines Tages ging er mit seinen Schafen daher, deren er elftausend unter sich hatte, da hatte er einen Stock in der Hand mit einem schönen rosenfarbnen Stockband; dann er ging niemalen ohne Stock, das war schon so sein Gebrauch. Nun weiter! Da er so eine gute Stund ging, so war er müde und setzte sich bei einem Fluß nieder. Endlich schlief er ein; da träumt ihm, er habe seine Schafe verloren, und in diesem Schrecken erwacht er und sahe aber zu seiner größten Freude alle seine Schafe wieder. Endlich stund er auf und ging wieder weiter, aber nicht lang; dann es wird kaum eine halbe Stund vorbeigegangen sein, so kam er zu einer Brücke, die sehr lang war, aber von beiden Seiten geschützt war, damit man nicht hinabfallen könne. Nun, da betrachtete er seine Herde, und weil er denn hinüber mußte, so fing er an, seine elftausend Schafe hinüberzutreiben. Nun haben Sie nur die Gewogenheit und warten, bis die elftausend Schaf drüben sind, dann will ich Ihnen

die ganze Historie erzählen. Ich habe Ihnen vorher schon gesagt, daß man den Ausgang noch nicht weiß; ich hoffe aber, daß, bis ich Ihnen schreibe, sie gewiß drüben sind; wo nicht, so liegt mir auch nichts daran, wegen meiner hätten sie herüben bleiben können. Sie müssen sich unterdessen schon so weit begnügen; was ich davon gewußt habe, das habe ich geschrieben, und es ist besser, daß ich aufgehört habe, als wenn ich etwa dazugelogen hätte; da hätten Sie mir etwa die ganze Historie nicht geglaubt, aber so glauben Sie mir doch — die halbe nicht.

Nun muß ich schließen, ob es mich schon tut verdrießen; wer anfängt, muß auch aufhören, sonst tut man die Leute stören. An alle meine Freund mein Kompliment, und wers nicht glaubt, der soll mich küssen ohne End von nun an bis in Ewigkeit, bis ich einmal werd wieder gescheit; da hat er gewiß zu küssen lang, mir wird dabei schier selbsten bang. Adieu, Bäsle! Ich bin, ich war, ich wäre, ich bin gewesen, ich war gewesen, ich wäre gewesen, o wenn ich wäre, o daß ich wäre, wollte Gott ich wäre, ich werde sein, ich würde sein, wenn ich sein würde, o daß ich sein würde, ich würde gewesen sein, ich wäre gewesen, o wenn ich gewesen wäre, o daß ich gewesen wäre, wollte Gott ich wäre gewesen — was? ein Stockfisch! Adieu, ma chère Cousine! wohin? Ich bin der nämliche wahre Vetter

Wolfgang Amade Mozart.

Mannheim, 7. März 1778.

... Ihren letzten vom 26. Februar habe richtig erhalten. Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie sich so viele Mühe wegen den Arien gegeben haben. Sie sind halt in allen Sachen akkurat. „Nach Gott kömmt gleich der Papa!" das war als ein Kind mein Wahlspruch oder Axioma, und bei dem bleib ich auch noch. Sie haben freilich recht,

wenn Sie sagen: lernts was, so könnts was. Übrigens außer Ihrer Mühe und vielen Gängen darf Ihnen nichts reuen, dann die Mademoiselle Weber verdient es gewiß. Ich wollte nur wünschen, daß Sie meine neue Aria, von welcher ich Ihnen neulich gemeldet habe, von ihr singen hörten; von ihr, sage ich, dann sie ist ganz für sie gemacht; ein Mann wie Sie, der versteht, was mit Portamento singen heißt, würde gewiß ein sattsames Vergnügen darin finden. Wenn ich einmal glücklich in Paris bin, und daß unsere Umstände, wie ich hoffe, mit der Hilfe Gottes gut sind und wir alle besser aufgeräumt und bessers Humors sind, so will ich Ihnen ausführlicher meine Gedanken schreiben und Sie um eine große Gefälligkeit bitten. Nun muß ich Ihnen aber sagen, daß ich so erschrocken war und mir die Tränen in die Augen kamen, als ich in Ihrem letzten Brief las, daß Sie so schlecht gekleidet dahergehen müssen. Mein allerliebster Papa! meine Schuld ist das gewiß nicht, das wissen Sie. Wir sparen hier, soviel es möglich ist: Kost und Logement, Holz und Licht hat uns hier nichts gekostet. Das ist alles, was zu begehren ist. In Kleidung wissen Sie ja, daß man in fremden Orten nicht schlecht gehen kann. Es muß allzeit ein wenig ein Exterieur sein.

Ich habe nun meine ganze Hoffnung nach Paris, dann die deutschen Fürsten sind alle Knicker. Ich werde nach allen meinen Kräften arbeiten, um bald das Vergnügen zu haben, Ihnen aus den dermalen betrübten Umständen herauszuhelfen. . .

Paris, 24. März 1778.

Gestern Montag den 23. nachmittag um vier Uhr sind wir, Gott Lob und Dank, glücklich hier angekommen; wir sind also neun Täg und einen halben auf der Reise gewesen. Wir haben geglaubt, wir können es nicht aushalten. Ich hab mich mein Lebetag niemal so ennuyiert. Sie können sich leicht vorstellen, was das ist, wenn man von Mannheim und von so vielen lieben und guten Freunden wegreiset und dann zehnthalb Täge nicht allein ohne diese gute Freunde, sondern ohne Menschen, ohne eine einzige Seele, mit der man umgehen oder reden könnte, leben muß. Nun sind wir, Gott Lob und Dank, an Ort und End. Ich hoffe, mit der Hilfe Gottes wird alles gut gehen. Heute werden wir einen Fiaker nehmen und Grimm und Wendling aufsuchen...

Ich habe sehr viele gute Freund zu Mannheim (und ansehnliche, vermögende), die sehr wünschten mich alldort zu haben. Je nu, wo man gut zahlt, dort bin ich. Wer weiß, vielleicht geschieht es. Ich wünsche es, und mir ist auch immer so, ich habe immer noch Hoffnung. Der Cannabich ist ein ehrlicher, braver Mann und mein sehr guter Freund. Nur den Fehler hat er, daß er, obwohlen er nicht mehr gar jung, ein wenig flüchtig und zerstreut ist. Wenn man nicht immer an ihm ist, so vergißt er auf alles. Aber wenn von einem guten Freund die Rede, so spricht er wie ein Vieh und nimmt sich gewaltig an, und das gibt aus, dann er hat Kredit. Übrigens aber von höflicher Dankbarkeit kann ich nichts sagen, sondern muß bekennen, daß die Weberischen ohngeacht ihrer Armut und Unvermögen und obwohlen ich ihnen nicht so viel getan habe, sich mehr dankbar bezeigt haben. Dann die Madame und Monsieur Cannabich haben kein Wort zu mir gesagt, will nicht sagen von einem kleinen Andenken, wenns auch eine Bagatelle wäre, nur um ein gutes Herz zu zeigen; so aber

gar nichts und nicht einmal „Bedank mich", wo ich doch wegen ihrer Tochter so viel Zeit verloren und mich so bemühet habe. Sie kann sich auch itzt überall ganz gewiß hören lassen; als ein Frauenzimmer von vierzehn Jahren und Dilettante spielt sie ganz gut, und das hat man mir zu danken, das weiß ganz Mannheim. Sie hat itzt Gusto, Triller, Tempo und bessere Applikatur, welches sie vorher nicht gehabt hat. So in drei Monaten werde ich ihnen stark abgehen; dann ich fürchte, sie wird wieder verdorben und sich selbst verderben; dann wenn sie nicht immer einen Meister, der es recht versteht, um sich hat, so ist es umsonst; dann sie ist noch zu kindisch und flüchtig, um mit Ernst sich allein nutzbar zu exerzieren.

Die Weberin hat aus gutem Herzen zwei paar Tätzeln von Filet gestrickt und mir zum Angedenken und zu einer schwachen Erkenntlichkeit verehrt. Er hat mir, was ich gebraucht habe, umsonst abgeschrieben und Notenpapier gegeben und hat mir die Komödien vom Molière (weil er gewußt hat, daß ich sie noch niemal gelesen) geschenkt mit der Inschrift: Ricevi, Amico, le opere del Molière in segno di gratitudine e qualche volta ricordati di me. Und wie er bei meiner Mama allein war, sagte er: „Itzt reist halt unser bester Freund weg, unser Wohltäter. Ja, das ist gewiß, wenn Ihr Herr Sohn nicht gewesen wäre, der hat wohl meiner Tochter viel getan und sich um sie angenommen. Sie kann ihm auch nicht genug dankbar sein." Den Tag, ehe ich weggereiset bin, haben sie mich noch beim Abendessen haben wollen; weil ich aber zu Hause hab sein müssen, so hat es nicht sein können. Doch habe ich ihnen zwei Stunden bis zum Abendessen noch schenken müssen. Da haben sie nicht aufgehört sich zu bedanken; sie wollten nur wünschen, sie wären imstande, mir ihre Erkenntlichkeit zu zeigen. Wie ich wegging, so weinten sie

alle. Ich bitte um Verzeihung, aber mir kommen die Tränen in die Augen, wenn ich daran denke. Er ging mit mir die Treppe herab, blieb unter der Haustür stehen, bis ich ums Eck herum war, und rief mir noch nach: „Adieu!“ ...

Paris, 1. Mai 1778.

... Der kleine Violoncelliſt Zygmontowsky und ſein ſchlechter Vater iſt hier, das werde ich Ihnen vielleicht ſchon geſchrieben haben; ich tue es nur im Vorbeigehen, weil ich juſt darauf gedacht habe, daß ich ihn in jenem Ort geſehen habe, wovon ich Ihnen nun Meldung tun will, das iſt nämlich bei der Madame la Ducheſſe de Chabot. Monſieur Grimm gab mir einen Brief an ſie, und da fuhr ich hin. Der Inhalt dieſes Briefs war hauptſächlich, mich bei der Ducheſſe de Bourbon (die damals im Kloſter war) zu rekommandieren und mich neuerdings bei ihr wieder bekannt zu machen und ſich meiner erinnern zu machen. Da gingen acht Täg vorbei ohne mindeſter Nachricht; ſie hatte mich dort ſchon auf über acht Täg beſtellt, und alſo hielte ich mein Wort und kam. Da mußte ich eine halbe Stund in einem eiskalten, ungeheizten und ohne mit Kamin verſehenen großen Zimmer warten. Endlich kam die Ducheſſe Chabot mit größter Höflichkeit und bat mich mit dem Klavier vorliebzunehmen, indeme keins von den ihrigen zugerichtet ſeie; ich möchte es verſuchen. Ich ſagte, ich wollte von Herzen gern etwas ſpielen, aber itzt ſeie es ohnmöglich, indeme ich meine Finger nicht empfinde für Kälte, und bat ſie, ſie möchte mich aufs wenigſte in ein Zimmer, wo ein Kamin mit Feuer iſt, führen laſſen. „O oui, Monsieur, vous avez raison!“, das war die ganze Antwort. Dann ſetzte ſie ſich nieder und fing an eine ganze Stund zu zeichnen en compagnie anderer Herren, die alle in einem Zirkel um einen großen Tiſch herumſaßen; da hatte ich die

Ehre eine ganze Stund zu warten. Fenster und Türen waren offen, ich hatte nicht allein in Händen, sondern im ganzen Leib und Füßen kalt, und der Kopf fing mir auch gleich an wehe zu tun. Da war also altum silentium, und ich wußte nicht, was ich solange für Kälte, Kopfweh und Langeweile anfangen sollte. Oft dachte ich mir, wenn mir nicht um Monsieur Grimm wäre, so ging ich den Augenblick wieder weg. Endlich, um kurz zu sein, spielte ich auf dem miserablen elenden Pianoforte. Was aber das Ärgste war, daß die Madame und all die Herren ihr Zeichnen keinen Augenblick unterließen, sondern immer fortmachten, und ich also für die Sessel, Tisch und Mauern spielen mußte. Bei diesen so übel bewandten Umständen verging mir die Geduld, ich fing also die Fischerischen Variationen an, spielte die Hälfte und stund auf. Da waren eine Menge Eloges. Ich aber sagte, was zu sagen ist, nämlich, daß ich mir mit diesem Klavier keine Ehre machen könnte und mir sehr lieb seie, einen andern Tag zu wählen, wo ein besseres Klavier da wäre. Sie gab aber nicht nach, ich mußte noch eine halbe Stunde warten, bis ihr Herr kam. Der aber setzte sich zu mir und hörte mit aller Aufmerksamkeit zu, und ich — ich vergaß darüber alle Kälte, Kopfwehe und spielte ohngeacht dem elenden Klavier so, wie ich spiele, wenn ich gut in Laune bin. Geben Sie mir das beste Klavier von Europa und aber Leute zu Zuhörer, die nichts verstehen oder die nichts verstehen wollen und die mit mir nicht empfinden, was ich spiele, so werde ich alle Freude verlieren. Ich hab dem Monsieur Grimm nach der Hand alles erzählt.

Sie schreiben mir, daß ich brav Visiten machen werde, um Bekanntschaften zu machen und die alten wieder zu erneuern. Das ist aber nicht möglich. Zu Fuß ist es überall zu weit oder zu koticht, dann in Paris ist ein unbeschreiblicher Dreck. Im Wagen zu fahren hat man

die Ehre gleich des Tags vier bis fünf Livres zu verfahren und umsonst; dann die Leute machen halt Komplimenten, und dann ists aus, bestellen mich auf den und den Tag, da spiel ich, dann heißts: „O, c'est un prodige, c'est inconcevable, c'est étonnant!“ und hiemit Adieu. Ich hab hier so anfangs Geld genug verfahren und oft umsonst, daß ich die Leute nicht angetroffen habe. Wer nicht hier ist, der glaubt nicht, wie fatal daß es ist. Uberhaupt hat sich Paris viel geändert: die Franzosen haben lang nicht mehr so viel Politesse als vor fünfzehn Jahren, sie grenzen itzt stark an die Grobheit, und hoffärtig sind sie abscheulich. . .

Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten, Herz zum Empfinden und nur ein wenig was von der Musik verstünden und Gusto hätten, so würde ich von Herzen zu allen diesen Sachen lachen, aber so bin ich unter lauter Viecher und Bestien (was die Musik anbelangt). Wie kann es aber anderst sein? Sie sind ja in allen ihren Handlungen, Leidenschaften und Passionen auch nichts anders. Es gibt ja kein Ort in der Welt wie Paris. Sie dürfen nicht glauben, daß ich ausschweife, wenn ich von der hiesigen Musik so rede. Wenden Sie sich, an wen Sie wollen, nur an keinen geborenen Franzosen, so wird man Ihnen (wenns jemand ist, an den man sich wenden kann) das nämliche sagen. Nun bin ich hier, ich muß aushalten und das Ihnen zulieb. Ich dank Gott dem Allmächtigen, wenn ich mit gesundem Gusto davonkomme. Ich bitte alle Tage Gott, daß er mir die Gnade gibt, daß ich hier standhaft aushalten kann, daß ich mir und der ganzen teutschen Nation Ehre mache, indeme alles zu seiner größeren Ehr und Glori ist, und daß er zuläßt, daß ich mein Glück mache, brav Geld mache, damit ich imstande bin, Ihnen dadurch aus Ihren dermalen betrübten Umständen zu helfen und zuwegen zu bringen, daß wir bald

zusammenkommen und glücklich und vergnügt miteinander leben können. Übrigens sein Willen geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Ihnen, liebster Papa, bitte ich aber sich zu impegnieren unterdessen, daß ich Italien zu sehen bekomme, damit ich doch hernach wieder aufleben kann. Machen Sie mir doch diese Freude, ich bitte Sie darum. Nun bitte ich Sie aber recht lustig zu sein; ich werde mich hinaushauen, wie ich kann; wenn ich nur ganz davonkomme! Adieu! ...

Paris, 14. Mai 1778.

... Ich glaube, ich habe Ihnen schon im letzten Brief geschrieben, daß der Duc de Guines, dessen Tochter meine Skolarin in der Komposition ist, unvergleichlich die Flöte spielt, und sie magnifique die Harfe; sie hat sehr viel Talent und Genie, besonders ein ohnvergleichliches Gedächtnis, indem sie alle ihre Stücke, deren sie wirklich zweihundert kann, auswendig spielt; sie zweifelt aber stark, ob sie auch Genie zur Komposition hat, besonders wegen Gedanken, Ideen. Ihr Vater aber (der, unter uns gesagt, ein bißchen zu sehr in sie verliebt ist) sagt, sie habe ganz gewiß Ideen, es seie nur Blödigkeit, sie habe nur zu wenig Vertrauen auf sich selbst. Nun müssen wir sehen. Wenn sie keine Ideen oder Gedanken bekömmt (dann itzt hat sie wirklich gar keine), so ist es umsonst, dann ich kann ihr, weiß Gott, keine geben. Die Intention vom Vater ist, keine große Komponistin aus ihr zu machen. „Sie soll", sagte er, „keine Opera, keine Arien, keine Konzerte, keine Sinfonien, sondern nur große Sonaten für ihr Instrument und für meines schreiben." Heute habe ich ihr die vierte Lektion gegeben, und was die Regeln der Komposition und das Setzen anbelangt, so bin ich so ziemlich mit ihr zufrieden. Sie hat mir zu dem ersten Menuett, den ich ihr aufgesetzt, ganz gut den Baß

dazu gemacht; nun fängt sie schon an dreistimmig zu schreiben. Es geht, aber sie ennuyiert sich gleich; aber ich kann ihr nicht helfen, ich kann ohnmöglich weiterschreiten, es ist zu früh, wenn auch wirklich das Genie da wäre. So aber ist leider keines da, man wird alles mit Kunst tun müssen. Sie hat gar keine Gedanken, es kömmt nichts, ich habe es auf alle mögliche Art mit ihr probiert. Unter anderm kam mir auch in Sinn, einen ganz simplen Menuett aufzuschreiben und zu versuchen, ob sie nicht eine Variation darüber machen könnte. Ja, das war umsonst. Nun, dachte ich, sie weiß halt nicht, wie und was sie anfangen soll. Ich fing also nur den ersten Takt an zu variieren und sagte ihr, sie solle so fortfahren und bei der Idee bleiben; das ging endlich so ziemlich. Wie das fertig war, so sprach ich zu ihr, sie möchte doch selbst etwas anfangen, nur die erste Stimme, eine Melodie. Ja, sie besann sich eine ganze Viertelstund, und es kam nichts. Da schrieb ich also vier Täkte von einem Menuett und sagte zu ihr: „Sehen Sie, was ich für ein Esel bin: itzt fange ich einen Menuett an und kann nicht einmal den ersten Teil zu Ende bringen; haben Sie doch die Güte und machen Sie ihn aus." Da glaubte sie, das wäre ohnmöglich. Endlich mit vieler Mühe kam etwas an Tag; ich war doch froh, daß einmal etwas kam. Dann mußte sie den Menuett ganz ausmachen, das heißt nur die erste Stimme. Über Haus aber habe ich ihr nichts anders anbefohlen als meine vier Täkte zu verändern und von ihr etwas zu machen, einen andern Anfang zu erfinden, wenns schon die nämliche Harmonie ist, wenn nur die Melodie anderst ist. Nun werde ich morgen sehen, was es ist...

Paris, 12. Juni 1778.

... Nun muß ich doch auch Ihnen von unserm Raaff etwas schreiben. Sie werden sich ohne Zweifel erinnern, daß

ich von Mannheim aus gar nicht zu gut von ihm geschrieben habe, daß ich mit seinem Singen nicht zufrieden war, enfin, daß er mir halt gar nicht gefallen hat. Das war aber die Ursach, weil ich ihn zu Mannheim sozusagen gar nicht gehört hatte; ich hörte ihn das erste Mal in der Prob von Holzbauers Günther. Da war er nun in seinen eigenen Kleidern, den Hut auf dem Kopf und einen Stock in der Hand. Wenn er nicht sang, so stund er da wie das Kind beim Dreck. Wie er das erste Rezitativ zu singen anfing, so gings ganz passabel, aber dann und wann tat er einen Schrei, der mir nicht gefiel. Die Arien sang er so gewiß faul und oft einige Töne mit zu viel Geist, das war meine Sache nicht. Das ist eine Gewohnheit, die er allzeit gehabt hat, die vielleicht die Bernacchische Schule mit sich bringt; dann er ist ein Schüler vom Bernacchi. Bei Hof hat er allzeit Arien gesungen, die ihm meiner Meinung nach gar nicht angestanden, weil er mir gar nicht gefallen hat. Hier endlich, als er im Concert spirituel debutierte, sang er die Szene vom Bach Non sò d'onde viene, welches ohnedem meine Favoritsache ist, und da habe ich ihn das erste Mal singen gehört; er hat mir gefallen, das ist in dieser Art zu singen, aber die Art an sich selbst, die Bernacchische Schule, die ist nicht nach meinem Gusto. Er macht mir zu viel ins Cantabile. Ich lasse zu, daß er, als er jünger und in seinem Flor war, seinen Effekt wird gemacht haben, daß er wird surpreniert haben; mir gefällts auch, aber mir ists zuviel, mir kömmts oft lächerlich vor. Was mir an ihm gefällt, ist, wenn er so kleine Sachen singt, so gewisse Andantino, wie er auch so gewisse Arien hat; da hat er so seine eigene Art. Jeder an seinem Ort. Ich stelle mir vor, daß seine Hauptforce war die Bravura, welches man auch noch an ihm bemerkt, so wie es sein Alter zuläßt, eine gute Brust und langer Atem, und dann diese Andantino.

Seine Stimme ist schön und sehr angenehm; wenn ich so die Augen zumache, wenn ich ihn höre, so finde ich an ihm viel Gleiches mit dem Meißner, nur daß mir Raaffs Stimme noch angenehmer vorkömmt. Ich rede von jetzt, dann ich habe beide nicht in ihrer guten Zeit gehört; ich kann also von nichts als von der Art oder Methode zu singen reden, dann diese bleibt bei den Sängern. Meißner hat, wie Sie wissen, die üble Gewohnheit, daß er oft mit Fleiß mit der Stimme zittert, ganze Viertel, ja oft gar Achtel in aushaltender Note markiert, und das habe ich an ihm nie leiden können. Das ist auch wirklich abscheulich, das ist völlig ganz wider die Natur zu singen. Die Menschenstimme zittert schon selbst, aber so, in einem solchen Grade, daß es schön ist, das ist die Natur der Stimme. Man machts ihr auch nicht allein auf den Blasinstrumenten, sondern auch auf den Geigeninstrumenten nach, ja sogar auf den Klavieren. Sobald man aber über die Schranken geht, so ist es nicht mehr schön, weil es wider die Natur ist. Da kömmts mir just vor wie auf der Orgel, wenn der Blasbalg stößt. . .

Paris, 3. Juli 1778.

Ich habe Ihnen eine sehr unangenehme und traurige Nachricht zu geben, die auch Ursach ist, daß ich auf Ihren letzten Brief, vom 11. datiert, nicht eher habe antworten können. Meine liebe Mutter ist sehr krank: sie hat sich, wie sie es gewohnt war, Ader gelassen, und es war auch sehr notwendig; es war ihr auch ganz gut darauf, doch einige Täge darnach klagte sie Frost und auch gleich Hitzen, bekam den Durchlauf, Kopfwehe. Anfangs brauchten wir nur unsere Hausmitteln, antispasmotisch Pulver; wir hätten auch gerne das schwarze gebraucht, es mangelte uns aber, und wir konnten es hier nicht bekommen; es ist auch unter

dem Namen pulvis epilepticus nicht bekannt. Weil es aber immer ärger wurde, sie hart reden konnte, das Gehör verlor, so daß man schreien mußte, so schickte der Baron Grimm seinen Doktor her. Sie ist sehr schwach, hat noch Hitzen und phantasiert; man gibt mir Hoffnung, ich habe aber nicht viel; ich bin nun schon lange Tag und Nacht zwischen Furcht und Hoffnung, ich habe mich aber ganz in Willen Gottes gegeben und hoffe, Sie und meine liebe Schwester werden es auch tun; was ist denn sonst für ein Mittel, um ruhig zu sein? Ruhiger, sag ich, dann ganz kann man es nicht sein; ich bin getröstet, es mag ausfallen, wie es will, weil ich weiß, daß es Gott, der alles (wenns uns noch so quer vorkömmt) zu unserm Besten anordnet, so haben will; dann ich glaube (und dieses lasse ich mir nicht ausreden), daß kein Doktor, kein Mensch, kein Unglück, kein Zufall einem Menschen das Leben geben noch nehmen kann, sondern Gott allein; das sind nur die Instrumenten, deren er sich meistenteils bedienet und auch nicht allzeit; wir sehen ja, daß Leute umsinken, umfallen und tot sind. Wenn einmal die Zeit da ist, so nutzen alle Mitteln nichts: sie befördern eher den Tod, als sie ihn verhindern; wir haben es ja am seligen Freund Hefner gesehen. Ich sage dessentwegen nicht, daß meine Mutter sterben wird und sterben muß, daß alle Hoffnung verloren seie; sie kann frisch und gesund werden, aber nur wenn Gott will. Ich mache mir, nachdem ich aus allen meinen Kräften um die Gesundheit und Leben meiner lieben Mutter zu meinem Gott gebeten habe, gerne solche Gedanken und Tröstungen, weil ich mich hernach mehr beherzt, ruhiger und getröst finde; dann Sie werden sich leicht vorstellen, daß ich dies brauche. Nun etwas anderes! Verlassen wir diese Trauergedanken; hoffen wir, aber nicht zuviel; haben wir unser Vertrauen auf Gott und trösten wir uns mit diesem Gedanken, daß

alles gut gehet, wenn es nach dem Willen des Allmächtigen geht, indeme er am besten weiß, was uns allen sowohl zu unserm zeitlichen und ewigen Glück und Heil ersprießlich und nutzbar ist.

Ich habe eine Sinfonie, um das Concert spirituel zu eröffnen, machen müssen. Am Fronleichnamstag wurde sie mit allem Applauso aufgeführt. Es ist auch, soviel ich höre, im Courier de l'Europe eine Meldung davon geschehen, sie hat also ausnehmend gefallen. Bei der Prob war es mir sehr bange, dann ich habe mein Lebetag nichts Schlechters gehört. Sie können sich nicht vorstellen, wie sie die Sinfonie zweimal nacheinander heruntergehudelt und heruntergekratzet haben; mir war wahrlich ganz bang, ich hätte sie gerne noch einmal probiert, aber weil man allzeit so viel Sachen probiert, so war keine Zeit mehr; ich mußte also mit bangem Herzen und mit unzufriedenem und zornigem Gemüt ins Bette gehen. Den andern Tag hatte ich mich entschlossen, gar nicht ins Konzert zu gehen, es wurde aber abends gut Wetter, und ich entschlosse mich endlich mit dem Vorsatz, daß, wenn es so schlecht ging wie bei der Prob, ich gewiß aufs Orchester gehen werde und dem Herrn La Houssaye, erstem Violin, die Violin aus der Hand nehmen und selbst dirigieren werde. Ich bat Gott um die Gnade, daß es gut gehen möchte, indem alles zu seiner höchsten Ehr und Glori ist, und ecce, die Sinfonie fing an, Raaff stund neben meiner, und gleich mitten im ersten Allegro war eine Passage, die ich wohl wußte, daß sie gefallen müßte; alle Zuhörer wurden davon hingerissen und war ein großes Applaudissement. Weil ich aber wußte, wie ich sie schriebe, was das für einen Effekt machen würde, so brachte ich sie auf die Letzt noch einmal an. Da gings nun Da capo. Das Andante gefiel auch, besonders aber das letzte Allegro. Weil ich hörte, daß hier alle letzte Allegros wie die ersten

mit allen Instrumenten zugleich und meistens unisono anfangen, so fing ich mit die zwei Violinen allein piano nur acht Täkt an, darauf kam gleich ein Forte, mithin machten die Zuhörer (wie ichs erwartete) beim Piano sch, dann kam gleich das Forte. Sie das Forte hören und die Hände zu klatschen war eins. Ich ging also gleich für Freude nach der Sinfonie ins Palais Royal, nahm ein guts Gefrornes, bat den Rosenkranz, den ich versprochen hatte, und ging nach Haus, wie ich allzeit am liebsten zu Hause bin und auch allzeit am liebsten zu Hause sein werde oder bei einem guten, wahren, redlichen Teutschen, der, wenn er ledig ist, für sich als ein guter Christ gut lebt, wenn er verheiratet ist, seine Frau liebt und seine Kinder gut erzieht.

Nun gebe ich Ihnen eine Nachricht, die Sie vielleicht schon wissen werden, daß nämlich der gottlose und Erzspitzbub Voltaire sozusagen wie ein Hund, wie ein Vieh krepiert ist — das ist der Lohn! ... Daß ich hier nicht gerne bin, werden Sie schon längst gemerket haben. Ich habe so viel Ursachen und die aber, weil ich itzt schon einmal da bin, zu nichts nutzen. Bei mir fehlt es nicht und wird es niemalen fehlen, ich werde aus allen Kräften meine Möglichkeit tun. Nun, Gott wird alles gutmachen! Ich habe etwas im Kopf, dafür ich Gott täglich bitte. Ist es sein göttlicher Wille so, so wird es geschehen, wo nicht, so bin ich auch zufrieden; ich habe dann aufs wenigst doch das meinige getan. Wenn dies dann alles in Ordnung ist und so geschieht, wie ich es wünsche, dann müssen Sie erst das Ihrige darzu tun, sonst wäre das ganze Werk unvollkommen. Ich hoffe auch von Ihrer Güte, daß Sie es gewiß tun werden. Machen Sie sich nur itzt keine unnütze Gedanken, dann um diese Gnade will ich Sie schon vorher gebeten haben, daß ich meine Gedanken nicht eher ins klare setze, als bis es Zeit ist...

Nun leben Sie recht wohl. Haben Sie Sorg auf Ihre Gesundheit, verlassen Sie sich auf Gott, da müssen Sie ja Trost finden; meine liebe Mutter ist in Händen des Allmächtigen. Will er sie uns noch schenken, wie ich es wünsche, so werden wir ihm für diese Gnade danken; will er sie aber zu sich nehmen, so nutzt all unser Ängsten, Sorgen und Verzweifeln nichts. Geben wir uns lieber standhaft in seinen göttlichen Willen mit gänzlicher Überzeugung, daß es zu unserm Nutzen sein wird, weil er nichts ohne Ursach tut. Leben Sie also recht wohl, liebster Papa, erhalten Sie mir Ihre Gesundheit...

Paris, 3. Juli 1778.

Allerbester Freund!

Für Sie ganz allein.

Trauern Sie mit mir, mein Freund! Dies war der traurigste Tag in meinem Leben, dies schreibe ich um zwei Uhr nachts. Ich muß es Ihnen doch sagen: meine Mutter, meine liebe Mutter ist nicht mehr! Gott hat sie zu sich berufen; er wollte sie haben, das sahe ich klar, mithin habe ich mich in Willen Gottes gegeben. Er hatte sie mir gegeben, er konnte sie mir auch nehmen. Stellen Sie sich nur alle meine Unruhe, Ängsten und Sorgen vor, die ich diese vierzehn Täge ausgestanden habe. Sie starb, ohne daß sie etwas von sich wußte, löschte aus wie ein Licht. Sie hat drei Täge vorher gebeichtet, ist kommuniziert worden und hat die heilige Ölung bekommen. Die letzten drei Täge aber phantasierte sie beständig, und heut aber um fünf Uhr einundzwanzig Minuten griff sie in Zügen, verlor allsogleich darbei alle Empfindung und alle Sinne. Ich druckte ihr die Hand, redete sie an, sie sahe mich aber nicht, hörte mich nicht und empfand nichts. So lag sie bis sie verschied, nämlich in fünf Stunden, um

zehn Uhr einundzwanzig Minuten abends. Es war niemand darbei als ich, ein guter Freund von uns (den mein Vater kennt), Herr Heina, und die Wächterin. Die ganze Krankheit kann ich Ihnen heute ohnmöglich schreiben; ich bin der Meinung, daß sie hat sterben müssen; Gott hat es so haben wollen. Ich bitte Sie unterdessen um nichts als um das Freundstück, daß sie meinen armen Vater ganz sachte zu dieser traurigen Nachricht bereiten. Ich habe ihm mit der nämlichen Post geschrieben, aber nur, daß sie schwer krank ist, warte dann nur auf eine Antwort, damit ich mich darnach richten kann. Gott gebe ihm Stärke und Mut! Mein Freund! ich bin nicht itzt, sondern schon lange her getröstet. Ich habe aus besonderer Gnade Gottes alles mit Standhaftigkeit und Gelassenheit übertragen. Wie es so gefährlich wurde, so bat ich Gott nur um zwei Dinge, nämlich um eine glückliche Sterbstunde für meine Mutter und dann für mich um Stärke und Mut, und der gütige Gott hat mich erhört und mir die zwei Gnaden im größten Maße verliehen.

Ich bitte Sie also, bester Freund, erhalten Sie mir meinen Vater, sprechen Sie ihm Mut zu, daß er es sich nicht gar zu schwer und hart nimmt, wenn er das Ärgste erst hören wird. Meine Schwester empfehle ich Ihnen auch von ganzem Herzen. Gehen Sie doch gleich hinaus zu ihnen, ich bitte Sie, sagen Sie ihnen noch nichts, daß sie tot ist, sondern präparieren Sie sie nur so dazu. Tun Sie, was Sie wollen, wenden Sie alles an, machen Sie nur, daß ich ruhig sein kann und daß ich nicht etwa ein anderes Unglück noch zu erwarten habe. Erhalten Sie mir meinen lieben Vater und meine liebe Schwester! Geben Sie mir gleich Antwort, ich bitte Sie. Adieu, ich bin Dero gehorsamster, dankbarster Diener

Wolfgang Amadé Mozart.

Paris, 9. Juli 1778.

Ich hoffe, Sie werden bereitet sein, eine der traurigsten und schmerzhaftesten Nachrichten mit Standhaftigkeit anzuhören; Sie werden durch mein Letztes vom 3. in die Lage gesetzt worden sein, nichts Gutes hören zu dürfen. Den nämlichen Tag, den 3., ist meine Mutter abends um zehn Uhr einundzwanzig Minuten in Gott selig entschlafen; als ich Ihnen aber schriebe, war sie schon im Genuß der himmlischen Freuden, alles war schon vorbei. Ich schriebe Ihnen in der Nacht; ich hoffe, Sie und meine liebe Schwester werden mir diesen kleinen und sehr notwendigen Betrug verzeihen, dann nachdem ich nach meinen Schmerzen und Traurigkeit auf die Ihrige schloß, so konnte ich es ohnmöglich übers Herz bringen, Sie sogleich mit dieser schrecklichen Nachricht zu überraschen. Nun aber, hoffe ich, werden Sie sich beide gefaßt gemacht haben, das Schlimmste zu hören und nach allen natürlichen und nun gar zu billigen Schmerzen und Weinen endlich sich in den Willen Gottes zu geben und seine unerforschliche, unergründliche und allerweiseste Vorsehung anzubeten. Sie werden sich leicht vorstellen können, was ich ausgestanden, was ich für Mut und Standhaftigkeit notwendig hatte, um alles so nach und nach immer ärger, immer schlimmer mit Gelassenheit zu übertragen; und doch, der gütige Gott hat mir diese Gnade verliehen, ich habe Schmerzen genug empfunden, habe genug geweint. Was nutzte es aber? Ich mußte mich also trösten: machen Sie es auch so, mein lieber Vater und liebe Schwester! Weinen Sie, weinen Sie sich recht aus, trösten Sie sich aber endlich! Bedenken Sie, daß es der allmächtige Gott also hat haben wollen, und was wollen wir wider ihn machen? Wir wollen lieber beten und ihm danken, daß es so gut abgelaufen ist; dann sie ist sehr glücklich gestorben. In jenen betrübten Umständen habe ich mich mit

drei Sachen getröstet, nämlich durch meine gänzliche, vertrauensvolle Ergebung in Willen Gottes, dann durch die Gegenwart ihres so leichten und schönen Tods, indem ich mir vorstellte, wie sie nun in einem Augenblick so glücklich wird, wie viel glücklicher daß sie nun ist als wir, so daß ich mir gewunschen hätte, in diesem Augenblick mit ihr zu reisen. Aus diesem Wunsch und aus dieser Begierde entwickelte sich endlich mein dritter Trost, nämlich, daß sie nicht auf ewig für uns verloren ist, daß wir sie wiedersehen werden, vergnügter und glücklicher beisammen sein werden als auf dieser Welt. Nur die Zeit ist uns unbekannt, das macht mir aber gar nicht bang; wann Gott will, dann will ich auch. Nun, der göttliche, allerheiligste Willen ist vollbracht; beten wir also einen andächtigen Vaterunser für ihre Seele, und schreiten wir zu andern Sachen; es hat alles seine Zeit. Ich schreibe dieses im Hause der Madame d'Epinay und des Monsieur Grimm, wo ich nun logiere, ein hübsches Zimmerl mit einer sehr angenehmen Aussicht habe und, wie es nur immer mein Zustand zuläßt, vergnügt bin. Eine große Hilfe zu meiner möglichen Zufriedenheit wird sein, wenn ich hören werde, daß mein lieber Vater und meine liebe Schwester sich mit Gelassenheit und Standhaftigkeit gänzlich in den Willen des Herrn geben, sich ihm von ganzem Herzen vertrauen in der festen Überzeugung, daß er alles zu unserm Besten anordnet. Allerliebster Vater, schonen Sie sich! Liebste Schwester, schone Dich! Du hast noch nichts von dem guten Herzen deines Bruders genossen, weil er es noch nicht imstande war. Meine liebste Beide! habt Sorge auf Eure Gesundheit, denket, daß Ihr einen Sohn habt, einen Bruder, der all seine Kräften anwendet, um Euch glücklich zu machen, wohl wissend, daß Ihr ihm auch einstens seinen Wunsch und sein Vergnügen, welches ihm

gewiß Ehre macht, nicht versagen werdet und auch alles anwenden werdet, um ihn glücklich zu sehen. O, dann wollen wir so ruhig, so ehrlich, so vergnügt (wie es nur immer auf dieser Welt möglich ist) leben und endlich, wenn Gott will, dort wieder zusammenkommen, wofür wir bestimmt und erschaffen sind. . .

Wegen der Opera hab ich Ihnen schon im vorigen geantwortet. Wegen dem Ballett des Noverre habe ich ja nie nichts anders geschrieben, als daß er vielleicht ein neues machen wird; er hat just einen halben Ballett gebraucht, und da machte ich die Musik dazu; das ist, sechs Stücke werden von andern darin sein, die bestehen aus lauter alten miserablen französischen Arien; die Sinfonie und Contredanses, überhaupt halt zwölf Stücke werde ich dazu gemacht haben. Dieser Ballett ist schon viermal mit größtem Beifall gegeben worden. Ich will aber jetzt absolument nichts machen, wenn ich nicht voraus weiß, was ich dafür bekomme, dann dies war nur ein Freundstück für Noverre. Der Monsieur Wendling ist den letzten Mai von hier weg. Wenn ich den Baron Bach sehen wollte, müßte ich sehr gute Augen haben, dann der ist nicht hier, sondern in London. Ist es möglich, daß ich dies nicht sollte geschrieben haben? Sie werden sehen, daß ich künftighin alle Ihre Briefe akkurat beantworten werde. Man sagt, der Baron Bach würde bald wiederkommen; das wäre mir sehr lieb aus vielen Sachen, besonders aber, weil bei ihm Gelegenheit ist, etwas Rechtes zu probieren. Der Kapellmeister Bach wird auch bald hier sein; ich glaube, er wird eine Oper schreiben. Die Franzosen sind und bleiben halt Eseln, sie können nichts, sie müssen Zuflucht zu Fremden nehmen. Mit Piccini habe im Concert spirituel gesprochen: er ist ganz höflich mit mir und ich mit ihm, wenn wir so ungefähr zusammenkommen; übrigens mache ich keine Be-

kanntschaft weder mit ihm noch mit andern Komponisten; ich verstehe meine Sache und sie auch, und das ist genug. Daß meine Sinfonie im Concert spirituel unvergleichlich gefallen, habe auch schon geschrieben. Wenn ich eine Opera zu machen bekomme, so werde ich genug Verdruß bekommen. Das würde ich aber nicht viel achten, dann ich bin es schon gewohnt. Wenn nur die verfluchte französische Sprache nicht so hundsföttisch zur Musik wäre! Das ist was Elendes, die teutsche ist noch göttlich dagegen. Und dann erst die Sänger und Sängerinnen! Man sollte sie gar nicht so nennen, dann sie singen nicht, sondern sie schreien, heulen, und zwar aus vollem Halse, aus der Nase und Gurgel. Ich werde auf die künftige Fasten ein französisches Oratorium fürs Concert spirituel machen müssen. Der Monsieur Le Gros (Direktor) ist erstaunlich portiert für mich. Sie müssen wissen, daß ich (obwohlen ich sonst täglich bei ihm war) seit Ostern nicht bei ihm war, aus Verdruß, weil er meine Sinfonie concertante nicht aufgeführt hatte. Ins Haus kam ich öfters, um Monsieur Raaff zu besuchen, und mußte allzeit bei ihren Zimmern vorbeigehen. Die Bedienten und Mägde sahen mich allzeit, und ich gab ihnen allzeit eine Empfehlung auf. Es ist wohl schade, daß er sie nicht aufgeführt hat; die würde sehr inkontriert haben, nun hat er aber die Gelegenheit nicht mehr so. Wo sind allzeit vier Leute beisammen? Eines Tages, als ich Raaff besuchen wollte, war er nicht zu Haus, und man versicherte mich, er würde bald kommen; ich wartete also. Monsieur Le Gros kam ins Zimmer: „Das ist ein Mirakel, daß man einmal wieder das Vergnügen hat, Sie zu sehen." — „Ja, ich habe gar so viel zu tun." — — „Sie bleiben ja doch heute bei uns zu Tisch?" — „Ich bitte um Verzeihung, ich bin schon engagiert." — „Monsieur Mozart, wir müssen einmal wieder einen Tag beisammen sein." —

„Wird mir ein Vergnügen sein.“ Große Pause. Endlich: „Apropos, wollen Sie mir nicht eine große Sinfonie machen für Fronleichnam?“ — „Warum nicht?“ — „Kann ich mich aber darauf verlassen?“ — „O ja, wenn ich mich nur so gewiß darauf verlassen darf, daß sie produziert wird und daß es nicht so geht, wie mit der Sinfonie concertante.“ Da ging nun der Tanz an, er entschuldigte sich, so gut er konnte, wußte aber nicht viel zu sagen. Kurz, die Sinfonie fand allen Beifall, und Le Gros ist damit so zufrieden, daß er sagt, das seie seine beste Sinfonie. Das Andante hat aber nicht das Glück gehabt, ihn zufriedenzustellen; er sagt, es seie zu viel Modulation darin und zu lang. Das kam aber daher, weil die Zuhörer vergessen hatten, einen so starken und anhaltenden Lärmen mit Händeklatschen zu machen wie bei dem ersten und letzten Stück. Dann das Andante hat von mir, von allen Kennern, Liebhabern und meisten Zuhörern den größten Beifall. Es ist just das Contraire, was Le Gros sagt: es ist ganz natürlich und kurz. Um ihn aber (und, wie er behauptet, mehrere) zu befriedigen, habe ich ein anderes gemacht. Jedes in seiner Art ist recht, dann es hat jedes einen andern Charakter. Das letzte gefällt mir aber noch besser. Ich werde Ihnen die Sinfonie mit der Violinschule, Klaviersachen und Voglers Buch (Tonwissenschaft und Tonsetzkunst) mit einer guten Gelegenheit schicken, und dann will ich auch Ihr Urteil darüber hören. Den 15. August, Mariä Himmelfahrt, wird die Sinfonie mit dem neuen Andante das zweite Mal aufgeführt werden. Die Sinfonie ist ex Re und das Andante ex Sol. Hier darf man nicht sagen D oder G. Nun ist halt der Le Gros ganz für mich...

Paris, 31. Juli 1778.

Ich hoffe, Sie werden meine zwei letzten vom 11. und 18. (glaube ich) richtig erhalten haben. Ich habe unterdessen Ihre zwei vom 13. und 20. empfangen. Das Erste preßte mir Tränen des Schmerzens aus, weil ich wieder an den traurigen Hintritt meiner lieben seligen Mutter erinnert wurde und mir alles wieder lebhaft fürkam. Das werde ich gewiß mein Lebetag nicht vergessen. Sie wissen, daß ich mein Lebetag (obwohlen ich es gewunschen) niemand habe sterben gesehen, und zum ersten Male mußte es just meine Mutter sein. Auf diesen Augenblick hatte ich auch am meisten Sorg und bat Gott flehentlich um Stärke. Ich wurde erhört, ich hatte sie. So traurig mich Ihr Brief machte, so war ich doch ganz außer mir für Freude, als ich vernahm, daß Sie alles so nehmen, wie es zu nehmen ist, und ich folglich wegen meinem besten Vater und liebsten Schwester außer Sorge sein kann. Sobald ich Ihren Brief ausgelesen hatte, so war auch das erste, daß ich auf die Knie niederfiel und meinem lieben Gott aus ganzem Herzen für diese Gnad dankte. Nun bin ich ganz ruhig, weil ich weiß, daß ich wegen den zwei Personen, die mir das Liebste auf dieser Welt sind, nichts zu befürchten habe, welches nun das größte Unglück für mich wäre und mich ganz gewiß darniederreißen würde. Sorgen Sie also beide für Ihre mir so schätzbare Gesundheit, ich bitte Sie, und gönnen Sie demjenigen, der sich schmeichelt, daß er Ihnen nun das Liebste auf der Welt ist, das Glück, Vergnügen und die Freude, Sie bald umarmen zu können. Ihr letzter Brief preßte mir Tränen der Freude aus, indeme ich dadurch immer mehr Ihrer wahren väterlichen Liebe und Sorge gänzlich überzeugt wurde. Ich werde mich aus allen Kräften bestreben, Ihre väterliche Liebe immer mehr zu verdienen. Ich danke Ihnen für das Pulver durch den

zärtlichsten Handkuß und bin überzeugt, daß Sie froh sind, daß ich nicht benötiget bin, Gebrauch davon zu machen. Unter der Krankheit meiner seligen Mutter wäre es einmal bald notwendig gewesen, aber itzt, Gott Lob und Dank, bin ich ganz frisch und gesund. Nur bisweilen habe ich so melancholische Anfälle, da komme ich aber am leichtesten davon durch Briefe, die ich schreibe oder erhalte; das muntert mich dann wieder auf. Glauben Sie aber sicher, daß es niemalen ohne Ursach geschieht. . .

Ich werde nun mein möglichstes tun, um mich hier mit Skolaren fortzubringen und soviel möglich Geld zu machen. Ich tue es jetzt in der süßen Hoffnung, daß bald eine Veränderung geschieht. Dann das kann ich Ihnen nicht leugnen, sondern muß es bekennen, daß ich froh bin, wenn ich hier erlöset werde. Dann Lektion zu geben, ist hier kein Spaß: man muß sich ziemlich abmatten damit, und nimmt man nicht viele, so macht man nicht viel Geld. Sie dürfen nicht glauben, daß es Faulheit ist; nein! sondern weil es ganz wider mein Genie, wider meine Lebensart ist. Sie wissen, daß ich sozusagen in der Musik stecke, daß ich den ganzen Tag damit umgehe, daß ich gerne spekuliere, studiere, überlege. Nun bin ich hier durch diese Lebensart dessen behindert. Ich werde freilich einige Stunden frei haben, allein die wenigen Stunden werden mir mehr zum Ausrasten als zum Arbeiten notwendig sein.

Wegen der Opera habe ich schon in meinem Vorigen Meldung getan. Ich kann nicht anderst, ich muß eine große Opera oder gar keine schreiben. Schreibe ich eine kleine, so bekomme ich wenig; dann hier ist alles taxiert. Hat sie dann das Unglück, den dummen Franzosen nicht zu gefallen, so ist alles gar, ich bekomme keine mehr zu schreiben, habe wenig davon, und meine Ehre hat Schaden gelitten.

Wenn ich aber eine große Opera schreibe, so ist die Bezahlung besser, ich bin in meinem Fach, was mich freuet, habe mehr Hoffnung, Beifall zu erhalten, weil man in einem großen Werk mehr Gelegenheit hat, sich Ehre zu machen. Ich versichere, daß, wenn ich eine Opera zu schreiben bekomme, mir gar nicht bang ist. Die Sprache hat der Teufel gemacht, das ist wahr, und ich sehe all die Schwierigkeiten, die alle Compositeurs gefunden haben, gänzlich ein; aber ohngeacht dessen fühle ich mich imstande, diese Schwierigkeiten so gut als alle andern zu übersteigen. Au contraire, wenn ich mir öfters vorstelle, daß es richtig ist mit meiner Opera, so empfinde ich ein ganzes Feuer in meinem Leibe und Zittern auf Hände und Füße für Begierde, den Franzosen immer mehr die Teutschen kennen, schätzen und fürchten zu lernen. Warum gibt man denn keinem Franzosen eine große Opera? Warum müssen es denn Fremde sein? Das Unausstehlichste dabei würden mir die Sänger sein. Nun, ich bin bereit. Ich fange keine Händel an; fordert man mich aber heraus, so werde ich mich zu defendieren wissen. Wenn es aber ohne Duell abläuft, so ist es mir lieber, dann ich raufe mich nicht gern mit Zwergen.

Gott gebe es, daß bald eine Veränderung geschieht! Unterdessen wird es an meinem Fleiß, Mühe und Arbeit gewiß nicht fehlen. Auf den Winter, wenn alles von dem Lande hereinkömmt, habe ich meine Hoffnung. Unterdessen leben Sie recht wohl und haben Sie mich immer lieb. Das Herz lacht mir, wenn ich auf den glücklichen Tag denke, wo ich wieder das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen und von ganzem Herzen zu umarmen. . .

Paris, 7. August 1778.

Allerliebster Freund!

Nun erlauben Sie, daß ich vor allem mich bei Ihnen auf das nachdrücklichste bedanke für das neue Freundschaftsstück, so Sie mir erwiesen, nämlich, daß Sie sich meines liebsten Vaters so sehr angenommen, ihn so gut vorbereitet und so freundschaftlich getröstet haben. Sie haben Ihre Rolle fürtrefflich gespielt, dies sind die eigenen Worte meines Vaters. Bester Freund! Wie kann ich Ihnen genug danken! Sie haben mir meinen besten Vatern erhalten! Ihnen hab ich ihn zu danken. Erlauben Sie also, daß ich gänzlich davon abbreche und gar nicht anfange, mich zu bedanken; dann ich fühle mich in der Tat zu schwach, zu unvollkommen, zu untätig dazu. Bester Freund! ich bin so immer Ihr Schuldner. Doch Geduld! Ich bin bei meiner Ehre noch nicht imstande, Ihnen das Bewußte zu ersetzen; aber zweifeln Sie nicht, Gott wird mir die Gnade geben, daß ich mit Taten zeigen kann, was ich mit Worten nicht auszudrücken imstande bin. Ja, das hoffe ich! Unterdessen aber, bis ich so glücklich werde, erlauben Sir mir, daß ich Sie um die Fortsetzung Ihrer schätzbaren und wertesten Freundschaft bitten darf und zugleich daß Sie die meinige neuerdings und auf immer annehmen, welche ich Ihnen auch mit ganz aufrichtigem, gutem Herzen auf ewig zuschwöre. Sie wird Ihnen freilich nicht viel nutzen: desto aufrichtiger und dauerhafter wird sie aber sein. Sie wissen wohl, die besten und wahrsten Freunde sind die Arme. Die Reiche wissen nichts von Freundschaft. Besonders die darinnen geboren werden; und auch diejenigen, die das Schicksal darzu macht, verlieren sich öfters in ihren Glücksumständen. Wenn aber ein Mann nicht durch ein blindes, sondern billiges Glück, durch Verdienste in vorteilhafte Umstände gesetzt wird, der in seinen

ersteren mißlichen Umständen seinen Mut niemalen fallen lassen, Religion und Vertrauen auf seinen Gott gehabt hat, ein guter Christ und ehrlicher Mann war, seine wahre Freunde zu schätzen gewußt, mit einem Wort, der ein besseres Glück wirklich verdient hat, von so einem ist nichts Übles zu befürchten. . .

Nun von unserer Salzburger Histori! Sie wissen, bester Freund, wie mir Salzburg verhaßt ist! Nicht allein wegen den Ungerechtigkeiten, die mein lieber Vater und ich alldort ausgestanden, welches schon genug wäre, um so ein Ort ganz zu vergessen und ganz aus den Gedanken zu vertilgen! Aber lassen wir nun alles gut sein; es soll sich alles so schicken, daß wir gut leben können. Gut leben und vergnügt leben ist zweierlei, und das letzte würde ich (ohne Hexerei) nicht können; es müßte wahrhaftig nicht natürlich zugehen! und das ist nun nicht möglich, dann bei den jetzigen Zeiten gibt es keine Hexen mehr. Doch mir fällt etwas ein, es gibt so gewisse Leute in Salzburg, die da gebürtig sind und die Stadt davon wimmelt; man darf diesen Leuten nur den ersten Buchstaben ihres wahren Namens verwechseln, so können sie mir behilflich sein. Nun, es mag geschehen, was will, mir wird es allzeit das größte Vergnügen sein, meinen liebsten Vater und liebste Schwester zu umarmen, und zwar je ehender je lieber. Aber das kann ich doch nicht leugnen, daß mein Vergnügen und meine Freude doppelt sein würde, wenns wo anderst geschähe, weil ich überall mehr Hoffnung habe, vergnügt und glücklich leben zu können! Sie werden mich vielleicht unrecht verstehen und glauben, Salzburg seie mir zu klein: da würden Sie sich sehr betrügen. Ich habe meinem Vater schon einige Ursachen darüber geschrieben. Unterdessen begnügen Sie sich auch mit dieser, daß Salzburg kein Ort für mein Talent ist. Erstens sind die Leute

von der Musik in keinem Ansehen, und zweitens hört man nichts; es ist kein Theater da, keine Opera! Wenn man auch wirklich eine spielen wollte, wer würde dann singen? Seit fünf gegen sechs Jahre war die Salzburgerische Musik noch immer reich am Unnützlichen, Unnotwendigen, aber sehr arm am Notwendigen und des Unentbehrlichsten gänzlich beraubt, wie nun wirklich der Fall ist. Die grausamen Franzosen sind nun Ursach, daß die Musik ohne Kapellmeister ist. Itzt wird nun, wie ich dessen gewiß versichert bin, Ruhe und Ordnung bei der Musik herrschen. Ja, so geht es, wenn man nicht vorbauet! Man muß allzeit ein halb Dutzend Kapellmeister bereit haben, daß, wenn einer fehlt, man gleich einen andern einsetzen kann. Wo itzt einen hernehmen? und die Gefahr ist doch dringend! Man kann die Ordnung, Ruhe und das gute Vernehmen bei der Musik nicht überhandnehmen lassen, sonst reißt das Übel immer weiter, und auf die Letzt ist gar nicht mehr zu helfen. Sollte es denn gar keine Eselohrenperücke, keinen Lauskopf mehr geben, der die Sache wieder in vorigen hinkenden Gang bringen könnte? Ich werde gewiß auch mein möglichstes dabei tun. Morgen gleich nehme ich eine Remise auf den ganzen Tag und fahre in alle Spitäler und Siechenhäuser und sehe, ob ich keinen auftreiben kann. Warum war man doch so unvorsichtig und ließ den Misliweczeck so wegwischen? und war so nahe da. Das wäre so ein Bissen gewesen; so einen bekömmt man nicht so leicht wieder, der just frisch aus dem Herzog Clementischen Konservatorio herauskömmt! Und das wäre ein Mann gewesen, der die ganze Hofmusik durch seine Gegenwart in Schrecken würde gesetzt haben. Nu, mir darf just nicht so bang sein; wo Geld ist, bekommt man Leute genug! Meine Meinung ist nur, daß man es nicht zu lange sollte anstehen lassen, nicht aus närrischer Furcht,

man möchte etwa keinen bekommen; dann da weiß ich nur gar zu wohl, daß alle diese Herren schon so begierig und hoffnungsvoll darauf warten, wie die Juden auf den Messias. Allein weil es nicht in diesen Umständen auszuhalten ist und folglich notwendiger und nützlicher wäre, daß man sich um einen Kapellmeister, wo nun wirklich keiner da ist, umsähe, als daß man (wie mir geschrieben worden) überall hinschreibt, um eine gute Sängerin zu bekommen — Ich kann es aber ohnmöglich glauben! eine Sängerin, wo wir deren so viele haben und lauter fürtreffliche! Einen Tenor, obwohlen wir diesen auch nicht brauchen, wollte ich doch noch ehender zugeben, aber eine Sängerin, eine Primadonna! wo wir itzt einen Kastraten haben! Es ist wahr, die Haydn ist kränklich, sie hat ihre strenge Lebensart gar zu sehr übertrieben; es gibt aber wenig so. Mich wundert, daß sie durch ihr beständiges Geißeln, Peitschen, Cilicia-Tragen, übernatürliches Fasten, nächtliches Beten ihre Stimme nicht schon längst verloren hat. Sie wird sie auch noch lange behalten, und sie wird auch anstatt schlechter immer besser werden. Sollte aber endlich Gott sie unter die Zahl seiner Heiligen setzen, so haben wir noch immer fünf, wo jede der andern den Vorzug streitig machen kann. Nun, da sehen Sie, wie unnotwendig daß es ist! Ich will es nun aber aufs Äußerste bringen. Setzen wir den Fall, daß wir nach der weinenden Magdalena keine mehr hätten, welches doch nicht ist; aber gesetzt, eine käme jähe in Kindsnöten, eine käme ins Zuchthaus, die dritte würde etwa ausgepeitscht, die vierte allenfalls geköpft und die fünfte holte etwa der T—, was wäre es? Nichts! Wir haben ja einen Kastraten. Sie wissen ja, was das für ein Tier ist! Der kann ja hoch singen, mithin ganz fürtrefflich ein Frauenzimmer abgeben. Freilich würde sich das Kapitel dareinlegen, allein darein-

legen ist doch immer besser als darauflegen, und man wird diesen Herren nichts Besonders machen. Lassen wir unterdessen immer den Herrn Ceccarelli bald Weibs-, bald Mannsperson sein. Endlich, weil ich weiß, daß man bei uns die Abwechslungen, Veränderungen und Neuerungen liebt, so sehe ich ein weites Feld vor meiner, dessen Ausführung Epoche machen kann. Meine Schwester und ich haben schon als Kinder ein wenig daran gearbeitet, was werden nicht große Leute liefern! O, wenn man generös ist, kann man alles haben; mir ist gar nicht bang (und ich will es über mich nehmen), daß man den Metastasio von Wien kommen lassen kann oder ihm wenigstens den Antrag macht, daß er etliche Dutzend Opern verfertiget, wo der Primo uomo und die Primadonna niemalen zusammenkommen. Auf diese Art kann der Kastrat den Liebhaber und die Liebhaberin zugleich machen, und das Stück wird dadurch interessanter, indem man die Tugend der beiden Liebenden bewundert, die so weit gehet, daß sie mit allem Fleiß die Gelegenheit vermeiden, sich im Publiko zu sprechen. Da haben Sie nun die Meinung eines wahren Patrioten! ...

St. Germain, 27. August 1778.

In größter Eil schreibe ich Ihnen: Sie sehen, daß ich nicht in Paris bin. Herr Bach von London ist schon vierzehn Täge hier, er wird eine französische Opera schreiben; er ist nur hier, die Sänger zu hören, dann geht er nach London, schreibt sie und kömmt, sie in scena zu setzen. Seine Freude und meine Freude, als wir uns wiedersahen, können Sie sich leicht vorstellen; vielleicht ist seine Freude nicht so wahrhaft, doch muß man ihm dieses lassen, daß er ein ehrlicher Mann ist und den Leuten Gerechtigkeit widerfahren läßt; ich liebe ihn (wie Sie wohl wissen) von ganzem Herzen und habe

Hochachtung für ihn, und er, das ist einmal gewiß, daß er mich sowohl zu mir selbst als bei andern Leuten nicht übertrieben, wie einige, sondern ernsthaft, wahrhaft gelobt hat...

Paris, 11. September 1778.

Ich habe Ihre drei Briefe richtig erhalten. Nun will ich Ihnen nur auf den letzten antworten, weil dies das wichtigste ist. Als ich ihn durchlas (es war Monsieur Heina, der sich Ihnen beiden empfiehlt, bei mir), zitterte ich für Freude, dann ich sah mich schon in Ihren Armen. Es ist wahr, Sie werden es mir selbst gestehen, daß es kein großes Glück ist, was ich da mache; aber wenn ich mir vorstelle, daß ich Sie, liebster Vater, und meine liebe Schwester ganz von Herzen küsse, so kenne ich kein andres Glück nicht. Dies ist auch wirklich das einzige, was mich bei den Leuten hier, die mir die Ohren voll anschreien, daß ich hierbleiben soll, entschuldiget, dann ich sage ihnen allzeit gleich: „Was wollen Sie denn? Ich bin zufrieden damit, und da ist es gar; ich hab ein Ort, wo ich sagen kann, ich bin zu Haus, lebe in Frieden und Ruhe mit meinem besten Vater und liebsten Schwester, kann tun, was ich will, dann ich bin außer meinem Dienste mein Herr, hab ein ewiges Brot, kann weg, wenn ich will, kann alle zwei Jahr eine Reise machen; was will ich mehr?" Das einzige, ich sage es Ihnen, wie es mir ums Herz ist, was mich in Salzburg degoutiert, ist, daß man mit den Leuten keinen rechten Umgang haben kann und daß die Musik nicht besser angesehen ist und daß der Erzbischof nicht gescheuten Leuten, die gereiset sind, glaubt. Dann ich versichere Sie, ohne Reisen (wenigstens Leute von Künsten und Wissenschaften) ist man wohl ein armseliges Geschöpf, und versichere Sie, daß, wenn der Erzbischof mir nicht erlaubt, alle zwei Jahr eine Reise zu machen, ich das Engagement ohnmöglich an-

nehmen kann. Ein Mensch von mittelmäßigem Talent bleibt immer mittelmäßig, er mag reisen oder nicht, aber ein Mensch von superieurem Talent (welches ich mir selbst, ohne gottlos zu sein, nicht absprechen kann) wird schlecht, wenn er immer in dem nämlichen Ort bleibt. Wenn sich der Erzbischof mir vertrauen wollte, so wollte ich ihm bald seine Musik berühmt machen; das ist gewiß wahr. Ich versichere Sie, daß mir diese Reise nicht unnützlich war, in der Komposition versteht es sich; dann das Klavier spiel ich, so gut ich kann. Nur eins bitte ich mir zu Salzburg aus, und das ist: daß ich nicht bei der Violin bin, wie ich sonst war; keinen Geiger gebe ich nicht mehr ab; beim Klavier will ich dirigieren, die Arien akkompagnieren. Es wäre halt doch gut gewesen, wenn ich hätte können eine schriftliche Versicherung bekommen auf die Kapellmeisterstelle; dann sonst habe ich etwa die Ehre, doppelte Dienste zu verrichten, für einen nur bezahlt zu sein, und auf die Letzt setzt er mir wieder einen Fremden vor. Allerliebster Vater! ich muß es Ihnen bekennen, wenn es nicht wäre, um das Vergnügen zu haben, Sie beide wiederzusehen, so könnte ich mich wahrhaftig nicht dazu entschließen, und auch um von Paris wegzukommen, das ich nicht leiden kann, obwohlen itzt meine Sachen immer besser zu gehen anfingen und ich nicht zweifle, daß, wenn ich mich entschließen könnte, etliche Jahr hier auszuhalten, ich meine Sache ganz gewiß sehr gut machen würde. Dann ich bin itzt so ziemlich bekannt, die Leute mir nicht so, aber ich ihnen. Ich habe mir durch meine zwei Sinfonien sehr viele Ehre gemacht; ich hätte itzt (weil ich gesagt habe, daß ich reise) wirklich eine Opera machen sollen, allein ich habe zum Noverre gesagt: „Wenn Sie mir gutstehen, daß sie produziert wird, sobald sie fertig ist, und man mir gewiß sagt, was ich dafür bekomme, so bleibe ich noch drei Monat hier und schreibe sie." Dann ich

habe es nicht gleich gerade verwerfen können, sonst hätte man geglaubt, ich traue mir nicht. Das hat man mir aber nicht zuwegen gebracht, und ich wußte es schon vorher, daß es nicht sein kann, weil es hier der Gebrauch nicht ist. Hier ist es so, wie Sie es vielleicht schon wissen: wenn die Opera fertig ist, so probiert man sie; finden die dummen Franzosen sie nicht gut, so gibt man sie nicht, und der Komponist hat umsonst geschrieben; findet man sie gut, so setzt man sie in scena; darnach sie im Beifall wächst, darnach ist die Bezahlung; es ist nichts Sicheres. Überhaupt diese Sachen spare ich mir Ihnen mündlich zu sagen; übrigens sage ich Ihnen aufrichtig, daß meine Sachen gut zu gehen anfingen; es läßt sich nichts übereilen; chi và piano, và sano. Mit meiner Complaisance habe ich mir Freundschaft und Protektion zuwegen gebracht; wenn ich Ihnen alles schreiben wollte, so würden mir die Finger wehe tun; dieses werde ich Ihnen alles mündlich sagen und klar für die Augen stellen. . .

Daß der Monsieur Grimm imstande ist, Kindern zu helfen, aber nicht erwachsenen Leuten und — aber nein, ich will nichts schreiben — doch ich muß. Bilden Sie sich nur nicht ein, daß dieser der nämliche ist, der er war; wenn nicht die Madame d'Epinay wäre, wäre ich nicht im Hause, und auf diese Tat darf er nicht so stolz sein, dann ich hätte vier Häuser, wo ich logieren könnte und die Tafel hätte. Der gute Mann hat halt nicht gewußt, daß, wenn ich hiergeblieben wäre, ich auf das künftige Monat ausgezogen wäre und in ein Haus gekommen wäre, wo es nicht so einfältig und dumm zugeht wie bei ihm und wo man es nicht immer einem Menschen unter die Nase rupft, wenn man ihm eine Gefälligkeit erweist. Auf diese Art könnte ich wirklich eine Gefälligkeit vergessen. Ich will aber generoser sein als er. Mir ist nur leid, daß ich nicht hierbleibe,

um ihm zu zeigen, daß ich ihn nicht brauche und daß ich so viel kann als sein Piccini, obwohlen ich nur ein Teutscher bin. Die größte Guttat, die er mir erwiesen, besteht aus fünfzehn Louisdor, die er mir bröckelweise beim Leben und Tod meiner seligen Mutter geliehen hat. Ist ihm etwa für diese bang? Wenn er da einen Zweifel hat, so verdient er wahrhaftig einen Fuß—, dann er setzt ein Mißtrauen in meine Ehrlichkeit (welches das einzige ist, was mich in Wut zu bringen imstande ist) und auch in mein Talent. Doch das letzte ist mir schon bekannt, dann er sagte einmal selbst zu mir, daß er nicht glaube, daß ich imstande seie, eine französische Opera zu schreiben. Die fünfzehn Louisdor werde ich ihm beim Abschied, mit etlichen sehr höflichen Worten begleitet, mit Dank zurückstellen. Meine Mutter seliger hat oft zu mir gesagt: „Ich weiß nicht, der — kommt mir ganz anderst vor." Ich habe aber allzeit seine Partie genommen, obwohlen ich heimlich auch davon überzeugt war. Er hat mit keinem Menschen von mir geredet, und hat er es getan, so war es allzeit dumm und ungeschickt, niederträchtig. Er hat wollen, ich soll immer zum Piccini laufen und auch zum Caribaldi, dann man hat jetzt eine miserable Opera buffa hier, und ich habe allzeit gesagt: „Nein, da gehe ich keinen Schritt hin" usw. Mit einem Wort, er ist von der welschen Partie, ist falsch und sucht mich selbst zu unterdrücken. Das ist unglaublich, nicht wahr? es ist aber doch so. Hier ist der Beweis: ich habe ihm als meinem wahren Freund mein ganzes Herz eröffnet, und er hat guten Gebrauch davon gemacht; er hat mir allzeit schlecht geraten, weil er wußte, daß ich ihm folgen werde; das hat ihm aber nur zwei- oder dreimal gelungen, dann hernach habe ich ihn um nichts mehr befragt, und wenn er mir etwas geraten, nicht getan, aber allzeit ja gesagt, damit ich nicht mehr Grobheiten noch bekommen habe.

Nun genug von diesem! mündlich werden wir mehrer reden. Die Madame d'Epinay aber hat ein besseres Herz; das Zimmer gehört ihr, wo ich bin, nicht ihm; das ist das Krankenzimmer; wenn jemand im Hause krank ist, so tut man ihn da herauf; es ist nichts Schönes daran als die Aussicht; es ist pur Mauer, kein Kasten und nichts da. Nun sehen Sie, ob ich es da länger hätte aushalten können; ich hätte Ihnen dieses längst geschrieben, habe aber geforchten, Sie möchten mir nicht glauben. Aber itzt kann ich nicht mehr schweigen, Sie mögen mir glauben oder nicht; aber Sie glauben mir, ich weiß es gewiß, ich habe doch noch so viel Kredit bei Ihnen, daß Sie überzeugt sind, daß ich die Wahrheit sage. Das Essen habe ich auch bei der Madame d'Epinay. Sie dürfen nicht glauben, daß er ihr etwas zahlt, dann ich koste ihr nicht nagelgroß. Sie haben die nämliche Tafel, ob ich da bin oder nicht; dann sie wissen niemal, wenn ich zum Essen komme, mithin können sie auf mich nicht antragen; und auf die Nacht esse ich Früchte und trinke ein Glas Wein. Weil ich im Hause bin, welches itzt über zwei Monat ist, habe ich nicht öfter als höchstens vierzehnmal da gespeist; also außer den fünfzehn Louisdor, die ich mit Dank zurückgeben werde, hat er keine andere Ausgabe für mich als die Kerzen, und da schämete ich mich in der Tat anstatt seiner, wenn ich ihm die Proposition machen sollte, daß ich sie mir schaffen will; ich trauete es mir wahrhaftig nicht zu sagen; bei meiner Ehre, ich bin schon einmal so ein Mensch. Ich habe mir neulich, wo er ziemlich hart, einfältig und dumm mit mir gesprochen, nicht zu sagen getrauet, daß er wegen den fünfzehn Louisdor nicht bang sein sollte, weil ich geforchten habe, ich möchte ihn damit beleidigen; ich habe nichts als ausgehalten und gefragt, ob er fertig ist, und dann „gehorsamster Diener!" Er hat prätendiert, ich soll in acht Tägen abreisen; so eilt

er. Ich habe gesagt: „Es kann nicht sein" und die Ursachen. „Ja, da nutzt nichts, das ist einmal der Willen Ihres Vaters." — „Bitte um Verzeihung, er hat mir geschrieben, im nächsten Brief werde ich erst sehen, wann ich abreisen soll." — „Halten Sie sich nur reisefertig." ...

Nancy, 3. Oktober 1778.

... Ich habe nun acht Täge in diesem Wagen ausgehalten, länger wäre ich es aber nicht imstande, nicht wegen der Strapaze, dann der Wagen ist gut gehängt, sondern nur wegen dem Schlafen. Alle Täge um vier Uhr weg, mithin um drei Uhr aufstehen! Zweimal habe ich die Ehre gehabt, um ein Uhr nachts aufzustehen, weil der Wagen um zwei Uhr wegging. Sie wissen, daß ich im Wagen nicht schlafen kann; mithin könnte ich es ohne Gefahr krank zu werden nicht so fortsetzen; und dann war einer unserer Reisegefährten sehr stark mit Franzosen begabt. Er leugnete es auch nicht; mithin, das ist schon genug für mich, um lieber, wenn es darauf ankömmt, die Post zu nehmen. Das hat es aber nicht nötig, dann ich habe doch das Glück gehabt, einen Mann darunter zu finden, der mir ansteht, einen Teutschen, einen Kaufmann, der zu Paris wohnt und mit englischen Waren handelt. Ehe wir in die Kutsche stiegen, haben wir uns schon ein wenig gesprochen, und von diesem Augenblick blieben wir immer beisammen. Wir speisten nicht mit der Kompagnie, sondern in unsrer Kammer und schlaften auch so. Ich bin um diesen Mann auch froh, weil er viel gereiset ist, mithin die Sache versteht. Dieser hat sich auch auf dem Wagen ennuyiert, und wir sind miteinander vom Wagen weg und gehen morgen mit einer guten Gelegenheit, die nicht viel kost, nach Straßburg... Ich bitte um Verzeihung, daß ich nicht viel schreiben kann, weil ich, wenn ich nicht in einer Stadt bin, wo ich gut bekannt

bin, niemal gutes Humors bin. Doch glaube ich, daß ich, wenn ich hier bekannt wäre, gerne hierbleiben würde, indeme die Stadt in der Tat charmant ist: schöne Häuser, schöne breite Gassen und superbe Plätze. . .

Straßburg, 26. Oktober 1778.

Ich bin noch hier, wie Sie sehen, und zwar auf Anraten des Herrn Franks und anderer Straßburger Helden, doch morgen reise ich ab. In dem letzten Brief habe ich Ihnen geschrieben, daß ich den 17. Samstag so ohngefähr ein kleines Modell von einem Konzert geben werde, weil es hier mit Konzertgeben noch schlechter ist als in Salzburg. Das ist nun natürlicherweise vorbei; ich habe ganz allein gespielt, gar keine Musik genommen, damit ich doch nichts verliere, kurz, ich habe drei ganze Louisdor eingenommen. Das meiste bestund aber in den Bravo und Bravissimo, die mir von allen Seiten zugeflogen, und zwar der Prinz Max von Zweibrücken beehrte auch den Saal mit seiner Gegenwart. Daß alles zufrieden war, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Da habe ich gleich abreisen wollen, aber man hat mir geraten, ich soll noch bleiben bis andern Samstag und ein großes Konzert im Theater geben. Da hatte ich die nämliche Einnahme zum Erstaunen und Verdruß und Schande aller Straßburger. Der Direktor Monsieur Villeneuve fouterte über die Einwohner dieser wirklich abscheulichen Stadt, daß es eine Art hatte. Ich habe freilich ein wenig mehr gemacht, allein die Unkosten der Musik (die sehr sehr schlecht ist, sich aber gut bezahlen läßt), der Illumination, Buchdruckerei, Wache, die Menge Leute bei den Eingängen usw. machten eine große Summe aus; doch ich muß Ihnen sagen, daß mir die Ohren von dem Applaudieren und Händeklatschen so wehe getan, als wenn das ganze Theater voll gewesen wäre. Alles, was

darin war, hat öffentlich und laut über die eigenen Stadtbrüder geschmälet, und ich habe allen gesagt, daß, wenn ich mir mit gesunder Vernunft vorstellen können, daß so wenig Leute kommen würden, ich das Konzert sehr gerne gratis gegeben hätte, nur um das Vergnügen zu haben, das Theater voll zu sehen; und in der Tat, mir wäre es lieber gewesen, dann bei meiner Ehre, es ist nichts Traurigers als eine große Tafel von achtzig Kouverts und nur drei Personen zum Essen. Und dann war es so kalt! Ich habe mich aber schon gewärmt, und um den Herren Straßburgern zu zeigen, daß mir gar nichts daran liegt, so habe ich für meine Unterhaltung recht viel gespielt, habe um ein Konzert mehr gespielt, als ich versprochen habe, und auf die Letzt lange aus dem Kopf. Das ist nun vorbei, wenigstens habe ich mir Ehre und Ruhm gemacht. . .

Nun bleibt mir nichts übrig als Ihnen, liebster, bester Vater, zu Ihrem kommenden Namensfest von Herzen zu gratulieren. Bester Vater! ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen alles, was ein Sohn, der seinen lieben Vater recht hochschätzet und wahrhaft liebet, zu wünschen vermag. Ich danke Gott dem Allmächtigen, daß er Ihnen diesen Tag in bester Gesundheit wieder hat erleben lassen, und bitte ihn nur um diese Gnade, daß ich Ihnen mein ganzes Leben durch alle Jahr (deren ich viele zu leben im Sinn habe) gratulieren kann. So sonderbar und vielleicht auch lächerlich Ihnen dieser Wunsch vorkommen mag, so wahr und wohlmeinend ist er, das versichere ich Sie.

Ich hoffe, Sie werden meinen Brief aus Straßburg vom 25. Oktober, glaube ich, erhalten haben. Ich will nichts mehr über Monsieur Grimm schmälen, doch kann ich nicht umgehen zu sagen, daß er wegen seiner Einfältigkeit so übereilt abzureisen Ursach ist, daß meine Sonaten noch nicht gestochen, das heißt noch nicht in Licht, oder halt

wenigstens, daß ich sie noch nicht habe und, wenn ich sie bekomme, etwa voll der Fehler finde. Wenn ich nur noch drei Täge in Paris geblieben wäre, so hätte ich sie selbst korrigieren und mit mir nehmen können. Der Stecher war desperat, als ich ihm sagte, daß ich sie nicht selbst korrigieren kann, sondern einem andern darüber Kommission geben muß. Warum? weil Monsieur, als ich ihm sagte, daß ich (weil ich nicht drei Täge mehr bei ihm im Hause sein kann) wegen den Sonaten zum Graf von Sickingen logieren gehen will, mir antwortete mit für Zorn funkelnden Augen: „Hören Sie, wenn Sie aus meinem Hause gehen, ohne Paris zu verlassen, so schaue ich Sie mein Lebetag nicht mehr an; Sie dürfen mir nicht mehr unter die Augen, ich bin Ihr ärgster Feind.“ Ja, da war Gelassenheit notwendig. Wenn es mir nicht um Sie gewesen wäre, der von der ganzen Sache nicht informiert ist, so hätte ich ganz gewiß gesagt: „So sein Sie es! sein Sie mein Feind! Sie sind es ja so, sonst würden Sie mich nicht hindern, hier meine Sachen in Ordnung zu bringen, alles, was ich versprochen, zu halten und hiemit meine Ehre und Reputation zu erhalten, Geld zu machen und vielleicht auch mein Glück; dann wenn ich nach München komme, der Kurfürstin selbst meine Sonaten präsentiere, so halte ich mein Wort, bekomme ein Präsent oder mache vielleicht gar mein Glück.“ So aber machte ich nichts als eine Verbeugung und ging weg, ohne ein Wort zu sagen. Ehe ich abgereiset, habe ich es ihm doch gesagt; er antwortete mir aber wie ein Mensch ohne Verstand oder wie ein böser Mensch, der bisweilen keinen haben will. Ich habe schon zweimal an Monsieur Heina geschrieben und keine Antwort erhalten. Zu Ende September hätten sie erscheinen sollen, und Monsieur Grimm hätte mir die versprochenen Exemplarien gleich nachschicken sollen. Ich glaubte, ich würde in Straßburg alles antreffen; Monsieur

Grimm schreibt mir, er hört und sieht nichts davon; sobald er sie bekömmt, so wird er sie mir schicken. Ich hoffe, ich werde sie bald bekommen.

Straßburg kann mich fast nicht entbehren! Sie können nicht glauben, was ich hier in Ehren gehalten und beliebt bin. Die Leute sagen, es geht bei mir alles so nobel zu, ich seie so gesetzt und höflich und habe so eine gute Aufführung. Alles kennt mich. Sobald sie den Namen gehört haben, so sind schon gleich die zwei Herren Silbermann und Herr Hepp (Organist) zu mir gekommen, Herr Kapellmeister Richter auch. Er ist itzt sehr eingeschränkt, anstatt vierzig Bouteillen Wein sauft er itzt etwa nur zwanzig des Tages. Ich habe auf die zwei hier besten Orgeln von Silbermann öffentlich gespielt, in der lutherischen Kirche, in der Neukirche und Thomaskirche. Wenn der Kardinal (der sehr krank war, als ich ankam) gestorben wäre, so hätte ich einen guten Platz bekommen, dann Herr Richter ist achtundsiebzig Jahr alt. Nun leben Sie recht wohl, sein Sie recht munter und aufgeräumt, denken Sie, daß Ihr Sohn, Gott Lob und Dank, frisch und gesund und vergnügt ist, weil er seinem Glücke immer näher kömmt. Letzten Sonntag habe ich im Münster eine neue Messe von Herrn Richter gehört, die charmant geschrieben ist. . .

Mannheim, 12. November 1778.

Ich bin hier den 6. glücklich angelanget und habe alle meine gute Freunde auf eine angenehme Art überraschet. Gott Lob und Dank, daß ich wieder in meinem lieben Mannheim bin! Ich versichere Sie, wenn Sie hier wären, so würden Sie das nämliche sagen. Ich wohne bei der Madame Cannabich, die nebst ihrer Familie und allen guten Freunden fast für Freude außer sich kam, als sie mich wiedersah. Wir haben uns noch nicht ausgeredet, dann sie erzählt

mir alle die Historien und Veränderungen, die seit meiner Abwesenheit vorbeigegangen. Ich habe noch, solang ich hier bin, nicht zu Hause gespeist, dann es ist recht das Geriß um mich; mit einem Wort, wie ich Mannheim liebe, so liebt auch Mannheim mich, und ich weiß nicht, ich glaube, ich werde doch noch hier angestellet werden! . . .

Die Seylerische Truppe ist hier, die Ihnen schon par renommée bekannt sein wird. Herr von Dalberg ist Direktor davon. Dieser läßt mich nicht fort, bis ich ihm nicht ein Duodrama komponiert habe, und in der Tat habe ich mich gar nicht lange besonnen, dann diese Art Drama zu schreiben habe ich mir immer gewunschen. Ich weiß nicht, habe ich Ihnen, wie ich das erste Mal hier war, etwas von dieser Art Stücke geschrieben? Ich habe damals hier ein solch Stück zweimal mit dem größten Vergnügen aufführen gesehen; in der Tat, mich hat noch niemal etwas so surpreniert. Dann ich bildete mir immer ein, so was würde keinen Effekt machen. Sie wissen wohl, daß da nicht gesungen, sondern deklamiert wird und die Musik wie ein obligiertes Rezitativ ist; bisweilen wird auch unter der Musik gesprochen, welches alsdann die herrlichste Wirkung tut. Was ich gesehen, war Medea vom Benda. Er hat noch eine gemacht, Ariadne auf Naxos, beide wahrhaft fürtrefflich. Sie wissen, daß Benda unter den lutherischen Kapellmeistern immer mein Liebling war. Ich liebe diese zwei Werke so, daß ich sie bei mir führe. Nun stellen Sie sich meine Freude für, daß ich das, was ich mir gewunschen, zu machen hab! Wissen Sie, was meine Meinung wäre? Man solle die meisten Rezitativ auf solche Art in der Opera traktieren und nur bisweilen, wenn die Wörter gut in der Musik auszudrücken sind, das Rezitativ singen. . .

Ich bitte Sie, liebster Vater, machen Sie sich diese Sache zu Salzburg zu Nutzen und reden Sie so viel und stark,

daß der Erzbischof glaubt, ich werde vielleicht nicht kommen, und sich resolviert, mir bessern Gehalt zu geben; dann, hören Sie, ich kann nicht mit ruhigem Gemüt darauf denken, der Erzbischof kann mich gar nicht genug bezahlen für die Sklaverei in Salzburg! Wie ich sage, ich empfinde alles Vergnügen, wenn ich gedenke Ihnen eine Visite zu machen, aber lauter Verdruß und Angst, wenn ich mich wieder in diesem Bettelhof sehe! Der Erzbischof darf mit mir gar noch nicht den Großen, wie er es gewohnt war, zu spielen anfangen; es ist gar nicht ohnmöglich, daß ich ihm eine Nase drehe, gar leicht, und ich weiß gewiß, daß Sie auch Teil an meiner Freude nehmen werden. Adieu. . .

Kayserßheim, 18. Dezember 1778.

. . . Meine Reise von Mannheim bis hierher war für einen Mann, der mit leichtem Herzen von einer Stadt wegreiset, gewiß eine der angenehmsten. . . Allein für mich, dem niemals etwas schmerzlicher gefallen ist als diese Abreise, war folglich diese Reise nur halb angenehm; sie wäre mir gar nicht angenehm, ja gar ennuyant gewesen, wenn ich nicht von Jugend auf schon so sehr gewohnt wäre, Leute, Länder und Städte zu verlassen, und nicht große Hoffnung hätte, diese meine zurückgelassene gute Freunde wieder- und bald wiederzusehen. Unterdessen kann ich nicht leugnen, sondern muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß nicht nur allein ich, sondern alle meine gute Freunde, besonders aber das Cannabichische Haus, die letzten Täge, da nun endlich der Tag meiner Abreise bestimmt war, in den bedauerungswürdigsten Umständen waren. Wir glaubten, es seie nicht möglich, daß wir scheiden sollten. Ich ging erst morgens um halb neun Uhr ab, und Madame Cannabich stund doch nicht auf, sie wollte und konnte nicht Abschied nehmen, ich wollte ihr auch das Herz nicht schwer machen, reiste also

ab, ohne mich bei ihr sehen zu lassen. Allerliebster Vater, ich versichere Sie, daß dies vielleicht eine meiner besten und wahrsten Freundinnen ist; dann ich nenne nur Freund und Freundin eine Person, die es in allen Situationen ist, die Tag und Nacht auf nichts sinnt, als das Beste ihres Freundes zu besorgen, alle vermögende Freunde anspannt, selbst arbeitet, ihn glücklich zu machen. Sehen Sie, dies ist das wahre Porträt der Madame Cannabich. Es ist freilich Interesse auch dabei, allein wo geschieht etwas, ja wie kann man etwas tun auf dieser Welt ohne Interesse? Und was mir bei der Madame Cannabich gar wohl gefällt, ist, daß sie es auch gar nicht leugnet; ich will es Ihnen schon mündlich sagen, auf was für Art sie es mir gesagt hat; dann wenn wir allein beisammen sind, welches sich leider sehr selten ereignet, so werden wir ganz vertraut. Von allen guten Freunden, die ihr Haus frequentieren, bin ich der einzige, der ihr ganzes Vertrauen hat, der all ihre Haus-, Familienverdruß, Anliegen, Geheimnisse und Umstände weiß. Ich versichere Sie (wir haben es auch zu uns selbst gesagt), daß wir uns das erstemal nicht so gut gekannt haben; wir haben uns nicht recht verstanden; aber wenn man im Haus wohnt, so hat man mehr Gelegenheit, einander kennen zu lernen, und schon in Paris fing ich an, die wahre Freundschaft vom Cannabichischen Haus recht einzusehen, indem ich von guten Händen wußte, wie er und sie sich um mich annahmen. Ich spare mir viele Sachen mündlich Ihnen zu sagen und zu entdecken, dann seit meiner Zurückkunft von Paris hat sich die Szene um ein merkliches verändert, aber noch nicht ganz.

Nun etwas von meinem Klosterleben. Das Kloster an sich selbst hat keinen großen Eindruck auf mich gemacht, dann wenn man einmal Kremsmünster gesehen hat, so —. Ich rede vom Äußerlichen und von dem, was man hier Hof

heißt; das kostbarste muß ich erst sehen. Was mir am lächerlichsten vorkömmt, ist das grausame Militär. Möchte doch wissen, zu was? Nachts höre ich allzeit schreien: „Wer da?", gebe aber allzeit fleißig Antwort: „Schmecks!" ...

München, 8. Januar 1779.

Ich hoffe, Sie werden mein Letztes, welches ich durch den Lohnkutscher habe abschicken wollen, weilen ich ihn aber versäumet, der Post übergeben habe, richtig erhalten haben; ich habe alle Ihre Schreiben, mithin auch Ihr letztes vom 31. Dezember durch Herrn Beecké richtig bekommen. Ich habe ihm meinen Brief und er mir den seinigen lesen lassen. Ich versichere Sie, mein liebster Vater, daß ich mich nun ganz zu Ihnen (aber nicht nach Salzburg) freue, weil ich nun durch Ihr Letztes versichert worden bin, daß Sie mich besser kennen als vorhin. Es war niemal keine andere Ursach an dem langen Verzögern, nach Haus zu reisen, an der Betrübnis, die ich endlich, weil ich meinem Freund Beecké mein ganzes Herz entdeckte, nicht mehr bergen konnte, als dieser Zweifel. Was könnte ich denn sonst für eine Ursach haben? Ich weiß mich nichts schuldig, daß ich von Ihnen Vorwürfe zu befürchten hätte; ich habe keinen Fehler (dann ich nenne einen Fehler das, welches einem Christen und ehrlichen Mann nicht ansteht) begangen. Mit einem Wort, ich freue mich und ich verspreche mir schon im voraus die angenehmsten und glücklichsten Tage, aber nur in Ihrer und meiner liebsten Schwester Gesellschaft. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich Salzburg und die Einwohner (ich rede von gebornen Salzburgern) nicht leiden kann. Mir ist ihre Sprache, ihre Lebensart ganz unerträglich...

Salzburg, den 10. Mai 1779.

Blas mir hint nei! Gut ists!

Wohl bekomms!

Liebstes, bestes, schönstes, liebenswürdigstes, reizendstes, von einem unwürdigen Vetter in Harnisch gebrachtes Bäschen oder Violoncellchen!

Ob ich Johannes Chrysostomus Sigismundus Amadeus Wolfgangus Mozartus wohl imstande sein werde, den Ihre reizende Schönheit (visibilia und invisibilia) gewiß um einen guten Pantoffelabsatz erhöhenden Zorn zu stillen, mildern oder zu besänftigen, ist eine Frage, die ich aber auch beantworten will. Besänftigen will primo so viel sagen als jemand in einer Sänfte sanft tragen. Ich bin von Natur aus sehr sanft, und einen Senft esse ich auch gern, besonders zu dem Rindfleisch; mithin ist es schon richtig mit Leipzig, obwohl der Monsieur Feigelrapée durchaus behaupten oder vielmehr beköpfen will, daß aus der Pastete nichts werden soll, und das kann ich ja ohnmöglich glauben; es wäre auch nicht der Mühe wert, daß man sich darum bückte; ja, wenn es ein Beutel voll Konventionskreuzer wäre, da könnte man so etwas endlich aufklauben, heben oder langen. Darum, wie ich gesagt habe, ich könnte es nicht anderst geben; das ist der nächste Preis, handeln lasse ich nicht, weil ich kein Weibsbild bin, und hiemit holla! Ja, mein liebes Violoncellchen, so gehts und stehts auf der Welt, der eine hat den Beutel und der andere das Geld, und wer beides nicht hat, hat nichts, und nichts ist soviel als sehr wenig, und wenig ist nicht viel, folglich ist nichts immer weniger als nicht viel, und viel immer mehr als wenig, und so ist es, so war es und so wird es sein. Mach ein End dem Brief, schließ ihn zu und schick ihn fort an End und Ort.

Dero gehorsamster untertänigster Diener.

Latus, hinüber! V. S.

P. S. Ist die Böhmische Truppe schon weg? Sagen Sie mirs, meine Beste, ich bitte Sie um Himmels willen. Ach! sie wird nun in Ulm sein, nicht wahr? O, überzeugen Sie mich dessen, ich beschwöre Sie bei allem, was heilig ist! Die Götter wissen es, daß ich es aufrichtig meine! Lebts Thüremichele noch? Wie hat sich Vogt mit seiner Frau vertragen? haben sie sich schon gekriegt beim Kragen? Lauter Fragen!

Eine zärtliche Ode.

Dein süßes Bild, o Bäschen,
schwebt stets um meinen Blick,
allein ihn trüben Zähren,
daß Du es selbst nicht bist.
Ich seh es, wenn der Abend
mir dämmert; wenn der Mond
mir glänzt, seh ichs und weine,
daß Du es selbst nicht bist.
Bei jenes Tales Blumen,
die ich ihr lesen will,
bei jenen Myrtenzweigen,
die ich ihr flechten will,
beschwör ich Dich, Erscheinung:
auf und verwandle Dich!
Verwandle Dich, Erscheinung,
und werd — o Bäschen selbst!

Finis coronat opus
S. V.
P. T.

Edler von Sauschwanz.

Meine und unser aller Empfehlung an Ihren Herrn Hervorbringer und Frau Hervorbringerin! Adieu, Engel!

Mein Vater gibt ihm seinen onkelischen Segen, und meine Schwester gibt ihm tausende cousinische Küssen. Adieu, adieu, Engel!

Mit nächster Ordinäre werde ich mehr schreiben, und zwar etwas recht Vernünftiges und Notwendiges. Und bei diesem hat es sein Verbleiben bis auf weitere Ordre. Adieu, adieu, Engel!

Glücklich und vergnügt war meine Ankunft. Glücklich, weil uns auf der Reise nichts Widriges zugestoßen, und vergnügt, weil wir kaum den Augenblick, an Ort und End zu kommen, erwarten konnten, wegen der obwohlen kurzen, doch sehr beschwerlichen Reise. Dann ich versichere Sie, daß keinem von uns möglich war, nur eine Minute die Nacht durch zu schlafen. Dieser Wagen stößt einem doch die Seele heraus! Und die Sitze! hart wie Stein! Von Wasserburg aus glaubte ich in der Tat meinen Hintern nicht ganz nach München bringen zu können: er war ganz schwielig und vermutlich feuerrot. Zwei ganze Posten fuhr ich die Hände auf den Polster gestützt und den Hintern in Lüften haltend. Doch genug davon, das ist nun schon vorbei! Aber zur Regel wird es mir sein, lieber zu Fuß zu gehen als in einem Postwagen zu fahren.

Nun von München. Ich war (wir kamen hier erst um ein Uhr nachmittags an!) noch den nämlichen Abend beim Graf Seeau, wo ich, weil er nicht zu Hause war, ein Billett hinterließ. Den andern Tag morgens ging ich hin, mit Beecké. Seeau ist von den Mannheimern wie Wachs zusammengeschmolzen worden... Ich habe nur eine Bitte an Herrn Abbate. Die Aria der Ilia im zweiten Akt und zweiter Szene möchte ich für das, was ich sie brauche, ein wenig verändert haben: Se il padre perdei, in te lo ritrovò. Diese Strophe könnte nicht besser sein; nun aber kömmts, was mir immer, NB. in einer Aria, unnatürlich schien, nämlich das Apartereden. Im Dialog sind diese Sachen ganz natürlich, man sagt geschwind ein paar Worte auf die Seite; aber in einer Aria, wo man die Worte wiederholen muß, macht es üble Wirkung, und wenn auch dieses nicht wäre, so wünschte ich mir da eine Aria. Der Anfang kann bleiben, wenn er ihm taugt; dann der ist char-

mant, eine ganz natürlich fortfließende Aria, wo ich nicht so sehr an die Wörter gebunden, nur so ganz leicht auch fortschreiben kann; dann wir haben uns verabredet, hier eine Aria Andantino mit vier konzertierenden Blasinstrumenten anzubringen, nämlich auf eine Flöte, eine Oboe, ein Horn und ein Fagott, und bitte, daß ich sie so bald als möglich bekomme. . .

München, 13. November 1780.

In der größten Eil schreibe ich, dann ich bin noch nicht angezogen und muß zum Graf Seeau. Cannabich, Quaglio und Le Grand, der Ballettmeister, speisen auch dort, um das Nötige wegen der Opera zu verabreden. Gestern habe ich mit Cannabich bei der Gräfin Baumgarten gespeist, eine geborne Lerchenfeld; mein Freund ist alles in diesem Hause und ich nun also auch. Das ist das beste und nützlichste Haus hier für mich, dann durch dieses ist auch alles wegen meiner gegangen und wird, wills Gott, noch gehen. Sie ist die, welche einen Fuchsschwanz im Arsch und eine spitzige Uhrkette am Ohr hangen hat und einen schönen Ring, ich habe ihn selbst gesehen, und soll der Tod über mich kommen, ich unglücklicher Mann ohne Nase. Sapienti pauca! Nun muß ich mich anziehen. Nur also das Notwendigste, und zwar der Hauptzweck dieses Briefes ist, Ihnen, mein liebster, bester Vater, alles Erdenkliche zu Ihrem Namenstage anzuwünschen. Ich empfehle mich ferner in Dero väterliche Liebe und versichere Sie meines ewigen Gehorsams. . .

Ich sollte zwar ex commissione S. Exzellenz eine förmliche Antwort in dessen Namen an Herrn Abbate Varesco schreiben, allein ich habe nicht Zeit und bin zum Sekretär gar nicht geboren. Im ersten Akt, Szene acht, hat Herr Quaglio den nämlichen Einwurf gemacht, den wir gleich anfangs

machten, nämlich, daß es sich nicht schicke, daß der König ganz allein zu Schiff seie. Glaubt der Herr Abbé, daß man ihn in dem gräulichen Sturm, von jedermann verlassen, ohne Schiff ganz allein in größter Gefahr schwimmend, sich so vernünftig vorstellen kann, so mag alles so bleiben, aber NB. ohne Schiff, dann im Schiff kann er allein nicht sein; widrigenfalls müssen etwelche Generale, Vertraute von ihm (Komparsen) mit ihm aussteigen; dann muß aber der König nun noch etwelche Worte zu seinen lieben Leuten zu sagen haben, nämlich, daß sie ihn allein lassen sollten, welches in der traurigen Situation, da er dermalen ist, ganz natürlich ist.

Das zweite Duett bleibt ganz weg, und zwar mit mehr Nutzen als Schaden für die Opera. Dann Sie sehen wohl, wenn Sie die Szene überlesen, daß die Szene durch eine Aria oder Duett matt und kalt wird und für die andern Akteurs, die so hier stehen müssen, sehr genant ist; und überdies würde der großmütige Kampf zwischen Ilia und Idamante zu lang und folglich seinen ganzen Wert verlieren.

Die Mara hat gar nicht das Glück gehabt, mir zu gefallen: sie macht zu wenig, um einer Bastardina gleichzukommen (dann dies ist ihr Fach), und macht zu viel, um das Herz zu rühren, wie eine Weber oder eine vernünftige Sängerin. . .

München, 15. November 1780.

. . . Die Aria ist fürtrefflich so. Nun gibt es noch eine Veränderung, an welcher Raaff schuld ist; er hat aber recht, und hätte er nicht, so müßte man doch seinen grauen Haaren etwas zu Gefallen tun. Er war gestern bei mir, ich habe ihm seine erste Aria vorgeritten, und er war sehr damit zufrieden. Nun, der Mann ist alt, in einer Aria

wie selbe im zweiten Akt: Fuor del mar hò un mare in seno usw. kann er sich dermalen nicht mehr zeigen. Also weil er im dritten Akt ohnedies keine Aria hat, wünschte er sich (weil seine im ersten Akt vermög dem Ausdruck der Wörter nicht cantabile genug sein kann) nach seiner letzten Rede O Creta fortunata! o me felice! anstatt dem Quartett eine hübsche Aria zu singen, und auf diese Art fällt auch hier ein unnötiges Stück weg, und der dritte Akt wird nun weit bessern Effekt machen. Nun, in der letzten Szene im zweiten Akt hat Idomeneo zwischen den Chören eine Aria oder vielmehr Art von Cavatine. Hier wird es besser sein, ein bloßes Rezitativ zu machen, darunter die Instrumenten gut arbeiten können; dann in dieser Szene, die (wegen der Aktion und den Gruppen, wie wir sie kürzlich mit Le Grand verabredet haben) die schönste der ganzen Opera sein wird, wird ein solcher Lärm und Konfusion auf dem Theater sein, daß eine Aria eine schlechte Figur auf diesem Platz machen würde, und überdies ist das Donnerwetter (und das wird wohl wegen der Aria vom Herrn Raaff nicht aufhören?), und der Effekt eines Rezitativs zwischen den Chören ist ungleich besser. Die Liesel Wendling hat auch schon ihre zwei Arien ein halb dutzendmal durchgesungen, sie ist sehr zufrieden. Ich habe es von einer dritten Hand, daß die zwei Wendlinge ihre Arien sehr gelobt haben. Raaff ist ohnedies mein bester, liebster Freund. Meinem molto amato castrato dal Prato muß ich aber die ganze Opera lehren, er ist nicht imstande, einen Eingang in eine Aria zu machen, der etwas heißt, und eine ungleiche Stimme! Er ist nur auf ein Jahr engagiert, und sobald das aus ist, welches künftigen September geschehen wird, so nimmt Graf Seeau einen andern. Da könnte Ceccarelli sein Glück versuchen, sérieusement!

Nun hätte ich bald das Beste vergessen. Graf Seeau

hat mich letzten Sonntag nach dem Amt S. Kurfürstlichen Durchlaucht dem Kurfürst en passant vorgestellt, welcher sehr gnädig mit mir war, indem er sagte: „Es freuet mich, Ihn wieder hier zu sehen." Und als ich sagte, daß ich mich beeifern werde, den Beifall S. Kurfürstlichen Durchlaucht zu erhalten, so klopfte er mich auf die Schulter und sagte; „O, daran habe ich gar keinen Zweifel, daß alles gut sein wird. A piano piano si và lontano." . . .

München, 22. November 1780.

. . . Hier folgt endlich die schon so lang versprochene Aria für Herrn Schikaneder. Die ersten acht Täge konnte ich sie wegen meiner andern Geschäfte, weswegen ich hier bin, nicht ganz zustand bringen, und letzthin war eben Le Grand, der Ballettmeister, ein grausamer Schwätzer und Seccatore, bei mir und machte mich durch sein Geplauder den Postwagen versäumen. Ich hoffe, meine Schwester wird nun wieder ganz gesund sein. Ich habe dermalen einen Katarrh, welcher bei dieser Witterung hier sehr in Mode ist; ich glaube und hoffe aber, er wird sich bald flüchten, dann die zwei leichten Kürassierregimenter Rotz und Schleim gehen so immer nach und nach weg. In Ihrem letzten Brief steht alle Augenblick: O ihr armen Augen! blind will ich mich nicht schreiben. Nachts um einhalbacht Uhr und ohne Augengläser! Aber warum schreiben Sie denn nachts? und warum ohne Augengläser? das begreife ich nicht.

Mit Graf Seeau habe ich noch nicht sprechen können, werde aber heute mit ihm reden und gleich mit der nächsten Post Nachricht geben. Itzt wird wohl alles gewiß so bleiben, wie es ist. Herr Raaff besuchte mich gestern vormittag, und da richtete ich ihm Ihr beiderseitiges Kompliment aus, welches ihn ungemein erfreute. Das ist doch ein würdiger und grundehrlicher Mann! Vorgestern hat der dal Prato

in der Akademie gesungen, daß es eine Schande war. Ich will wetten, daß der Mensch nicht einmal die Proben, viel weniger die Opera aushält; der ganze Kerl ist inwendig nicht gesund. Herein! Herr Panzacchi. Er hat mir schon dreimal Visite gemacht, hat mich itzt eben auf Sonntag zum Speisen eingeladen. Hoffentlich wird es mir nicht gehen, wie uns beiden mit dem Kaffee. Er fragt sich untertänigst an, ob er nicht anstatt se la sà: se co là singen dürfte, oder etwa gar ut re mi fa sol là?

Mir ist schon recht, wenn Sie mir allemal recht viel schreiben, aber nur nicht bei der Nacht, viel weniger ohne Augengläser. Mir müssen Sie aber verzeihen, wenn ich nicht viel schreibe: jede Minute ist mir kostbar, ich kann ohnehin nur abends das meiste schreiben, weil es spät Tag wird; ankleiden muß man sich auch, und der Kaufmannsdiener beim Weiser führt einem auch bisweilen jemand auf den Nacken. Wenn der Kastrat kömmt, muß ich mit ihm singen, dann er muß seine ganze Rolle wie ein Kind lernen, er hat um keinen Kreuzer Methode. Nächstens werde ich schon mehr schreiben. . .

München, 24. November 1780.

. . . Wegen der Geschichte vom Mara will ich sie Ihnen ganz erzählen. Warum ich Ihnen nie etwas davon schrieb, ist Ursach, weil ich mir dachte, wissen Sie nichts davon, werden Sie es schon hier selbst hören, und wissen Sie was, so ist es allzeit Zeit, Ihnen die ganze Wahrheit davon zu schreiben, dann vermutlich wird man wohl was dazugemacht haben; wenigstens hier in der Stadt hat man sie auf gar vielerlei Art erzählt. Ich kann es aber am besten wissen, weil ich zugegen war und folglich bei der ganzen Affäre Zuseher und Zuhörer war. Als die erste Sinfonie vorbei war, traf es Madame Mara zu singen. Da sah ich ihren

Herrn Gemahl hinter ihr mit einem Violoncell in der Hand herschleichen; ich glaubte, es wird eine mit einem Violoncell obligate Aria sein. Der alte Danzi, ein sehr guter Akkompagnateur, ist erster Violoncellist hier. Auf einmal sagt der alte Toeschi (auch Direktor, der aber in dem Moment, wenn Cannabich da ist, nichts zu befehlen hat) zum Danzi (NB. seinem Schwiegersohn): „Steh Er auf und laß Er den Mara hersitzen." Als dies Cannabich hört und sieht, schreit er: „Danzi, bleiben Sie sitzen! der Kurfürst sieht gerne, wenn seine Leute akkompagnieren." Darauf ging die Aria an, Giovanni Mara stunde wie ein armer Sünder mit dem Baßel in der Hand hinter seiner Frau. Als sie in den Saal eintraten, waren sie mir beide schon ohnerträglich, dann so was Freches hat man nicht bald gesehen; Sie werden in der Folge davon überzeugt sein. Die Aria hatte einen zweiten Teil, die Madame Mara fand es nicht für gut, das Orchester vorher zu avisieren, sondern ging mit ihrer angebornen air d'effronterie unter dem letzten Ritornell herab, um den hohen Herrschaften ihr Kompliment zu machen. Unterdessen fing ihr Mann mit dem Cannabich an. Alles kann ich nicht schreiben, es würde zu lang; mit einem Wort, er beschimpfte das Orchester, den Charakter des Cannabich. Natürlicherweise war Cannabich aufgebracht, kriegte ihn am Arm und sagte: „Hier ist der Platz nicht, Ihnen zu antworten." Mara wollte noch reden, er drohte ihm aber, wenn er nicht schwiege, ihn hinausführen zu lassen. Alles war über die Impertinenz des Mara aufgebracht. Unterdessen war ein Konzert vom Ramm, da gingen die zwei lieben Eheleute zum Grafen Seeau klagen: sie fanden aber auch da, wie bei allen Leuten, daß sie unrecht hatten. Endlich beging die Madame Mara die Sottise, selbst zum Kurfürsten deswegen hinabzugehen, und ihr Mann sagte unterdessen ganz stolz: „Meine Frau klagt itzt eben beim Kurfürsten, das

wird dem Cannabich sein Unglück sein, es tut mir leid." Er wurde aber ganz herrlich darüber ausgelacht. Der Kurfürst antwortete auf die Klage der Madame Mara: „Madame, Sie haben wie ein Engel gesungen, obwohlen Ihnen Ihr Mann nicht akkompagniert hat"; und als sie ihre Klage poussieren wollte, sagte er: „Ja, das geht mich nichts an, sondern Graf Seeau." Als sie sahen, daß da nichts zu machen war, so gingen sie weiter, obwohlen sie noch zwei Arien zu singen hatte. Das heißt auf deutsch den Kurfürsten affrontieren, und ich weiß gewiß, wenn nicht der Erzherzog und viele andere Fremde dagewesen wären, man würde ihnen ganz anders begegnet sein; aber auf diese Art war dem Graf Seeau bange, schickte ihnen gleich nach und sie kamen wieder zurück. Sie sang ihre zwei Arien, ohne von ihrem Mann akkompagniert zu sein. Bei der letzten, ich glaube immer, daß es Herr Mara mit Fleiß getan, gingen (NB. nur in der Abschrift, wo Cannabich spielte) drei Täkte ab. Als dieses kam, hielt Mara dem Cannabich den Arm, dieser fand sich gleich, schlug aber mit dem Bogen auf das Pult und schrie laut: „Hier ist alles gefehlt!" Wie die Aria aus war, sagte er: „Herr Mara, ich will Ihnen einen Rat geben, lassen Sie es Ihnen gesagt sein, halten Sie keinem Direktor von einem Orchester den Arm, dann Sie können sich sonst immer auf ein halb Dutzend Ohrfeigen Rechnung machen." Maras Ton war aber nun schon ganz herabgestimmt, er bat um Verzeihung, entschuldigte sich aufs beste. Das Schändlichste bei der ganzen Affäre war, daß Mara (ein elender Violoncellist, wie alles hier sagt) gar sich nicht bei Hof hätte hören lassen, wenn nicht Cannabich gewesen wäre, der sich darum Mühe gegeben hat. In der ersten Akademie, da ich noch nicht hier war, spielte er Konzert, akkompagnierte seiner Frau, setzte sich, ohne weder dem Danzi noch jemand was zu sagen, an Danzi seinen Platz, das

ließ man so hingehen. Der Kurfürst war mit seinem Akkompagnement gar nicht zufrieden, sagte, er sehe lieber, daß seine Leute akkompagnierten. Cannabich, der das wußte, sagte es dem Grafen, bevor die Akademie anfing, er könne wohl auf der andern Seite mitspielen, aber Danzi muß auch spielen; und als Mara kam, sagte er es ihm, und doch beging er diese Impertinenz. Wenn Sie sie kennen sollten, diese zwei Leute, man sieht ihnen den Stolz, Grobheit und wahre Effronterie im Gesichte an. . .

München, 1. Dezember 1780.

. . . Gestern vormittag war wieder Monsieur Raaff bei mir, um die Aria im zweiten Akt zu hören. Der Mann ist also in seine Aria verliebt, als es nur immer ein junger feuriger Mann in seine Schöne sein kann. Des Nachts, ehe er einschläft, und morgens, da er erwacht, singt er sie; er hat (ich wußte es von einer sichern Hand, und nun weiß ich es von ihm selbst) zu Baron Viereck, Obriststallmeister, und Herrn von Kastel gesagt: „Ich war sonst immer gewohnt, mir in die Rollen zu helfen, sowohl in die Rezitativ als Arien; da ist aber alles geblieben, wie es war; ich wüßte keine Note, die mir nicht anständig wäre usw." Enfin, er ist zufrieden wie ein König. Die eingeschickte Aria wünschte er wohl mit mir ein wenig verändert zu haben. Das era ist ihm auch nicht recht, und dann möchten wir hier eine ruhige zufriedene Aria haben, wenn es auch nur ein Teil wäre, desto besser; den zweiten muß man so allzeit in die Mitte nehmen, und der geht mir öfters im Weg um. Im Achill in Sciro ist so eine Aria auf diese Art: Or che mio figlio sei usw. . .

München, 16. Dezember 1780.

... Gestern war Herr Esser zum erstenmal bei mir. Ist er in Salzburg zu Fuß gegangen? oder auch wie hier immer in der Kutsche herumgefahren? Ich glaube, das bißchen Salzburger Geld wird nicht im Beutel bleiben wollen. Sonntags speisen wir zusammen beim Cannabich, und da muß er uns seine gescheite und närrische Solos hören lassen. Er sagt, er gibt kein Konzert hier, will sich auch bei Hof nicht produzieren, er sucht es nicht, wenn ihn der Kurfürst hören will. „Eh bien, ich bin da, es wird mir eine Gnade sein, allein ich melde mich nicht." Übrigens mag er ein guter Narr — Teufel! Ritter wollte ich sagen, sein; er fragte mich schon, warum ich den Sporn nicht trüge. Ich sagte, ich hätte an dem im Kopf schwer genug zu tragen. Er hatte die Güte, mein Kleid mir am Leibe ein wenig auszubürsten, und sagte: „Ein Kavalier darf den andern schon bedienen." Ohngeacht dessen hatte er doch den nämlichen Nachmittag, ganz gewiß aus Vergessenheit, als er zum Cannabich kam, seinen Sporn (ich meine den äußerlichen, sichtbaren) zu Hause gelassen oder wenigstens so gut zu verstecken gewußt, daß man nicht das Geringste davon zu sehen bekam. Nun geschwind, sonst vergesse ich wieder. Die Madame und Mademoiselle Cannabich fangen an, aus Ursach hiesiger Luft und Wasser immer am Hals etwas dicker zu werden; auf die Letzt könnte gar ein Kropf daraus werden. Gott sei bei uns! Sie nehmen zwar ein gewisses Pulver, was weiß ich, aber so heißt es nicht, nein! allein es will doch nicht recht nach Kontentement ausfallen. Derentwegen nahm ich mir die Freiheit, die sogenannten Kropfpillen anzuempfehlen, vorgebend (um den Wert dieser Pillen zu erhöhen), daß meine Schwester drei Kröpfe gehabt hat, einer größer als der andere, und doch endlich kraft dieser herrlichen Pillen wieder davon gänzlich befreit worden.

Kann man sie hier machen, so bitte um das Rezept; werden sie aber nur bei uns gemacht, so bitte gegen bare Bezahlung mir mit dem nächsten Postwagen etwelche Zentner hierherzuschicken; Sie wissen meine Adresse...

Heute nachmittag ist Prob vom ersten und zweiten Akt wieder im Zimmer beim Grafen, dann werden wir nichts als den dritten noch im Zimmer probieren, alsdann aber gleich aufs Theater gehen. Wegen den Kopisten ist die Prob immer verschoben worden, über welches Graf Seinsheim fuchsteufelwild geworden...

Wegen dem sogenannten populare sorgen Sie nichts, dann in meiner Opera ist Musik für aller Gattung Leute, ausgenommen für lange Ohren nicht...

München, 27. Dezember 1780.

... Ich habe die ganze Opera, den Brief vom Schachtner, Ihren Zettel und die Pillulen richtig erhalten. Wegen der zwei Szenen, die abgekürzt werden sollen, ist es nicht mein Vorschlag, sondern nur mein Konsentement; und warum ich sogleich nämlicher Meinung war, ist, weil Raaff und dal Prato das Rezitativ ganz ohne Geist und Feuer so ganz monoton herabsingen und die elendesten Akteurs, die jemals die Bühne trug, sind. Wegen der Unschicklichkeit, Unnatürlichkeit und fast Unmöglichkeit des Weglassens habe letzthin mich verflucht herumgebalgt mit dem Seeau. Genug, wenn alles gedruckt ist, welches er absolument nicht hat zugeben wollen, aber doch endlich, weil ich ihn grob angefahren, zugegeben hat. Die letzte Prob ist herrlich gewesen, sie war in einem großen Zimmer bei Hof, der Kurfürst war auch da. Diesmal ist mit dem ganzen Orchester (versteht sich, das im Opernhaus Platz hat) probiert worden. Nach dem ersten Akt sagte mir der Kurfürst überlaut Bravo, und als ich hinging, ihm die

Hand zu küssen, sagte er: „Diese Opera wird charmant werden, Er wird gewiß Ehre davon haben.“ Weil er nicht wußte, ob er solange dableiben kann, so mußte man ihm die konzertierende Aria und das Donnerwetter zu Anfang des zweiten Akts machen; nach diesem gab er mir wieder auf das freundlichste seinen Beifall und sagte lachend: „Man sollte nicht meinen, daß in einem so kleinen Kopf so was Großes stecke.“ Er hat auch anders Tags früh beim Cercle meine Opera sehr gelobt. Die nächste Prob wird wohl vermutlich im Theater sein. Apropos, Beecké sagt mir die Täge, daß er Ihnen nach der vorletzten Prob wieder geschrieben hätte, und unter andern auch, daß des Raaffs seine Aria im zweiten Akt wider den Text geschrieben seie. „So hat man mir gesagt,“ sagte er, „ich verstehe zu wenig Welsch, ist es wahr?“ — „Hätten Sie mich ehender gefragt und hernach erst geschrieben! Ich muß Ihnen sagen, daß derjenige zu wenig Welsch kann, der Ihnen so was gesagt hat. Die Aria ist ganz gut auf die Wörter geschrieben: man hört das mare und das mare funesto, und die Passagen sind auf minacciar angebracht, welche dann das minacciar, das Drohen, gänzlich ausdrücken. Und überhaupt ist das die prächtigste Aria in der Opera und hat auch allgemeinen Beifall gehabt.“

Ist es wahr, daß der Kaiser krank ist? Ist es wahr, daß der Erzbischof nach München kommen soll? Hören Sie, der Raaff ist der beste, ehrlichste Mann von der Welt, aber auf den alten Schlendrian versessen, daß man Blut dabei schwitzen möchte, folglich sehr schwer für ihn zu schreiben, sehr leicht auch, wenn Sie wollen, wenn man so Alletagarien machen will, wie par exemple die erste Arie Vedromi intorno usw. Wenn Sie sie hören werden, sie ist gut, sie ist schön, aber wenn ich sie für Zonca geschrieben hätte, so würde sie noch besser auf den Text ge-

macht sein; er liebt die geschnittenen Nudeln zu sehr und sieht nicht auf die Expression. Mit dem Quartett habe ich itzt eine Not mit ihm gehabt. Das Quartett, wie öfter ich mir es auf dem Theater fürstelle, wie mehr Effekt macht es mir und hat auch allen, die es noch so am Klavier gehört haben, gefallen; der einzige Raaff meint, es wird nicht Effekt machen; er sagte es mir ganz allein: „Non c'è da spianar la voce, es ist zu eng." Als wenn man in einem Quartett nicht viel mehr reden als singen sollte! Dergleichen Sachen versteht er gar nicht. Ich sagte nur: „Liebster Freund, wenn ich nur eine Note wüßte, die in diesem Quartett zu ändern wäre, so würde ich es sogleich tun; allein ich bin noch mit keiner Sache in dieser Opera so zufrieden gewesen wie mit diesem Quartett, und hören Sie es nur einmal zusammen, dann werden Sie gewiß anderst reden. Ich habe mir bei Ihren zwei Arien alle Mühe gegeben, Sie recht zu bedienen, werde es auch bei der dritten tun und hoffe es zustande zu bringen, aber was Terzetten und Quartetten anbelangt, muß man dem Compositeur seinen freien Willen lassen." Darauf gab er sich zufrieden. Neulich war er ganz unwillig über das Wort in seiner letzten Aria, rinvigorir und ringiovenir, besonders vienmi à rinvigorir, fünf i! Es ist wahr, beim Schluß einer Aria ist es sehr unangenehm. . .

München, 30. Dezember 1780.

Glückseliges neues Jahr! Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen dermalen sehr wenig schreibe, dann ich stecke nun über Hals und Kopf in Arbeit. Ich bin noch nicht ganz fertig mit dem dritten Akt und habe alsdann, weil kein Extraballett, sondern nur ein zur Opera gehöriges Divertissement ist, auch die Ehre, die Musik dazu zu machen; mir

ist es aber sehr lieb, dann so ist doch die Musik von einem Meister. Der dritte Akt wird wenigstens so gut ausfallen als die beiden ersten, ich glaube aber unendlichemal besser, um daß man mit Recht sagen könne: finis coronat opus. Der Kurfürst war letzthin bei der Prob so zufrieden, daß er, wie ich Ihnen letzthin geschrieben, morgens beim Cercle meine Opera sehr gelobt und dann abends bei der Cour wieder; und dann weiß ich es von einer sehr sichern Hand, daß er den nämlichen Abend nach der Prob allen, jedermann, der zu ihm gekommen ist, von meiner Musik geredet hat mit diesem Ausdruck: „Ich war ganz surpreniert, noch hat mir keine Musik den Effekt gemacht, das ist eine magnifique Musik." Vorgestern haben wir eine Rezitativprob bei der Wendling gemacht und das Quartett zusammen probiert, wir haben es sechsmal repetiert, itzt geht es endlich. Der Stein des Anstoßes war der dal Prato, der Bub kann doch gar nichts; seine Stimme wäre nicht so übel, wenn er sie nicht in den Hals und in die Gurgel nähmte; übrigens hat er aber gar keine Intonation, keine Methode, keine Empfindung, sondern singt wie etwa der beste unter den Buben, die sich hören lassen, um in dem Kapellhause aufgenommen zu werden. Raaff hat sich mit Vergnügen betrogen gefunden und zweifelt nun auch nicht an dem Effekt. Nun bin ich wegen des Raaffs letzter Aria in einer Verlegenheit, woraus Sie mir helfen müssen. Das rinvigorir und ringiovenir ist dem Raaff unverdaulich, und wegen diesen zwei Wörtern ist ihm schon die ganze Aria verhaßt. Es ist wahr, das mostrami und vienmi ist auch nicht gut, aber das schlechteste sind schon die zwei Endwörter, wo ich bei dem ersten rinvigorir, um den Triller auf dem i zu vermeiden, ihn auf dem o machen müßte. Nun hat Raaff, ich glaube im Natal di Giove, welches freilich sehr wenigen bekannt ist, eine zu dieser Lage passende

Aria gefunden, ich glaube, sie ist die Lizenzaria davon: Bell' alme al ciel dilette, und diese Aria soll ich ihm schreiben. „Man kennt sie nicht", sagt er, „und wir sagen nichts." Er weiß halt, daß es dem Herrn Abbate nicht zuzumuten ist, diese Aria zum drittenmal zu ändern, und wie sie ist, will er sie doch nicht singen... Nun bitte ich um eine schleunige Antwort. Nun muß ich schließen, dann ich muß über Hals und Kopf schreiben; komponiert ist schon alles, aber geschrieben noch nicht...

München, 3. Jenner 1781.

... Kopf und Hände sind mir so von dem dritten Akt voll, daß es kein Wunder wäre, wenn ich selbst zu einem dritten Akt würde. Der allein kostet mehr Mühe als eine ganze Opera, dann es ist fast keine Szene darin, die nicht äußerst interessant wäre. Das Akkompagnement bei der unterirdischen Stimme besteht in nichts als fünf Stimmen, nämlich in drei Posaunen und zwei Waldhorn, welche an dem nemlichen Orte placiert sind, wo die Stimme herkömmt. Das ganze Orchester ist bei dieser Stelle stille...

Freilich werden wir noch viele Beobachtungen im dritten Akt auf dem Theater zu machen haben, wie zum Beispiel Szene vier nach dem Arbace seiner Aria steht: Idomeneo, Arbace usw. Wie kann dieser gleich wieder da sein? Zum Glück, daß er ganz wegbleiben kann! Aber um das Sichere zu spielen, habe eine etwas längere Introduktion zu des Großpriesters Rezitativ gemacht. Nach dem Trauerchor geht der König, das ganze Volk und alles weg, und in der folgenden Szene steht: Idomeneo in ginocchione nel tempio. Das kann so ohnmöglich sein, er muß mit seinem ganzen Gefolge kommen. Da muß nun notwendigerweise ein Marsch sein, da hab ich einen ganz simpeln Marsch auf zwei Violin, Bratsche, Baß und

zwei Oboen gemacht, welcher a mezza voce gespielt wird und worunter der König kömmt und die Priester die zum Opfer gehörigen Sachen bereiten. Dann setzt sich der König auf die Knie und fängt das Gebet an. In dem Rezitativ der Elettra nach der unterirdischen Stimme soll auch stehen: Partono, ich hab vergessen in der zum Druck geschriebenen Abschrift zu sehen, ob es steht und wie es steht. Es kömmt mir so einfältig vor, daß diese geschwind wegzukommen eilen, nur um Mademoiselle Elettra allein zu lassen. . .

München, 18. Januar 1781.

Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen dermalen recht sehr wenig schreibe, dann ich muß augenblicklich (es ist gleich zehn Uhr, morgens versteht es sich) in die Prob; es ist heute das erstemal Rezitativprob im Theater. Vorschreiben habe ich mir nicht gekonnt, weil ich noch immer mit den verwünschten Tänzen zu tun gehabt habe. Laus deo! nun habe ich es überstanden; mithin nur das notwendigste. Die Prob mit dem dritten Akt ist fürtrefflich ausgefallen. Man hat gefunden, daß er die zwei ersteren Akte noch um viel übertrifft. Nur ist die Poesie darin gar zu lang und folglich die Musik auch (welches ich immer gesagt habe); deswegen bleibt die Aria vom Idamante: Nò, la morte io non pavento weg, welche ohnedies ungeschickt da ist, worüber aber die Leute, die sie in Musik gehört haben, darüber seufzen; und die letzte vom Raaff auch, worüber man noch mehr seufzt, allein man muß aus der Not eine Tugend machen. Der Orakelspruch ist auch noch viel zu lang, ich habe es abgekürzt; der Varesco braucht von diesem allen nichts zu wissen, dann gedruckt wird alles, wie er es geschrieben. . .

Wien, 17. März 1781.

Gestern, als den 16., bin ich, Gott Lob und Dank, ganz mutterseliger allein in einer Postchaise hier angekommen. Die Stund hätte ich bald vergessen, morgens um neun Uhr... Ich kam Donnerstag den 15. müde wie ein Hund abends um sieben Uhr in St. Pölten an, legte mich bis zwei Uhr nachts schlafen und fuhr dann gerade bis nach Wien...

Nun vom Erzbischof! Ich hab ein charmantes Zimmer im nämlichen Hause, wo der Erzbischof logiert; Brunetti und Ceccarelli logieren in einem andern Hause, che distinzione! Mein Nachbar ist Herr von Kleinmayrn, welcher bei meiner Ankunft mich mit allen Höflichkeiten überhäufte; er ist auch in der Tat ein charmanter Mann. Um zwölf Uhr zu Mittage, leider für mich ein bißchen zu früh, gehen wir schon zu Tische: da speisen die zwei Herren Herren Leib- und Seelkammerdiener, Herr Kontrolleur, Herr Zetti, der Zuckerbäcker, zwei Herren Köche, Ceccarelli, Brunetti und meine Wenigkeit. NB. die zwei Herren Leibkammerdiener sitzen oben an; ich habe doch wenigstens die Ehre, vor den Köchen zu sitzen. Nu, ich denke halt, ich bin in Salzburg. Bei Tische werden einfältige, grobe Späße gemacht; mit mir macht keiner Späße, weil ich kein Wort rede, und wenn ich was reden muß, so ist es allzeit mit der größten Seriosität, und sowie ich abgespeist habe, so gehe ich meines Wegs. Abends haben wir keine Tafel, sondern jeder bekömmt drei Dukaten; da kann einer weit springen. Der Herr Erzbischof hat die Güte und gloriert sich mit seinen Leuten, raubt ihnen ihre Verdienste und zahlt sie nicht davor. Gestern um vier Uhr haben wir schon Musik gehabt, da waren ganz gewiß zwanzig Personen von der größten Noblesse da. Ceccarelli hat schon beim Palfy singen müssen. Heute müssen wir zum Fürst Gallizin,

der gestern auch da war. Itzt will ich nur abwarten, ob ich nichts bekomme. Bekomme ich nichts, so gehe ich zum Erzbischof und sage es ihm ganz gerade: wenn er nicht will, daß ich was verdienen soll, so soll er mich bezahlen, daß ich nicht von meinem Geld leben muß. . .

Wien, 24. März 1781.

. . . Was Sie mir vom Erzbischof schreiben, hat, was seinen Ehrgeiz meine Person betreffend kitzelt, insoweit seine Richtigkeit; allein was nutzt mich alles dies? von diesem lebt man nicht. Glauben Sie nur sicher, daß er mir hier gleich einem Lichtschirm ist. Und was gibt er mir denn für Distinktion? Herr von Kleinmayrn, Bönicke haben mit dem Erlauchten Graf Arco eine Extratafel; das wäre Distinktion, wenn ich bei dieser Tafel wäre, aber nicht bei den Kammerdienern, die außer dem ersten Platz beim Tisch die Lüster anzünden, die Tür aufmachen und im Vorzimmer bleiben müssen, wenn ich darin bin, und bei die Herren Köche. Und dann, wenn wir wo hingerufen werden, wo ein Konzert ist, so muß der Herr Angelbauer heraus passen, bis die Herren Salzburger kommen, und sie dann durch einen Lakai weisen lassen, damit sie hinein dürfen. Wie das der Brunetti so im Diskurs erzählt, so dachte ich mir: Wartet nur, bis ich einmal komme. Als wir also letzthin zum Fürst Gallizin müssen, sagte mir Brunetti nach seiner höflichen Art: „Tu, bisogna che sei qui sta sera alle sette, per andare insieme dal principe Gallizin; l'Angelbauer ci condurrà." Ho risposto: „Va bene, ma se in caso mai non fossi qui alle sette in punto, ci andate pure, non serve aspettarmi, sò ben dove stà e ci verrò sicuro." Ich ging also mit Fleiß, weil ich mich schäme, mit ihnen wohin zu gehen, allein hin. Als ich hinaufkam, stund schon der Herr Angelbauer da, dem Herrn Bedienten zu

sagen, daß er mich hineinführen sollte. Ich gab aber weder auf den Herrn Leibkammerdiener noch Herrn Bedienten acht, sondern ging gerade die Zimmer durch in das Musikzimmer, dann die Türen waren alle offen, und schnurgerade zum Prinzen hin und mache ihm mein Kompliment, wo ich dann stehenblieb und immer mit ihm sprach. Ich hatte ganz auf meinen Ceccarelli und Brunetti vergessen, dann man sahe sie nicht; die steckten ganz hinterm Orchester an die Mauer gelehnt und traueten sich keinen Schritt herfür. Wenn ein Kavalier oder Dame mit dem Ceccarelli redet, so lacht er immer, und redet so jemand mit dem Brunetti, so wird er rot und gibt die trockensten Antworten. O, ich hätte viel zu schreiben, wenn ich alle die Szenen, die es schon, dieweil ich hier bin und ehe ich kam, wegen dem Erzbischof und Ceccarelli und Brunetti gegeben hat, beschreiben wollte. Mich wundert nur, daß sich der — des Brunetti nicht schämt; ich schäme mich anstatt seiner. Und wie der Kerl so ungern hier ist! Das Ding ist ihm halt als zu nobel, so am Tisch, das glaub ich, sind seine vergnügtesten Stunden. Heute hat der Prinz Gallizin den Ceccarelli zum Singen begehren lassen, das nächste Mal wird es wohl mich treffen. Ich gehe heute abends mit Herrn von Kleinmayrn zu einem seiner guten Freunde, zum Hofrat Braun, wo mir alle sagen, daß er der größte Liebhaber vom Klavier seie. Bei der Gräfin Thun habe schon zweimal gespeist und komme fast alle Täge hin; das ist die charmanteste, liebste Dame, die ich in meinem Leben gesehen, und ich gelte auch sehr viel bei ihr. Ihr Herr ist noch der nämliche sonderbare, aber gutdenkende, rechtschaffene Kavalier. Beim Grafen Cobenzl habe auch gespeist und das wegen der Gräfin von Rumbeck, seiner Muhme, die Schwester vom Cobenzl in der Pagerie, welche mit ihrem Herren in Salzburg war.

Nun ist meine Hauptabsicht hier, daß ich mit schöner Manier zum Kaiser komme, dann ich will absolument, daß er mich kennen lernen soll. Ich möchte ihm mit Lust meine Opera durchpeitschen und dann brav Fugen spielen, dann das ist seine Sache. O, hätte ich gewußt, daß ich die Fasten nach Wien kommen würde, hätte ich ein kleines Oratorio geschrieben und zu meinem Vorteil im Theater gegeben, wie es hier alles macht. Ich hätte leicht vorher zu schreiben gehabt, weil ich die Stimmen alle kenne. Wie gerne gäb ich nicht ein öffentliches Konzert, wie es hier der Brauch ist, aber es wird mir nicht erlaubt, das weiß ich gewiß. Dann stellen Sie sich vor, Sie wissen, daß hier eine Sozietät ist, welche zum Vorteil der Witwen von den Musici Akademien gibt; alles was nur Musik heißt, spielt da umsonst, das Orchester ist hundertachtzig Personen stark. Kein Virtuos, der nur ein bißchen Liebe des Nächsten hat, schlägt es ab darin zu spielen, wenn er von der Sozietät aus darum ersucht wird; dann man macht sich auch sowohl beim Kaiser als beim Publikum darum beliebt. Starzer hatte den Auftrag, mich darum zu bitten, und ich sagte es ihm gleich zu, doch müßte ich vorher meines Fürsten Gutachten darüber vernehmen, und ich hatte gar keinen Zweifel, weil es eine geistliche Art und unentgeltlich, nur um ein gutes Werk zu tun, ist; er erlaubte es mir nicht. Die ganze Noblesse hier hat ihm dieses übelgenommen. Mir ist es nur wegen diesem leid, ich hätte kein Konzert, sondern (weil der Kaiser in der Proszenloge ist) ganz allein (die Gräfin Thun hätte mir ihr schönes Steiner-Pianoforte dazu gegeben) präludiert, eine Fuge und dann die Variationen Je suis Lindor gespielt. Wo ich noch das so öffentlich gemacht habe, habe ich allzeit den größten Beifall erhalten, weil es so gut gegeneinander absticht, und weil jeder was hat; aber pazienza! . . .

Wien, 4. April 1781.

... Sie wollen wissen, was in Wien mit uns, aber hoffentlich eigentlich mit mir vorgehet, dann die beiden andern zähle ich nicht zu mir. Ich habe Ihnen schon letzthin geschrieben, daß mir der Erzbischof hier eine große Hindernis ist; dann er ist mir wenigstens hundert Dukaten Schade, die ich ganz gewiß durch eine Akademie im Theater machen könnte. Dann die Dames haben sich mir schon selbst angetragen, Billetts auszuteilen. Gestern kann ich wohl sagen, daß ich mit dem Wiener Publikum recht zufrieden war. Ich spielte in der Akademie der Witwen im Kärntnertortheater. Ich mußte wieder neuerdings anfangen, weil des Applaudierens kein Ende war. Was glauben Sie, wenn ich nun, da mich das Publikum einmal kennt, eine Akademie für mich gebe, was ich nicht da machen würde? Allein unser Erzbischof erlaubt es nicht, will nicht, daß seine Leut Profit haben sollen, sondern Schaden. Doch dies kann er bei mir nicht zuwegen bringen; dann wenn ich hier zwei Skolaren habe, so stehe ich besser als in Salzburg, ich brauch sein Logis und seine Kost nicht. Nun hören Sie! Brunetti sagte heut beim Tisch, daß der Arco ihm vom Erzbischof aus gesagt hätte, er sollte uns sagen, daß wir das Diligencegeld bekommen werden und bis Sonntag abreisen sollten; übrigens wer noch bleiben wolle, o Vernunft! könne bleiben, doch müsse er auf seine Faust leben, er bekomme keine Tafel und kein Zimmer mehr von ihm aus. Brunetti, qui ne demande pas mieux, leckte alle zehn Finger darnach; Ceccarelli, der gerne hier wäre, aber nicht so bekannt hier ist und den Gebrauch nicht so weiß wie ich, will poussieren, etwas zu bekommen; wo nicht, so geht er in Gottes Namen, dann er hat kein Logis und keine Tafel in ganz Wien, wo er nicht zahlen muß. Als man mich fragte, was ich zu tun entschlossen wäre, antwortete ich, ich ignoriere noch bis

dato, daß ich weg solle, dann bevor mir Graf Arco nicht selbst sagt, so glaube ich es nicht, und ihm werde ich mich dann schon entdecken. Schmecks! Bönicke war dabei und schmutzelte. O, ich will dem Erzbischof gewiß eine Nase drehen, daß es eine Freude sein soll, und mit der größten Politesse, dann er kann mir nicht aus. Genug, im zukünftigen Briefe werde ich Ihnen mehr davon schreiben können. Sein Sie versichert, daß, wenn ich nicht recht gut stehe und meinen Vorteil nicht recht gut sehe, ich gewiß nicht hierbleib. Wenn ich aber das haben kann, was soll ich nicht davon profitieren? Sie ziehen unterdessen zwei Besoldungen und haben mich aus dem Brot. Bleib ich hier, so versichere ich Sie, daß ich Ihnen bald werde Geld nach Haus schicken können. Ich rede im Ernst, und wo nicht, so komme ich zurück. Nun Adieu, nächstens mehr und alles! . . .

Ich versichere Sie, daß hier ein herrlicher Ort ist und für mein Metier der beste Ort von der Welt; das wird Ihnen jedermann sagen; und ich bin gerne hier, mithin mache ich es mir auch nach meinen Kräften zunutze. Sein Sie versichert, daß ich mein Absehen nur habe, soviel möglich Geld zu gewinnen; dann das ist nach der Gesundheit das beste. An meine Torheiten denken Sie nicht mehr, die habe ich längstens von Herzen bereut. Mit Schaden wird man witzig, und ich habe itzt als andere Gedanken. . .

Wien, 8. April 1781.

Ich habe einen gescheutern und längern Brief an Sie angefangen, aber ich habe zuviel vom Brunetti geschrieben und habe gefürchtet, daß er ihn etwa aus Fürwitz, weil Ceccarelli bei mir ist, aufbrechen möchte. Mit nächster Post werde Ihnen den Brief schicken und Ihnen auch mehr schreiben können, als ich diesmal könnte. . . Den Applauso im Theater habe ich Ihnen geschrieben; nur muß ich noch

sagen, das, was mich am meisten gefreuet und verwundert hat, war das erstaunliche Silentium und mitten im Spielen das Bravoschreien. Für Wien, wo so viele und so viele gute Klavierspieler sind, ist das gewiß Ehre genug. Heute hatten wir, dann ich schreibe um elf Uhr nachts, Akademie, da wurden drei Stücke von mir gemacht, versteht sich neue, als ein Rondeau zu einem Konzert für Brunetti, eine Sonata mit Akkompagnement einer Violin für mich, welche ich gestern nachts von elf bis zwölf Uhr komponiert habe, aber, damit ich fertig geworden bin, nur die Akkompagnementstimme für Brunetti geschrieben habe, ich aber meine Partie im Kopf behalten habe, und dann ein Rondeau für Ceccarelli, welches er hat repetieren müssen. Itzt bitte ich mir sobald möglich einen Brief aus und über folgendes einen väterlichen und mithin den freundschaftlichsten Rat aus. Es heißt nun, wir sollen in vierzehn Tägen nach Salzburg reisen. Ich kann nicht allein ohne meinen Schaden, sondern mit meinem Nutzen hierbleiben. Ich habe also im Sinn, den Erzbischof zu bitten, mir noch hierzubleiben zu erlauben. Liebster Vater, ich habe Sie wohl recht lieb, das sehen Sie aus diesem, weil ich Ihnen zulieb allem Wunsch und Begierde entsage; dann wenn Sie nicht wären, so schwöre ich Ihnen bei meiner Ehre, daß ich keinen Augenblick versäumen würde, sondern gleich meine Dienste quittierte, ein großes Konzert gäbe, vier Skolaren nähme und in einem Jahr gewiß hier in Wien so weit käme, daß ich wenigstens jährlich auf meine tausend Taler käme. Ich versichere Sie, daß es mir oft schwer genug fällt, daß ich mein Glück so auf die Seite stoßen soll. Ich bin noch jung, wie Sie sagen; das ist wahr, aber wenn man seine jungen Jahre so in einem Bettelort in Untätigkeit verschlänzt, ist es auch traurig genug und auch Verlust. Darüber bitte ich mir Ihren väterlichen und wohlmeinenden Rat aus, aber bald, dann

ich muß mich erklären. Übrigens haben Sie nur alles Vertrauen auf mich, dann ich denke nun geſcheiter. Leben Sie wohl! ...

Wien, 28. April 1781.

Sie erwarten mich mit Freuden, mein liebſter Vater! Das iſt auch das einzige, was mich zum Entſchluß bringen kann, Wien zu verlaſſen. Ich ſchreibe das alles nun in der natürlichen teutſchen Sprache, weil es die ganze Welt wiſſen darf und ſoll, daß es der Erzbiſchof von Salzburg nur Ihnen, mein beſter Vater, zu danken hat, daß er mich nicht geſtern auf immer (verſteht ſich für ſeine Perſon) verloren hat. Geſtern war große Akademie bei uns, vermutlich die letzte. Die Akademie iſt recht gut ausgefallen, und trotz all den Hinderniſſen S. Erzbiſchöflichen Gnaden habe ich doch ein beſſeres Orcheſter gehabt als Brunetti; das wird Ihnen Ceccarelli ſagen; dann wegen dieſem Arrangement habe ſo viel Verdruß gehabt — o, das läßt ſich beſſer reden als ſchreiben. Doch wenn, wie ich aber nicht hoffen will, wieder ſo etwas vorgehen ſollte, ſo kann ich Sie verſichern, daß ich die Geduld nicht mehr haben werde, und Sie werden mir es gewiß verzeihen. Und das bitte ich Sie, mein liebſter Vater, daß Sie mir erlauben, künftige Faſten zu Ende Karneval nach Wien zu reiſen. Nur auf Sie kömmt es an, nicht auf den Erzbiſchof; dann will er es nicht erlauben, ſo gehe ich doch; es iſt mein Unglück nicht, gewiß nicht! O, könnte er dies leſen, mir wäre es ganz recht. Aber Sie müſſen es mir im künftigen Brief verſprechen, dann nur mit dieſer Bedingnis gehe ich nach Salzburg; aber gewiß verſprechen, damit ich den Dames hier mein Wort geben kann. Stephanie wird mir eine teutſche Oper zu ſchreiben geben. Ich erwarte alſo Ihre Antwort hierüber...

Wann und wie ich abreise, kann ich Ihnen noch nicht schreiben. Es ist doch traurig, daß man bei diesen Herren nichts wissen kann. Auf einmal wird es heißen: Allons, weg! Bald sagt man, es ist ein Wagen beim Machen, worin der Kontrolleur, Ceccarelli und ich nach Hause reisen sollen; bald heißt es wieder, mit der Diligence, bald wieder, man wird jedem das Diligencegeld geben, und da kann jeder reisen, wie er will, welches mir auch in der Tat das liebste wäre; bald in acht Tägen, bald in vierzehn Tägen, bald in drei Wochen, dann wieder noch ehender. Gott, man weiß nicht, wie man daran ist, man kann sich in nichts helfen. Künftigen Posttag hoffe es Ihnen doch so à peu près schreiben zu können.

Nun muß ich schließen, dann ich muß zur Gräfin Schönborn. Gestern haben mich die Dames nach der Akademie eine ganze Stund beim Klavier gehabt; ich glaube, ich säße noch dort, wenn ich mich nicht davongestohlen hätte; ich dachte, ich hätte doch genug umsonst gespielt. . .

Wien, 9. Mai 1781.

Ich bin noch ganz voll der Galle! und Sie als mein bester, liebster Vater sind es gewiß mit mir. Man hat so lange meine Geduld geprüft, endlich hat sie aber doch gescheitert. Ich bin nicht mehr so unglücklich, in salzburgischen Diensten zu sein; heute war der glückliche Tag für mich. Hören Sie!

Schon zweimal hat mir der — ich weiß gar nicht, wie ich ihn nennen soll, die größten Sottisen und Impertinenzen ins Gesicht gesagt, die ich Ihnen, um Sie zu schonen, nicht habe schreiben wollen und nur, weil ich Sie immer, mein bester Vater, für Augen gehabt habe, nicht gleich auf der Stelle gerächt habe. Er nennte mich einen Buben, einen liederlichen Kerl, sagte mir, ich sollte weitergehen, und ich

— litte alles, empfand, daß nicht allein meine Ehre, sondern auch die Ihrige dadurch angegriffen wurde; allein Sie wollten es so haben, ich schwieg. Nun hören Sie! Vor acht Tägen kam unverhofft der Laufer herauf und sagte mir, ich müßte den Augenblick ausziehen. Den andern allen bestimmte man den Tag, nur mir nicht. Ich machte also alles geschwind in den Koffer zusamm, und die alte Madame Weber war so gütig, mir ihr Haus zu offrieren. Da habe ich mein hübsches Zimmer, bin bei dienstfertigen Leuten, die mir in allem, was man oft geschwind braucht und (wenn man allein ist) nicht haben kann, an die Hand gehen. Auf Mittwoch setzte ich meine Reise (als heute den 9.) mit der Ordinaire fest; ich konnte aber meine Gelder, die ich noch zu bekommen habe, in der Zeit nicht zusammenbringen, mithin schob ich meine Reise bis Samstag auf. Als ich mich heute dort sehen ließ, sagten mir die Kammerdiener, daß der Erzbischof mir ein Paket mitgeben will. Ich fragte, ob es pressiert; so sagten sie: ja, es wäre von großer Wichtigkeit. „So ist es mir leid, daß ich nicht die Gnade haben kann, S. Hochfürstlichen Gnaden zu bedienen, dann ich kann (aus obengedachter Ursach) vor Samstag nicht abreisen. Ich bin aus dem Hause, muß auf meine eigene Kösten leben, da ist es nur ganz natürlich, daß ich nicht ehender abreisen kann, bis ich nicht imstande dazu bin, dann kein Mensch wird meinen Schaden verlangen." Kleinmayrn, Moll, Bönicke und die zwei Leibkammerdiener gaben mir ganz recht. Als ich zu ihm hineinkam — NB. muß ich Ihnen vorher sagen, daß mir der Schlaucka geraten, ich sollte die Excuse nehmen, daß die Ordinari schon besetzt seie, das seie bei ihm ein stärkerer Grund — als ich also zu ihm hineinkam, so war das erste: „Nun, wann geht Er denn, Bursch?" Ich: „Ich habe wollen heute nacht gehen, allein der Platz war schon verstellt." Dann gings in einem Odem

fort: ich seie der liederlichste Bursch, den er kenne, kein Mensch bediene ihn so schlecht wie ich, er rate mir, heute noch wegzugehen, sonst schreibt er nach Haus, daß die Besoldung eingezogen wird. Man konnte nicht zu Rede kommen, das ging fort wie ein Feuer. Ich hörte alles gelassen an, er lügte mir ins Gesicht, ich hätte fünfhundert Fl. Besoldung, hieß mich einen Lumpen, Lausbub, einen Fexen — o, ich möchte Ihnen nicht alles schreiben! Endlich, da mein Geblüt zu stark in Wallung gebracht wurde, so sagte ich: „Sind also Ew. Hochfürstliche Gnaden nicht zufrieden mit mir?" — „Was, Er will mir drohen? Er Fex, o Er Fex! Dort ist die Tür! schau Er, ich will mit einem solchen elenden Buben nichts mehr zu tun haben!" Endlich sagte ich: „Und ich mit Ihnen auch nichts mehr!" — „Also geh Er!" und ich im Weggehen: „Es soll auch dabei bleiben, morgen werden Sie es schriftlich bekommen." Sagen Sie mir also, bester Vater, ob ich das nicht eher zu spät als zu früh gesagt habe. Nun hören Sie! Meine Ehre ist mir über alles, und ich weiß, daß es Ihnen auch so ist. Sorgen Sie sich gar nichts um mich; ich bin meiner Sachen hier so gewiß, daß ich ohne mindeste Ursach quittiert hätte. Da ich nun Ursach dazu gehabt habe und das dreimal, so habe ich gar keinen Verdienst mehr dabei; au contraire, ich war zweimal Hundsfutt, das drittemal konnte ich es halt doch nicht mehr sein.

Solang der Erzbischof noch hier sein wird, werde ich keine Akademie geben. Daß Sie glauben, daß ich mich bei der Noblesse und dem Kaiser selbst in üblen Kredit setzen werde, ist grundfalsch. Der Erzbischof ist hier gehaßt und vom Kaiser am meisten. Das ist eben sein Zorn, daß ihn der Kaiser nicht nach Laxenburg eingeladen hat. Ich werde Ihnen mit künftigem Postwagen etwas Weniges von Geld überschicken, um Sie zu überweisen, daß ich hier nicht darbe.

Übrigens bitte ich Sie munter zu sein, dann itzt fängt mein Glück an, und ich hoffe, daß mein Glück auch das Ihrige sein wird. Schreiben Sie mir heimlich, daß Sie vergnügt darüber sind, und das können Sie in der Tat sein; und öffentlich aber zanken Sie mich recht darüber, damit man Ihnen keine Schuld geben kann. Sollte Ihnen aber der Erzbischof ohngeacht dessen die mindeste Impertinenz tun, so kommen Sie allsogleich mit meiner Schwester zu mir nach Wien; wir können alle drei leben, das versichere ich Sie auf meine Ehre. Doch ist es mir lieber, wenn Sie ein Jahr noch aushalten können. Schreiben Sie mir keinen Brief mehr ins teutsche Haus und mit dem Paket. Ich will nichts mehr von Salzburg wissen, ich hasse den Erzbischof bis zur Raserei. . .

Geben Sie mir Ihr Vergnügen bald zu erkennen, dann nur dieses fehlt mir noch zu meinem itzigen Glück.

Wien, 12. Mai 1781.

Sie wissen aus meinem letzten Schreiben, daß ich den Fürsten um meine Entlassung gebeten habe, weil er mir es selbst geheißen hat. Dann schon in den zwei ersteren Audienzen sagte er mir: „Scher Er sich weiter, wenn Er mir nicht recht dienen will!" Er wird es freilich leugnen, aber deswegen ist es doch so wahr, als Gott im Himmel ist. Was Wunder dann, wenn ich endlich (durch Bub, Schurke, Bursch, liederlicher Kerl und dergleichen mehr im Munde eines Fürsten rühmliche Ausdrücke ganz außer mir) das „Scher Er sich weiter" endlich für bekannt angenommen habe! Ich gab den folgenden Tag dem Graf Arco eine Bittschrift, um sie S. Hochfürstlichen Gnaden zu überreichen, und auch wieder das Reisegeld, welches in fünfzehn Fl. vierzig Kr. als das Diligencegeld und zwei Dukaten Verzehrungsgeld besteht. Er nahm mir beides nicht an, sondern versicherte

mich, daß ich gar nicht quittieren könnte, ohne Ihre Einwilligung zu haben, mein Vater. „Das ist Ihre Schuldigkeit", sagte er mir. Ich versicherte ihm gleichfalls, daß ich so gut als er und vielleicht besser meine Schuldigkeit gegen meinen Vater kenne, und es wäre mir sehr leid, wenn ich sie erst von ihm lernen müßte. „Gut also," sagte er; „ist er damit zufrieden, so können Sie Ihre Entlassung begehren, wo nicht, so — können Sie sie auch begehren." Eine schöne Distinktion! Alles was mir der Erzbischof in den drei Audienzen Erbauliches sagte, besonders in der letzten, und was mir itzt wieder dieser herrliche Mann Gottes Neues erzählte, machte eine so treffliche Wirkung auf meinen Körper, daß ich abends in der Opera mitten im ersten Akt nach Hause gehen mußte, um mich zu legen; dann ich war ganz erhitzt, zitterte am ganzen Leibe und taumelte wie ein Besoffener auf der Gasse, blieb auch den folgenden Tag, als gestern, zu Hause, den ganzen Vormittag aber im Bett, weil ich das Tamarindenwasser genommen.

Der Herr Graf hatte auch die Gewogenheit, sehr viel Schönes an seinen Herrn Vater von mir zu schreiben, welches Sie vermutlich schon werden haben einschlucken müssen. Es werden freilich einige fabelhafte Stellen darin sein; doch wenn man eine Komödie schreibt, so muß man, wenn man Beifall haben will, etwas outrieren und nicht so genau der Wahrheit der Sache treu bleiben, und Sie müssen auch der Dienstfertigkeit dieser Herren etwas zugut halten.

Ich will nur, ohne mich zu beeifern, dann mir ist meine Gesundheit und mein Leben lieber (ist mir leid genug, wenn ich dazu gezwungen bin) — ich will also nur noch den Hauptvorwurf, den man mir über meine Bedienung macht, hersetzen. Ich wußte nicht, daß ich Kammerdiener wäre, und das brach mir den Hals. Ich hätte sollen alle Morgen so ein paar Stunden in der Antekamera verschlendern. Man

hat mir freilich öfters gesagt, ich solle mich sehen lassen; ich konnte mich aber niemalen erinnern, daß dies mein Dienst seie, und kam nur allzeit richtig, wenn mich der Erzbischof rufen ließ.

Nun will ich Ihnen nur kurz meinen ohnbeweglichen Entschluß vertrauen, so aber, daß es die ganze weite Welt hören mag. Wenn ich beim Erzbischof von Salzburg zweitausend Fl. Gehalt bekommen kann und in einem andern Ort nur tausend, so gehe ich doch in das andere Ort; dann für die andern tausend Fl. genieße ich meine Gesundheit und Zufriedenheit des Gemüts. Ich hoffe also bei aller väterlichen Liebe, die Sie mir von Kindheit auf in so hohem Grade erwiesen haben und wofür ich Ihnen zeitlebens nicht genug dankbar sein kann (am allerwenigsten aber in Salzburg), wenn Sie Ihren Sohn gesund und vergnügt haben wollen, mir von dieser ganzen Sache gar nichts zu schreiben und sie ganz in die tiefste Vergessenheit zu vergraben; dann ein Wort davon wäre schon genug, um mir neuerdings und Ihnen selbst, gestehen Sie es nur, Ihnen selbst Galle zu machen.

Nun leben Sie recht wohl und freuen Sie sich, daß Sie keinen Hundsfutt zum Sohne haben. . .

Wien, 12. Mai 1781.

In dem Briefe, welchen Sie mit der Post erhalten haben, sprach ich mit Ihnen, als wenn wir in Gegenwart des Erzbischofs wären. Nun spreche ich aber ganz allein mit Ihnen, mein liebster Vater. Von allem Unrecht, welches mir der Erzbischof von Anbeginn seiner Regierung bis itzt angetan, von dem unaufhörlichen Schimpfen, von allen Impertinenzen und Sottisen, die er mir in das Gesicht sagte, von dem ohnwidersprechlichen Recht, das ich habe, von ihm wegzugehen, wollen wir ganz schweigen; dann da läßt sich nichts dawider

sagen. Nur will ich von dem sprechen, was mich auch ohne alle Ursach einer Kränkung von ihm wegzugehen verleitet haben würde. Ich habe hier die schönsten und nützlichsten Connaissances von der Welt, bin in den größten Häusern beliebt und angesehen, man erzeigt mir alle mögliche Ehre und bin noch dazu davor bezahlt, und ich soll um vierhundert Fl. in Salzburg schmachten, ohne Bezahlung, ohne Aufmunterung schmachten und Ihnen in nichts nützlich sein können, da ich es doch hier gewiß kann? Was würde das Ende davon sein? Immer das nämliche, ich müßte mich zu Tode kränken lassen oder wieder weggehen. Ich brauche Ihnen nichts mehr zu sagen, Sie wissen es selbst. Nur noch dieses: die ganze Stadt Wien weiß schon meine Geschichte, die ganze Noblesse redet mir zu, ich soll mich ja nicht mehr einführen lassen. Liebster Vater, man wird Ihnen bald mit gute Worte kommen, aber es sind Schlangen, Vipern. Alle niederträchtige Seelen sind so: sie sind bis zum Ekel hoch und stolz, und dann kriechen sie wieder — abscheulich! Die zwei Leibkammerdiener sehen die ganze Sauerei ein, besonders sagte der Schlaucka zu jemand: „Ich, ich kann dem ganzen Mozart nicht unrecht geben, er hat ganz recht; mir hätte ers so tun sollen! Er macht ihn ja aus wie einen Bettelbuben, ich habs gehört — infam!" Der Erzbischof erkennt sein ganzes Unrecht. Hat er nicht schon öfter Gelegenheit gehabt, es zu erkennen? hat er sich darum gebessert? Nein! also weg damit! Wenn ich nicht gesorgt hätte, daß es Ihnen dadurch vielleicht nicht zum besten gehen könnte, so wäre es schon längst anderst. Aber in der Hauptsache, was kann er Ihnen tun? Nichts! Wenn Sie wissen, daß es mir gut gehet, so können Sie ja leicht dem Erzbischof seine Gnade entbehren. Die Besoldung kann er Ihnen nicht nehmen, und übrigens tun Sie Ihre Schuldigkeit. Und daß es mir gut gehen wird,

bin ich Ihnen Bürge; ich würde sonst diesen Schritt itzt nicht getan haben, obwohlen ich Ihnen gestehen muß, daß nach dieser Beleidigung ich, und hätte ich betteln müssen, weggegangen wäre. Dann wer wird sich denn kujonieren lassen? besonders wenn mans besser haben kann? Mithin, fürchten Sie sich, so tun Sie zum Schein, als wenn Sie böse wären auf mich, zanken Sie mich in Ihrem Brief recht aus; wenn nur wir zwei wissen, wie die Sache steht! Lassen Sie sich aber nicht durch Schmeicheleien verführen! sein Sie auf Ihrer Hut! . . .

Wien, 16. Mai 1781.

Ich konnte es nie anderst vermuten, als daß Sie in der ersten Hitze, da der Fall (da Sie mich schon ganz gewiß erwarteten) dermalen zu überraschend für Sie war, alles das so hinschreiben werden, wie ich es wirklich lesen mußte. Nun haben Sie aber der Sache besser nachgedacht, fühlen als ein Mann von Ehre die Beleidigung stärker, wissen und sehen ein, daß nun dasjenige, was Sie im Sinne gehabt, nicht erst geschehen muß, sondern schon geschehen ist. In Salzburg ist es immer schwerer loszukommen: dort ist er Herr, hier aber Fex, so wie ich es bei ihm bin; und dann, glauben Sie mir sicher, ich kenne Sie und kenne mein gutes Herz für Sie. Der Erzbischof hätte mir etwa ein paar hundert Gulden mehr gegeben, und ich, ich hätte es getan, und da wäre wieder die alte Histori. Glauben Sie mir, mein bester Vater, daß ich alle männliche Stärke brauche, um Ihnen das zu schreiben, was die Vernunft befiehlt. Gott weiß es, wie schwer es mir fällt, von Ihnen zu gehen. Aber sollte ich betteln gehen, so möchte ich keinem solchen Herren mehr dienen; dann das kann ich mein Lebetag nicht mehr vergessen, und ich bitte Sie, ich bitte Sie um alles in der Welt, stärken Sie mich in diesem Entschluß, anstatt

daß Sie mich davon abzubringen suchen. Sie machen mich untätig, dann mein Wunsch und meine Hoffnung ist, mir Ehre, Ruhm und Geld zu machen, und ich hoffe gewiß, daß ich Ihnen in Wien mehr nützlich sein kann als in Salzburg. Der Weg nach Prag ist mir itzt weniger verschlossen, als wenn ich in Salzburg wäre. Was Sie wegen den Weberischen schreiben, kann ich Sie versichern, daß es nicht so ist. Bei der Langin war ich ein Narr, das ist wahr, aber was ist man nicht, wenn man verliebt ist! Ich liebte sie aber in der Tat und fühle, daß sie mir noch nicht gleichgültig ist, und ein Glück für mich, daß ihr Mann ein eifersüchtiger Narr ist und sie nirgends hinläßt, und ich sie also selten zu sehen bekomme. Glauben Sie mir sicher, daß die alte Madame Weber eine sehr dienstfertige Frau ist und daß ich ihr à proportion ihrer Dienstfertigkeit nicht genug entgegen erweisen kann, dann ich habe die Zeit nicht dazu.

Nun erwarte ich mit Sehnsucht ein Schreiben von Ihnen, mein bester, liebster Vater. Heitern Sie Ihren Sohn auf, dann nur der Gedanke, Ihnen zu mißfallen, kann ihn mitten unter seinen gut aussehenden Umständen unglücklich machen. Adieu, leben Sie tausendmal wohl! . . .

Wenn Sie etwa glauben könnten, ich seie nur aus Haß gegen Salzburg und aus ohnvernünftiger Liebe gegen Wien hier, so erkundigen Sie sich. Herr von Strack, der mein sehr guter Freund ist, wird Ihnen als ein ehrlicher Mann gewiß die Wahrheit schreiben.

Wien, 19. Mai 1781.

Ich weiß auch nicht, was ich zuerst schreibe, mein liebster Vater, dann ich kann mich von meinem Erstaunen noch nicht erholen und werde es nie können, wenn Sie so zu denken und so zu schreiben fortfahren. Ich muß Ihnen gestehen,

daß ich aus keinem einzigen Zuge Ihres Briefes meinen Vater erkenne! Wohl einen Vater, aber nicht den besten, liebevollsten, den für seine eigene und für die Ehre seiner Kinder besorgten Vater, mit einem Wort, nicht meinen Vater. Doch das war alles nur ein Traum, Sie sind nun erwacht und haben gar keine Antwort von mir auf Ihre Punkte nötig, um mehr als überzeugt zu sein, daß ich nun mehr als jemals von meinem Entschluß gar nicht abstehen kann. Doch muß ich, weil meine Ehre und mein Charakter bei einigen Stellen am empfindlichsten angegriffen ist, etwelche Punkte beantworten. Sie können es niemalen gutheißen, daß ich in Wien quittiert habe? Ich glaube, wenn man schon Lust dazu hat (obwohlen ich es dermalen nicht hatte, dann sonst würde ich es das erste Mal getan haben), so würde es an dem Orte am vernünftigsten sein, wo man gut stehet und die schönsten Aussichten von der Welt hat. Daß Sie es im Gesichte des Erzbischofs nicht gutheißen können, ist möglich; aber mir können Sie es gar nicht anderst als gutheißen. Ich kann meine Ehre durch nichts anders retten, als daß ich von meinem Entschlusse abstehe? Wie können Sie doch so einen Widerspruch fassen? Sie dachten nicht, als Sie dieses schrieben, daß ich durch einen solchen Zurückschritt der niederträchtigste Kerl von der Welt würde. Ganz Wien weiß, daß ich vom Erzbischof weg bin, weiß warum, weiß, daß es wegen gekränkter Ehre und zwar zum dritten Mal gekränkter Ehre geschah, und ich sollte wieder öffentlich das Gegenteil beweisen? soll mich zum Hundsfutt und den Erzbischof zu einem braven Fürsten machen? Das erste kann kein Mensch und ich am allerwenigsten, und das andere kann nur Gott, wenn er ihn erleuchten will.

Ich habe Ihnen also noch keine Liebe gezeigt? muß sie also itzt erst zeigen? können Sie das wohl sagen? Ich

wollte Ihnen von meinem Vergnügen nichts aufopfern? Was habe ich denn für ein Vergnügen hier? Daß ich mit Mühe und Sorgen auf meinen Geldbeutel denke. Mir scheint, Sie glauben, ich schwimme in Vergnügen und Unterhaltungen. O, wie betrügen Sie sich nicht! Das heißt dermalen! Dermalen habe ich nur so viel, als ich brauche. Nun ist die Souscription auf sechs Sonaten im Gang, und da bekomme ich Geld. Mit der Opera ist es auch schon richtig, und im Advent gebe ich ein Konzert; dann geht es so immer besser fort, dann im Winter ist was ganz Gutes hier zu verdienen. Wenn das Vergnügen heißt, wenn man von einem Fürsten los ist, der einen nicht zahlt und zu Tod kujoniert, so ist es wahr, ich bin vergnügt. Dann sollte ich von früh morgens bis nachts nichts als denken und arbeiten, so würde ich es gerne tun, nur um so einem — ich mag ihn gar beim rechten Namen nicht nennen, nicht um Gnade zu leben. Ich bin dazu gezwungen worden, diesen Schritt zu tun, und da kann ich kein Haarbreit davon mehr abweichen — ohnmöglich! Alles was ich Ihnen sagen kann, ist dies, daß es mir (wegen Ihnen, nur wegen Ihnen, mein Vater) sehr leid tut, daß man mich so weit gebracht hat, und daß ich wünschte, daß der Erzbischof gescheiter gehandelt hätte, um daß ich Ihnen noch meine ganze Lebenszeit widmen könnte. Ihnen zu gefallen, mein bester Vater, wollte ich mein Glück, meine Gesundheit und mein Leben aufopfern, aber meine Ehre, die ist mir und die muß Ihnen über alles sein. Lassen Sie dieses dem Graf Arco lesen und ganz Salzburg. Nach dieser Beleidigung, nach dieser dreifachen Beleidigung dürfte mir der Erzbischof in eigener Person zwölfhundert Fl. antragen, und ich nehme sie nicht; ich bin kein Bursch, kein Bub, und wenn Sie nicht wären, so hätte ich nicht das dritte Mal erwartet, daß er mir hätte sagen können „Scher Er sich weiter", ohne

es für bekannt anzunehmen. Was sage ich: erwartet! ich, ich hätte es gesagt und nicht er! Mich wundert nur, daß der Erzbischof so unbesonnen, an einem Ort, wie Wien ist, so unbesonnen hat handeln können. Er soll also sehen, wie er sich betrogen hat. Fürst Breuner und Graf Arco brauchen den Erzbischof, aber ich nicht. Und wenn es auf das Äußerste kömmt, daß er alle Pflichten eines Fürsten, eines geistlichen Fürsten vergißt, so kommen Sie zu mir nach Wien; vierhundert Fl. haben Sie überall. Was glauben Sie, was er sich hier beim Kaiser, der ihn ohnehin haßt, für Schande machen würde, wenn er das täte! Meiner Schwester würde es hier auch besser anstehen als in Salzburg: es sind viele Herrschaftshäuser, wo man Bedenken trägt, eine Mannsperson zu nehmen, ein Frauenzimmer aber sehr gut bezahlen würde. Das kann alles noch geschehen...

Liebster, bester Vater, begehren Sie von mir, was Sie wollen! nur das nicht, sonst alles! Nur der Gedanke macht mich schon für Wut zittern...

Wien, 26. Mai 1781.

Sie haben ganz recht, so wie ich ganz recht habe, mein liebster Vater! Ich weiß und kenne alle meine Fehler; aber kann sich denn ein Mensch nicht bessern? kann er sich nicht schon wirklich gebessert haben? Ich mag die Sache überdenken, wie ich will, so sehe ich, daß ich mir und Ihnen, mein bester Vater, sowohl als meiner lieben Schwester am besten in allem werde behelfen können, wenn ich in Wien bleibe. Es scheint, als wenn mich das Glück hier empfangen wollte; mir ist, als wenn ich hierbleiben müßte. Und das war mir schon so, als ich von München abreisete. Ich freuete mich ordentlich nach Wien und wußte nicht warum. Geduld müssen Sie noch ein wenig haben, dann werde ich

Ihnen bald in der Tat zeigen können, wie nützlich uns allen Wien ist. Glauben Sie sicherlich, daß ich mich ganz geändert habe; ich kenne außer meiner Gesundheit nichts Notwendigers als das Geld. Ich bin gewiß kein Geizhals, dann das wäre für mich sehr schwer, ein Geizhals zu werden, und doch halten mich die Leute hier mehr zum Kalmäusern geneigt als zum Verschwenden, und das ist zum Anfang immer genug. Wegen den Skolaren kann ich so viele haben, als ich will; ich will aber nicht so viel, ich will besser bezahlt sein als die andern, und da will ich lieber weniger haben. Man muß sich gleich anfangs ein bißchen auf die hintern Füße setzen, sonst hat man auf immer verloren, muß mit den andern immer den allgemeinen Weg fortlaufen. Wegen der Souscription ist es ganz richtig, und wegen der Opera wüßte ich nicht, warum ich zurückhalten sollte. Graf Rosenberg hat mich, da ich ihm zweimal Visite machte, auf die höflichste Art empfangen und hat bei der Gräfin Thun mit van Swieten und Herrn von Sonnenfels meine Opera gehört. Und da Stephanie mein guter Freund ist, so geht alles.

Glauben Sie mir sicher, daß ich nicht den Müßiggang liebe, sondern die Arbeit. In Salzburg, ja, das ist wahr, da hat es mich Mühe gekost und konnte mich fast nicht dazu entschließen. Warum? Weil mein Gemüt nicht vergnügt war. Sie müssen mir doch selbst gestehen, daß in Salzburg, wenigstens für mich, um keinen Kreuzer Unterhaltung ist. Mit vielen will ich nicht umgehen, und den meisten andern bin ich zu schlecht. Für mein Talent keine Aufmunterung! Wenn ich spiele oder von meiner Komposition was aufgeführt wird, so ists, als wenn lauter Tisch und Sessel die Zuhörer wären. Wenn doch wenigstens ein Theater da wäre, das was hieße; dann in dem besteht meine ganze Unterhaltung hier. In München, das ist

wahr, da hab ich mich wider Willen in ein falsches Licht bei Ihnen gestellt, da hab ich mich zu viel unterhalten. Doch kann ich Ihnen bei meiner Ehre schwören, daß ich, bevor die Opera in scena war, in kein Theater gegangen und nirgends als zum Cannabichschen gekommen bin. Daß ich das meiste und stärkste auf die Letzt zu machen bekommen habe, ist richtig, aber nicht aus Faulheit oder Nachlässigkeit, sondern ich bin vierzehn Täge, ohne eine Note zu schreiben, gewesen, weil es mir ohnmöglich war. Ich habe es freilich geschrieben, aber nicht ins reine. Da ist dann freilich viel Zeit verloren, doch reuet es mich nicht. Daß ich hernach zu lustig war, das geschah aus jugendlicher Dummheit. Ich dachte mir: wo kömmst Du hin? nach Salzburg! Mithin mußt du dich letzen! Das ist gewiß, daß ich in Salzburg nach hundert Unterhaltungen seufze und hier nach keiner einzigen; dann in Wien zu sein ist schon Unterhaltung genug. Vertrauen Sie sich sicher auf mich, ich bin kein Narr mehr, und daß ich ein gottloser, undankbarer Sohn seie, werden Sie ja wohl noch weniger glauben. Mithin vertrauen Sie sich ganz auf meinen Kopf und mein gutes Herz, es wird Sie gewiß nicht reuen. Wo hätte ich denn das Geld schätzen lernen können? Ich habe noch zu wenig unter den Händen gehabt. Ich weiß, wie ich einmal zwanzig Dukaten gehabt habe, so glaubte ich mich schon reich. Nur die Not lernt einem das Geld schätzen. Leben Sie wohl, liebster, bester Vater! Meine Schuldigkeit ist nun, daß ich durch meine Sorge und meinen Fleiß hier das gutmache und ersetze, was Sie durch diesen Vorfall verloren zu haben glauben. Das werde ich auch gewiß und mit tausend Freuden! Adieu...

Vorgestern ließ mir Graf Arco sagen, ich möchte um zwölf Uhr zu ihm kommen, er würde mich erwarten. Er hat mir schon öfters so eine Post sagen lassen und der Schlaucka auch. Aber weil ich die Unterredungen hasse, wo fast jedes Wort, das man anhören muß, Lüge ist, so bin ich auch richtig — nicht gekommen; hätte es auch dermalen so gemacht, wenn er mir nicht dazu hätte sagen lassen, daß er einen Brief von Ihnen erhalten habe. Ich kam also richtig; die ganze Unterredung, die ganz gelassen, ohne Ereiferung (weil das meine erste Bitte war) vorbeiging, herzusetzen wäre ohnmöglich. Kurz, er stellte mir alles auf die freundschaftlichste Art für; man hätte schwören sollen, es ging ihm vom Herzen. Seinerseits dürfte er, glaub ich, nicht schwören, daß es mir vom Herzen ging. Mit aller möglichen Gelassenheit, Höflichkeit und der besten Art von der Welt sagte ich ihm auf seine wahr scheinenden Reden die reinste Wahrheit, und er konnte kein Wort dawider sagen. Das Ende war, daß ich ihm das Memorial und das Reisegeld (welches ich beides bei mir hatte) geben wollte. Er versicherte mich aber, daß es ihm zu traurig wäre, sich in diese Sache zu mischen, ich möchte es nur einem Leibkammerdiener geben, und das Geld nähme er erst, wenn alles vorbei wäre. Der Erzbischof schmält hier über mich bei der ganzen Welt und ist nicht so gescheit, daß er einsieht, daß ihm das keine Ehre macht; dann man schätzt mich hier mehr als ihn. Man kennt ihn als einen hochmütigen, eingebildeten Pfaffen, der alles, was hier ist, verachtet, und mich als einen gefälligen Menschen. Das ist wahr, ich bin stolz, wenn ich sehe, daß mich jemand mit Verachtung und en bagatelle behandeln will; und so ist der Erzbischof gegen mich. Aber mit gute Worte, da könnte er mich haben, wie er wollte. Das habe ich auch

dem Grafen gesagt, unter anderm auch, daß der Erzbischof gar nicht wert ist, daß Sie so gut für ihn denken. Und der Schluß: was würde es auch nutzen, wenn ich itzt nach Hause gehen wollte? In etwelchen Monaten würde ich doch (ohne Beleidigung) meinen Abschied begehren, dann um diese Bezahlung kann und will ich nicht mehr dienen. „Aber warum denn nicht?" — „Weil," sagte ich, „weil ich in einem Ort niemalen zufrieden und vergnügt leben könnte, wo ich so bezahlt bin, daß ich immer denken müßte: ach, wäre ich da! wäre ich dort! Wenn ich aber so bezahlt bin, daß ich nicht notwendig habe, auf andere Orte zu denken, so kann ich zufrieden sein, und wenn mich der Erzbischof so bezahlt, so bin ich bereit, heute noch abzureisen." Und wie froh bin ich, daß mich der Erzbischof nicht beim Worte nimmt; dann es ist gewiß Ihr und mein Glück, daß ich hier bin. Sie werden es sehen. Nun leben Sie recht wohl, liebster, bester Vater! es wird alles gutgehen. Ich schreibe nicht im Traum, dann es hängt ja mein eigenes Wohl daran. Adieu...

Wien, 2. Juni 1781.

Aus meinem letzten Schreiben werden Sie vernommen haben, daß ich mit dem Graf Arco selbst gesprochen habe. Gott Lob und Dank, daß alles so gut vorbeigegangen ist! Sein Sie ohne Sorge, Sie haben von dem Erzbischof nicht das Geringste zu befürchten; dann Graf Arco sagte mir nicht ein Wort, daß ich bedenken sollte, daß es Ihnen schaden könnte. Und als er mir sagte, daß Sie ihm geschrieben und sich sehr über mich beschwerten, so fiel ich gleich in die Rede und sagte: „Mir gewiß nicht? Er schrieb mir so, daß ich öfters glaubte närrisch darüber zu werden. Allein ich mag die Sache bedenken, wie ich will, so kann ich halt nicht" usw. Als er mir sagte: „Glauben Sie

mir, Sie lassen sich hier zu sehr verblenden; hier dauert der Ruhm eines Menschen zu kurz; von Anfang hat man alle Lobsprüche und gewinnt auch sehr viel, das ist wahr. Aber wie lange? Nach etwelchen Monaten wollen die Wiener wieder was Neues." — „Sie haben recht, Herr Graf," sagte ich, „glauben Sie denn, daß ich in Wien bleibe? Ei beileibe, ich weiß schon wohin. Daß sich dieser Fall eben in Wien ereignet hat, ist der Erzbischof Ursach und nicht ich. Wüßte er mit Leuten von Talenten umzugehen, so wäre das nicht geschehen. Herr Graf, ich bin der beste Kerl von der Welt, wenn man es nur mit mir ist." — „Ja, der Erzbischof", sagte er, „hält Sie für einen erzhoffärtigen Menschen." — „Das glaube ich," sagte ich, „gegen ihn bin ich es freilich; wie man mit mir ist, so bin ich auch wieder. Wenn ich sehe, daß mich jemand verachtet und gering schätzet, so kann ich so stolz sein wie ein Pavian." Unter anderm sagte er mir auch, ob ich denn nicht glaube, daß er auch öfters üble Worte einschlucken müßte. Ich schupfte die Achseln und sagte: „Sie werden Ihre Ursachen haben, warum Sie es leiden, und ich habe meine Ursachen, warum ich es nicht leide." Das übrige wissen Sie aus meinem letzten Schreiben. Zweifeln Sie nicht, mein liebster, bester Vater, es ist gewiß zu meinem und folglich auch zu Ihrem Besten. Die Wiener sind wohl Leute, die gerne abschießen, aber nur am Theater, und mein Fach ist zu beliebt hier, als daß ich mich nicht soutenieren sollte. Hier ist doch gewiß das Klavierland! Und dann, lassen wir es zu, so wäre der Fall erst in etwelchen Jahren, ehender gewiß nicht. Unterdessen hat man sich Ehre und Geld gemacht, es gibt ja noch andere Örter, und wer weiß, was sich dieweil für eine Gelegenheit ereignet. . .

Nun hat es der Herr Graf Arco recht gut gemacht! Das ist also die Art, die Leute zu bereden, sie an sich zu ziehen, daß man aus angeborner Dummheit die Bittschriften nicht annimmt, aus Manglung des Muts und aus Liebe zur Fuchsschwanzerei dem Herren gar kein Wort sagt, jemand vier Wochen herumzieht und endlich, da derjenige gezwungen ist, die Bittschrift selbst zu überreichen, anstatt ihm wenigstens den Zutritt zu verstatten, ihn zur Tür hinausschmeißt und einen Tritt im Hintern gibt! Das ist also der Graf, dem es (nach Ihrem letzten Schreiben) so sehr vom Herzen geht! das ist also der Hof, wo ich dienen, an welchem man jemand, der um etwas schriftlich einkommen will, anstatt daß man ihm die Übergebung zuwegen bringt, ihn also behandelt! Das geschahe in der Antichambre; mithin war kein ander Mittel als sich losreißen und laufen, dann ich wollte für die fürstlichen Zimmer den Respekt nicht verlieren, wenn ihn schon der Arco verloren hatte. Ich habe drei Memorial gemacht, habe sie fünfmal übergeben und sind mir allzeit zurückgeschlagen worden. Ich habe sie ganz gut verwahrt, und wer sie lesen will, kann sie lesen und sich überzeugen, daß nicht das geringste Anzügliche darinnen seie. Endlich, da ich abends das Memorial durch Herrn von Kleinmayrn zurückgesandt bekam (dann er ist hier dazu bestellt), und als den andern Tag darauf wäre die Abreise des Erzbischofs, so war ich für Zorn ganz außer mir; wegreisen konnte ich ihn so nicht lassen, und da ich von Arco gewußt (wenigstens sagte er mir es so), daß er nichts darum wisse, mithin wie böse könnte der Erzbischof nicht auf mich sein, solange hier zu sein und dann auf den letzten Augenblick erst mit einer solchen Bittschrift zu kommen. Ich machte also ein anderes Memorial, worin ich ihm entdeckte, daß ich schon bereits

vier Wochen eine Bittschrift in Bereitschaft hätte, und da ich mich, wüßte nicht warum, so lange damit herumgezogen sähe, so seie ich nun genötiget, sie ihm selbst und zwar auf den letzten Augenblick zu überreichen. Für dieses Memorial bekam ich die Entlassung meiner Dienste auf die schönste Art von der Welt. Dann wer weiß, ob es nicht auf Befehl des Erzbischofs geschehen ist? Herr von Kleinmayrn, wenn er einen ehrlichen Mann noch so fortspielen will, und die Bedienten des Erzbischofs sind Zeugen, daß sein Befehl ist vollzogen worden. Ich brauche nun gar keine Bittschrift mehr nachzuschicken, die Sache ist nun geendiget. Ich will nun von der ganzen Affäre nichts mehr schreiben, und wenn mir der Erzbischof nun zwölfhundert Fl. Besoldung gäbe, so ging ich nicht nach einer solchen Behandlung. Wie leicht wäre ich nicht zu bereden gewesen! Aber mit Art, nicht mit Stolz und Grobheit. Dem Graf Arco habe ich sagen lassen, ich habe nichts mit ihm zu reden, weil er mich das erstemal so angefahren und wie einen Spitzbuben ausgemacht hat, welches ihm nicht zusteht. Und bei Gott! wie ich schon geschrieben habe, ich wäre das letztemal auch nicht hingegangen, hätte er mir nicht dazu sagen lassen, er hätte einen Brief von Ihnen. Nun das letztemal! Was geht es ihn an, wenn ich meine Entlassung haben will? Und denkt er wirklich so gut für mich, so soll er mit Gründen jemand zureden oder die Sache gehen lassen, wie sie geht, aber nicht mit Flegel und Bursch herumwerfen und einen bei der Türe durch einen Tritt im Arsch hinauswerfen; doch ich habe vergessen, daß es vielleicht Hochfürstlicher Befehl war.

Auf Ihren Brief will ich nur ganz kurz antworten, dann ich bin der ganzen Sache so müde, daß ich gar nichts mehr davon zu hören wünschte. Nach der ganzen Ursach,

warum ich quittierte (die Sie wohl wissen), würde es keinem Vater einfallen, mit seinem Sohn darüber böse zu sein; vielmehr wenn er es nicht getan hätte. Desto weniger, da Sie wußten, daß ich schon ohne alle Ursach dazu Lust hatte. Und Ernst kann es Ihnen ohnmöglich sein, Sie müssen sich wegen dem Hof also verhalten. Doch bitte ich Sie, mein bester Vater, nicht zu viel zu kriechen, dann der Erzbischof kann Ihnen nichts tun. Tät ers doch! Ich wünschte es fast. Das wäre wirklich eine Tat, eine neue Tat, die ihm beim Kaiser vollends den Garaus machen würde; dann der Kaiser kann ihn nicht allein nicht leiden, sondern er haßt ihn. Wenn Sie nach einer solchen Behandlung nach Wien gehen und dem Kaiser die Geschichte erzählen, so erhalten Sie wenigstens die nämliche Gage von ihm, dann in solchen Fällen ist der Kaiser zu verehren. Daß Sie mich mit Madame Lange in Comparaison setzen, macht mich ganz erstaunen, und den ganzen Tag war ich darüber betrübt. Dieses Mädchen saß ihren Eltern auf dem Hals, als sie sich noch nichts verdienen konnte. Kaum kam die Zeit, wo sie sich gegen ihre Eltern dankbar bezeugen konnte (NB. der Vater starb, noch ehe sie einen Kreuzer hier eingenommen), so verließ sie ihre arme Mutter, hängte sich an einen Komödianten, heuratet ihn, und ihre Mutter hat nicht so viel von ihr! Gott! Meine einzigste Absicht ist, weiß Gott, Ihnen und uns allen zu helfen. Muß ich es Ihnen denn hundertmal schreiben, daß ich Ihnen hier mehr nütze bin als in Salzburg? Ich bitte Sie, mein liebster, bester Vater, schreiben Sie mir keine solche Briefe mehr, ich beschwöre Sie; dann sie nutzen nichts, als mir den Kopf warm und das Herz und Gemüt unruhig zu machen. Und ich, der nun immer zu komponieren habe, brauche einen heitern Kopf und ruhiges Gemüt. Der Kaiser ist nicht hier, Graf Rosenberg ist

nicht hier. Letzterer hat dem Schröder (dem vornehmen Akteur) Kommission gegeben, um ein gutes Opernbuch umzusehen und mir es zu schreiben zu geben. . .

Wien, 13. Juni 1781.

Bester aller Väter! Wie herzlich gerne wollte ich Ihnen nicht ferners noch meine besten Jahr an einem Orte aufopfern, wo man schlecht bezahlt ist, wenn dies allein das Übel wäre. Allein schlecht bezahlt und obendrein verspottet, verachtet und kujoniert, das ist doch wahrlich zu viel. Ich habe für des Erzbischofs Akademie hier eine Sonate für mich, dem Brunetti und Ceccarelli ein Rondeau geschrieben, habe bei jeder Akademie zweimal gespielt und das letztemal, da alles aus war, eine ganze Stund noch Variationen (dazu mir der Erzbischof das Thema gab) gespielt, und da war so ein allgemeiner Beifall, daß, wenn der Erzbischof nur ein wenig ein menschliches Herz hat, er gewiß hat Freude fühlen müssen; und anstatt mir wenigstens seine Zufriedenheit und Wohlgefallen oder meinetwegen gar nichts zu zeigen, macht er mich aus wie einen Gassenbuben, sagt mir ins Gesicht, ich soll mich weiterscheren, er bekäme hundert, die ihn besser bedienten als ich. Und warum? Weil ich nicht eben den Tag abreisen konnte, da er sich es eingebildet hat; ich muß vom Hause weg, muß von meinem Gelde leben und soll nicht die Freiheit haben, abzureisen, wenn es mir mein Beutel gestattet, da ich dazu in Salzburg nicht nötig war und der ganze Unterschied in zwei Tägen bestund. Der Erzbischof hat mir zweimal die größten Impertinenzen gesagt, und ich habe kein Wort gesagt; noch mehr, ich habe bei ihm mit dem nämlichen Eifer und Fleiß gespielt, als wenn nichts wäre; und anstatt daß er meinen Diensteifer und mein Bestreben ihm zu gefallen erkennen sollte, geht er eben in dem Augenblick, da ich mir eher

was anders versprechen konnte, zum drittenmal auf die abscheulichste Art von der Welt mit mir um. Und damit ich nur gar kein Unrecht habe, sondern gänzlich recht behalte, es ist, als wenn man mich mit Gewalt weghaben wollte. Nu, wenn man mich nicht haben will, es ist ja mein Wunsch. Anstatt daß Graf Arco meine Bittschrift angenommen oder mir Audienz verschafft oder geraten hätte, selbe nachzuschicken, oder mir zugeredet hätte, die Sache noch so zu lassen und besser zu überlegen, enfin, was er gewollt hätte, nein, da schmeißt er mich zur Tür hinaus und gibt mir einen Tritt im Hintern. Nun, das heißt auf teutsch, daß Salzburg nicht mehr für mich ist, ausgenommen mit guter Gelegenheit dem Herrn Grafen wieder ingleichen einen Tritt im Arsch zu geben, und sollte es auf öffentlicher Gasse geschehen. Ich begehre gar keine Satisfaktion deswegen beim Erzbischof, dann er wäre nicht imstande, sie mir auf solche Art zu verschaffen, wie ich sie mir selbst nehmen muß; sondern ich werde nächster Täge dem Herrn Grafen schreiben, was er sich von mir zuverlässig zu gewarten hat, sobald das Glück will, daß ich ihn treffe, es mag sein, wo es will, nur an keinem Ort, wo ich Respekt haben muß.

Wegen meinem Seelenheil sein Sie ohne Sorgen, mein bester Vater! Ich bin ein fälliger junger Mensch wie alle andern und kann zu meinem Trost wünschen, daß es alle so wenig wären als ich. Sie glauben vielleicht Sachen von mir, die nicht also sind. Der Hauptfehler bei mir ist, daß ich nach dem Scheine nicht allzeit so handle, wie ich handeln sollte. Daß ich mich geprahlt hätte, ich esse alle Fasttäge Fleisch, ist nicht wahr; aber gesagt habe ich, daß ich mir nichts daraus mache und es für keine Sünde halte, dann Fasten heißt bei mir sich abbrechen, weniger essen als sonst. Ich höre alle Sonn- und Feiertäge meine Messe

und, wenn es sein kann, die Werktäge auch, das wissen Sie, mein Vater. Mein ganzer Umgang mit der Person von schlechtem Rufe bestund auf dem Ball, und den hatte ich schon lange, ehe ich wußte, daß sie von schlechtem Rufe seie, und nur darum, damit ich meiner gewissen Contredansetänzerin sicher seie; dann konnte ich, ohne ihr die Ursach zu sagen, nicht auf einmal abbrechen, und wer wird jemand so was ins Gesicht sagen? Habe ich sie nicht auf die Letzt öfters angesetzt und mit andern getanzt? Ich war auch diesfalls ordentlich froh, daß der Fasching ein Ende hatte. Übrigens wird kein Mensch sagen können, daß ich sie sonstwo gesehen hätte oder in ihrem Hause gewesen seie, ohne für einen Lügner zu passieren. Übrigens sein Sie versichert, daß ich gewiß Religion habe; und sollte ich das Unglück haben, jemals (welches Gott verhüten wird) auf Seitenwege zu geraten, so spreche ich Sie, mein bester Vater, aller Schuld los. Dann nur ich allein wäre der Schurke; Ihnen habe ich alles Gute sowohl für mein zeitliches als geistliches Wohl und Heil zu verdanken. . .

Wien, 16. Juni 1781.

. . . Nun kann ich Ihnen doch endlich einmal wieder von Wien etwas schreiben, bisher mußte ich meine Briefe immer von der Sauhistori anfüllen. Gott Lob, daß es vorbei ist! Die dermalige Saison ist die schlechteste für jemand, der Geld gewinnen will, das wissen Sie ohnehin. Die vornehmsten Häuser sind auf dem Lande, mithin ist nichts anders zu tun als sich auf den Winter, wo man weniger Zeit dazu hat, vorzuarbeiten. Sobald die Sonaten fertig sind, werde eine kleine wälsche Kantate suchen und sie schreiben, welche dann im Advent im Theater geben werde, versteht sich für meinen Profit. Da ist eine kleine List dabei: auf diese Art kann ich sie zweimal mit dem

nämlichen Vorteil geben, weil ich, da ich sie das zweitemal gebe, etwas auf einem Pianoforte spielen werde. Dermalen habe nur eine einzige Skolarin, welche ist die Gräfin Rumbeck, die Base vom Cobenzl. Ich könnte deren freilich mehrere haben, wenn ich meinen Preis herabsetzen wollte; sobald man aber das tut, verliert man seinen Kredit. Mein Preis ist für zwölf Lektionen sechs Dukaten, und da gib ich ihnen noch zu erkennen, daß ich es aus Gefälligkeit tue. Ich will lieber drei Instruktionen haben, die mich gut zahlen, als sechs, die mich schlecht zahlen. Von dieser einzigen Skolarin kann ich mich durchbringen, und das ist mir unterdessen genug. Ich schreibe Ihnen dies nur, damit Sie nicht glauben möchten, ich schicke Ihnen vielleicht aus Eigennutz nicht mehr als dreißig Dukaten. Sein Sie versichert, daß ich mich gewiß ganz entblößen würde, wenn ich es nur hätte! Aber es wird schon kommen; man muß den Leuten niemalen merken lassen, wie man steht. . .

Wien, 20. Juni 1781.

. . . Daß Sie die Hofschranzen über die Quer ansehen werden, will ich gerne glauben; doch was haben Sie sich aus solchem elenden Gesindel zu machen! Wie feindlicher daß diese Leute gegen Sie sind, desto stolzer und verächtlicher müssen Sie sie ansehen. Wegen dem Arco darf ich nur meine Vernunft und mein Herz zu Rate ziehen und brauche also gar keine Dame oder Person vom Stande dazu, um das zu tun, was recht und billig ist, was nicht zu viel und zu wenig ist. Das Herz adelt den Menschen, und wenn ich schon kein Graf bin, so habe ich vielleicht mehr Ehre im Leib als mancher Graf. Und Hausknecht oder Graf, sobald er mich beschimpft, so ist er ein Hundsfutt. Ich werde ihm von Anfang ganz vernünftig vorstellen, wie

schlecht und übel er seine Sache gemacht habe, zum Schlusse aber muß ich ihm doch schriftlich versichern, daß er gewiß von mir einen Fuß im Arsch und auch ein paar Ohrfeigen zu gewarten hat; dann wenn mich einer beleidigt, so muß ich mich rächen, und tue ich nicht mehr, als er mir angetan, so ist es nur Wiedervergeltung und keine Strafe nicht. Und noch dazu würde ich mich mit ihm in Gleichheit stellen, und da bin ich wirklich zu stolz dazu, als daß ich mich mit einem so dummen Schöps vergliche. . .

Wien, 27. Juni 1781.

. . . Eben komm ich von Herrn von Hippe, geheimen Sekretär vom Fürst Kaunitz, welcher ein sehr liebenswürdiger Mann und ein recht guter Freund von mir ist. Er machte mir von selbst die erste Visit, und da spielte ich ihm. Wir haben in meiner Wohnung zwei Flügel, einer zum Galanteriespielen und der andere eine Maschine, der durchgehends mit der tiefen Oktav gestimmt ist wie der, den wir in London hatten, folglich wie eine Orgel. Auf diesem hab ich also kapriziert und Fugen gespielt. Ich bin fast täglich nach Tisch bei Herrn von Auernhammer. Die Fräulein ist ein Scheusal, spielt aber zum Entzücken; nur geht ihr der wahre, feine, singende Geschmack im Cantabile ab, sie verzupft alles. Sie hat mir ihren Plan (als ein Geheimnis) entdeckt, der ist: noch zwei oder drei Jahr rechtschaffen zu studieren und dann nach Paris zu gehen und Metier davon zu machen; dann sie sagt: „Ich bin nicht schön, au contraire häßlich; einen Kanzleihelden mit drei oder vierhundert Fl. mag ich nicht heiraten, und keinen andern bekomme ich nicht; mithin bleib ich lieber so und will von meinem Talent leben", und da hat sie recht. Sie bat mich also, ihr beizustehen, um ihren Plan ausführen zu können; aber sie möchte es niemand vorher sagen. . .

Wien, 4. Juli 1781.

An Graf Arco habe nicht geschrieben und werde auch nicht schreiben, weil Sie es zu Ihrer Beruhigung also verlangen. Ich hatte mir es schon eingebildet, Sie fürchten sich zu sehr, und doch haben Sie sich gar nicht zu fürchten; dann Sie, Sie sind so gut als ich beleidiget. Ich verlange nicht, daß Sie einen Lärm machen sollen oder sich im mindesten beschweren sollen; allein der Erzbischof und das ganze Gesindel müssen sich fürchten, von dieser Sache mit Ihnen zu sprechen, dann Sie, mein Vater, können ohne mindeste Furcht (wenn man Sie dazu bringt) frei sagen, daß Sie sich schämen würden, einen Sohn auferzogen zu haben, welcher von einem solchen infamen Hundsfutt, wie der Arco ist, sich so geradezu schimpfen ließe, und Sie könnten alle versichern, daß, wenn ich heute das Glück haben würde, ihn zu treffen, ich ihm so begegnen würde, wie er es verdiene, und daß er sich gewiß sein Lebetag meiner erinnern wird. Das ist, was ich verlange, und sonst nichts, daß Ihnen jedermann ansieht, daß Sie sich nicht zu fürchten haben: stille sein; wenn es aber notwendig ist, reden und so reden, daß es geredet ist. Der Erzbischof hat unter der Hand dem Kozeluch tausend Fl. antragen lassen; dieser hat sich aber bedanken lassen mit dem Zusatz, daß er hier besser stünde, und wenn er es nicht verbessern könnte, würde er niemalen weggehen. Zu seinen Freunden sagte er aber: „Die Affäre mit dem Mozart schreckt mich aber am meisten ab; wenn er so einen Mann von sich läßt, wie würde ers erst mir machen!“ Nun sehen Sie, wie er mich kennt und meine Talente schätzt! . . .

Wien, 25. Juli 1781.

Ich sage noch einmal, daß ich schon längst im Sinn gehabt, ein anders Logis zu nehmen, und das nur wegen

dem Geschwätze der Leute, und mir ist leid, daß ich es wegen einer albernen Plauderei, woran kein wahres Wort ist, zu tun gezwungen bin. Ich möchte doch nur wissen, was gewisse Leute für Freud haben können, ohne allen Grund so im Tage hineinzureden. Weil ich bei ihnen wohne, so heirate ich die Tochter; von Verliebtsein war gar die Rede nicht, über das sind sie hinausgesprungen; sondern ich logiere mich ins Haus und heirate. Wenn ich mein Lebetag nicht aufs Heiraten gedacht habe, so ist es gewiß itzt, dann (ich wünsche mir zwar nichts weniger als eine reiche Frau) wenn ich itzt wirklich durch eine Heirat mein Glück machen könnte, so könnte ich ohnmöglich aufwarten, weil ich ganz andere Dinge im Kopf habe. Gott hat mir mein Talent nicht gegeben, damit ich es an eine Frau henke und damit mein junges Leben in Untätigkeit dahinlebe. Ich fange erst an zu leben und soll mir es selbst verbittern? Ich habe gewiß nichts über den Ehestand, aber für mich wäre er dermalen ein Übel. Nun, da ist kein ander Mittel, ich muß, wenn es schon nicht wahr ist, wenigstens den Schein vermeiden, obwohl der Schein an nichts anders beruht, als daß ich da wohne; dann wer nicht ins Haus kömmt, der kann nicht einmal sagen, daß ich mit ihr so viel Umgang habe wie mit allen andern Geschöpfen Gottes; dann die Kinder gehen selten aus, nirgends als in die Komödie, und da gehe ich niemalen mit, weil ich meistens nicht zu Hause bin zur Komödiestunde. Ein paarmal waren wir im Prater, und da war die Mutter auch mit, und ich, da ich im Hause bin, konnte es nicht abschlagen mitzugehen, und damals hörte ich noch keine solche Narrensreden. Da muß ich aber auch sagen, daß ich nichts als meinen Teil zahlen durfte, und da die Mutter solche Reden selbst gehört und auch von mir aus weiß, so muß ich sagen, daß sie selbst nicht mehr will, daß wir zusammen wohingehen sollen, und

mir selbst geraten, wo anderst hinzuziehen, um fernere Verdrießlichkeiten zu vermeiden. Dann sie sagt, sie möchte nicht unschuldigerweise an meinem Unglücke schuld sein. Das ist also die einzige Ursach, warum ich schon längst (seitdem man so schwätzt) im Sinn gehabt, wegzuziehen, und insoweit Wahrheit gilt, habe ich keine, was aber die Mäuler anbelangt, habe ich Ursach; und wenn diese Reden nicht gingen, so würde ich schwerlich wegziehen, dann ich werde freilich leicht ein schöners Zimmer bekommen, aber die Commodité und so freundschaftliche und gefällige Leute schwerlich. Ich will auch nicht sagen, daß ich im Hause mit der mir schon verheirateten Mademoiselle trotzig seie und nichts rede, aber verliebt auch nicht. Ich narriere und mache Spaß mit ihr, wenn es mir die Zeit zuläßt (und das ist nur abends, wenn ich zu Haus soupiere, dann morgens schreibe ich in meinem Zimmer, und nachmittags bin ich selten zu Hause), und also sonst weiter nichts. Wenn ich die alle heiraten müßt, mit denen ich gespaßt habe, so müßte ich leicht zweihundert Frauen haben. . .

Wien, 1. August 1781.

. . . Nun hat mir vorgestern der junge Stephanie ein Buch zu schreiben gegeben. Ich muß bekennen, so schlecht er meinetwegen gegen andere Leute sein kann, das ich nicht weiß, so ein sehr guter Freund ist er von mir. Das Buch ist ganz gut. Das Sujet ist türkisch und heißt: Belmont und Konstanze oder Die Verführung aus dem Serail. Die Sinfonie, den Chor im ersten Akt und den Schlußchor werde ich mit türkischer Musik machen. Madame Cavalieri, Mademoiselle Teyber, Monsieur Fischer, Monsieur Adamberger, Monsieur Dauer und Monsieur Walter werden dabei singen. Mich freut es so, das Buch zu schreiben, daß schon die erste Aria von der Cavalieri und die vom

Adamberger und das Terzett, welches den ersten Akt schließt, fertig sind. Die Zeit ist kurz, das ist wahr, dann im halben September soll es schon aufgeführt werden; allein die Umstände, die zu der Zeit, da es aufgeführt wird, dabei verknüpft sind, und überhaupt alle andere Absichten erheitern meinen Geist dergestalten, daß ich mit der größten Begierde zu meinem Schreibtisch eile und mit größter Freude dabei sitzen bleibe. Der Großfürst von Rußland wird hieherkommen, und da bat mich Stephanie, ich sollte, wenn es möglich wäre, in dieser kurzen Zeit die Opera schreiben; dann der Kaiser und Graf Rosenberg werden itzt bald kommen, und da wird gleich gefragt werden, ob nichts Neues in Bereitschaft seie; da wird er dann mit Vergnügen sagen können, daß der Umlauf mit seiner Opera (die er schon lange hat) fertig werden wird und daß ich extra eine dafür schreibe, und er wird mir gewiß einen Verdienst daraus machen, daß ich sie aus dieser Ursach in dieser kurzen Zeit zu schreiben übernommen habe. Es weiß es noch niemand als der Adamberger und Fischer; dann der Stephanie bat uns, nichts zu sagen, weil der Graf Rosenberg noch nicht da ist und es leicht tausend Schwätzereien abgeben kann. Der Stephanie will halt eben nicht dafür angesehen sein, als wenn er mein gar zu guter Freund seie, sondern daß er vielmehr dies alles tue, weil es der Graf Rosenberg so haben will, welcher ihm auch wirklich bei seiner Abreise befohlen hat, nur um ein Buch zu sehen.

Nun weiß ich Ihnen nichts mehr zu schreiben, dann Neues weiß ich gar nichts. Mein Zimmer, wo ich hinziehe, ist schon in Bereitschaft; itzt gehe ich, ein Klavier zu entlehnen, dann bevor das nicht im Zimmer steht, kann ich nicht darin wohnen dermalen, weil ich eben zu schreiben habe und keine Minute zu versäumen ist. Viele Kommoditäten werden mir doch abgehen in meinem neuen Logement, besonders wegen

dem Essen; wenn ich recht notwendig zu schreiben hatte, so wartete man mit dem Essen, solange ich wollte, und ich konnte unangezogen fortschreiben und dann nur zur andern Türe zum Essen hineingehen, sowohl abends als mittags. Itzt, wenn ich nicht Geld ausgeben will und mir nicht das Essen in mein Zimmer bringen lassen will, verliere ich wenigstens eine Stunde mit dem Anziehen (welches sonst nachmittag meine Arbeit war) und muß ausgehen, abends besonders. Sie wissen, daß ich mich gemeiniglich hungrig schreibe; die gute Freunde, wo ich soupieren könnte, essen schon um acht Uhr oder längstens halbe neun Uhr. Da sind wir vor zehn Uhr nicht zum Tisch gegangen. Nun Adieu. Ich muß schließen, dann ich muß mir um ein Klavier umsehen.

Wien, 8. August 1781.

Ich muß geschwind schreiben, weil ich den Augenblick eben mit dem Janitscharenchor fertig geworden und es nun schon zwölf Uhr vorbei ist und ich versprochen habe, punkto zwei Uhr mit den Auernhammerischen und der Cavalieri nach Mingendorf bei Laxenburg zu fahren, allwo nun das Lager ist. Der Adamberger, die Cavalieri und der Fischer sind mit ihren Arien ungemein zufrieden. Gestern habe ich bei der Gräfin Thun gespeist, und morgen werde ich wieder bei ihr speisen; ich habe ihr, was fertig ist, hören lassen; sie sagte mir auf die Letzt, daß sie sich getraue, mir mit ihrem Leben gutzustehen, daß das, was ich bis dato geschrieben, gewiß gefallen wird. Ich gebe in diesem Punkt auf keines Menschen Lob oder Tadel, bevor so Leute nicht alles im ganzen gehört oder gesehen haben, sondern folge schlechterdings meinen eigenen Empfindungen. Sie mögen aber nur daraus sehen, wie sehr sie damit muß zufrieden gewesen sein, um so etwas zu sagen. . .

Wien, 5. September 1781.

Ich schreibe Ihnen nun in meinem neuen Zimmer, auf dem Graben Nr. 1175 im dritten Stock. Aus dem, wie Sie mein letztes Schreiben aufgenommen, sehe ich leider, daß Sie (als wenn ich ein Erzbösewicht oder ein Dalk oder beides zugleich wäre) mehr dem Geschwätze und Schreiberei anderer Leute trauen als mir und folglich gar kein Vertrauen auf mich setzen. Ich versichere Sie aber, daß mir dies alles gar nichts macht; die Leute mögen sich die Augen aus dem Kopfe schreiben, und Sie mögen ihnen Beifall geben, wie Sie wollen, so werde ich mich deswegen um kein Haar verändern und der nämliche ehrliche Kerl bleiben wie sonst. Und das schwöre ich Ihnen, daß, wenn nicht Sie es hätten haben wollen, daß ich ein anders Quartier nehmen sollte, ich gewiß nicht würde ausgezogen sein; dann es kömmt mir vor, als wenn einer von seinem eigenen kommoden Reisewagen sich in einen Postwagen setzte. Doch stille davon! dann es nützt doch nichts, dann die Faxen, die Gott weiß wer Ihnen in Kopf gesetzt hat, überwiegen doch immer meine Gründe. Nur das bitte ich Ihnen, wenn Sie mir etwas schreiben, das Ihnen an mir nicht recht ist oder das Sie glauben, daß es besser sein könnte, und ich schreibe Ihnen dann wieder meine Gedanken darüber, so halte ich es allzeit für etwas, das zwischen Vater und Sohn geredet ist, also ein Geheimnis und nicht als etwas, das andere auch wissen sollen. Mithin bitte ich Sie, lassen Sie es dann dabei bewenden und adressieren Sie nicht an andere Leute; dann bei Gott, andern Leuten gib ich nicht fingerlang Rechenschaft von meinem Tun und Lassen, und sollte es der Kaiser sein. Haben Sie immer Vertrauen auf mich, dann ich verdiene es. Ich habe Sorge und Kümmernis genug hier für meinen Unterhalt; verdrießliche Briefe zu lesen, ist dann gar keine Sache für mich. Ich habe vom Anfang,

als ich hieherkam, von mir ganz allein leben müssen, was ich durch meine Bemühung habe erhalten können; die andern haben immer ihre Besoldung dabei gezogen. Ceccarelli hat mehr verdient als ich, hat sich aber hier brav ausgeleert; wenn ich es so gemacht hätte, so wäre ich gar nicht imstande gewesen zu quittieren. Daß Sie, mein liebster Vater, noch kein Geld von mir bekommen, ist gewiß meine Schuld nicht, sondern die dermalige üble Saison. Haben Sie nur Geduld, ich muß sie ja auch haben; ich werde Sie bei Gott nicht vergessen. Als die Histori mit dem Erzbischof war, schrieb ich um Kleider; ich hatte ja nichts bei mir als mein schwarzes Kleid. Die Trauer war aus, es wurde warm, die Kleider kamen nicht, ich mußte mir also machen lassen; wie ein Lump konnte ich nicht in Wien herumgehen, besonders in diesem Falle; meine Wäsche sah aus zum Erbarmen, kein Hausknecht hatte hier Hemden von so grober Leinwand, als ich sie hatte, und das ist gewiß das Abscheulichste an einem Mannsbild; mithin wieder Ausgaben! Ich hatte eine einzige Skolarin, die blieb mir drei Wochen aus, da verlor ich wieder dabei. Wegwerfen darf man sich nicht hier, das ist ein Hauptprinzipium, sonst hat man es auf immer verdorben. Wer am impertinentesten ist, der hat den Vorzug. Aus allen Ihren Briefen sehe ich, daß Sie glauben, daß ich nichts tue als mich hier amüsieren; da betrügen Sie sich wohl stark, ich kann wohl sagen, daß ich gar kein Vergnügen habe, gar keins als das einzige, daß ich nicht in Salzburg bin. Im Winter hoffe ich, daß alles gutgehen wird, und da werde ich Sie, bester Vater, gewiß nicht vergessen. Sehe ich, daß es guttut, so bleibe ich noch länger hier; wo nicht, so habe ich im Sinn, schnurgerade nach Paris zu gehen, und darüber bitte ich Sie um Ihre Meinung. . .

Wien, 19. September 1781.

Ma très chère soeur!

Durch den letzten Brief unsers lieben Vaters habe vernommen, daß Du krank seiest, welches mir keine geringe Sorge und Kummer macht; und zwar vierzehn Täge hast Du schon die Badkur gebraucht. Du warst also schon lange krank, und ich wußte kein Wort davon. Nun will ich Dir aufrichtig schreiben und eben auch wegen Deinen immer zustoßenden Unpäßlichkeiten. Glaube mir, liebste Schwester, in allem Ernste, daß die beste Kur für Dich ein Mann wäre, und ebendeswegen, weil es so sehr Einfluß auf Deine Gesundheit hat, wünschte ich von Herzen, daß Du bald heiraten könntest. Du hast mich in Deinem letzten Schreiben noch als zu wenig ausgescholten; ich schäme mich, wenn ich daran denke, und ich kann keine einzige Entschuldigung fürbringen, als daß ich gleich, als ich Deinen vorletzten Brief erhielt, angefangen habe Dir zu schreiben, und daß es so liegengeblieben, ich es endlich zerrissen, weil die Zeit noch nicht da ist, wo ich Dich mit mehrerer Gewißheit trösten könnte. Doch ich hoffe, sie wird gewiß kommen. Nun höre meine Gedanken.

Du weißt, daß ich nun eine Opera schreibe. Was davon gemacht ist, hat hier überall außerordentlichen Beifall gehabt; dann ich kenne die Nation, und ich hoffe, sie wird gut ausfallen. Wenn das gelingt, dann bin ich auch in der Komposition wie im Klavier hier beliebt. Nun, wenn ich diesen Winter überstanden, so kenne ich meine Umstände besser, und ich zweifle nicht, daß sie gut sein werden. Für Dich und D'Yppold wird schwerlich, ja, ich glaube gewiß, in Salzburg nichts daraus werden. Könnte dann D'Yppold hier nichts für sich zuwegen bringen? Er für sich selbst wird auch wenigstens nicht ganz leer sein. Frage ihn darum, und glaubt er, daß die Sachen gehen könnten, so soll er

mir nichts als den Weg zeigen; ich werde gewiß das Ohnmögliche tun, weil ich den stärksten Anteil an der Sache nehme. Wäre das ausgemacht, so könnt Ihr Euch sicher heiraten; dann glaube mir, Du würdest Dir hier Geld genug verdienen, z. B. in Privatakademien zu spielen und mit den Lektionen, man würde Dich recht darum bitten und gut bezahlen. Da müßte aber mein Vater quittieren und auch mit, dann könnten wir wieder recht vergnügt zusammenleben. Ich sehe kein ander Mittel, und ehe ich gewußt habe, daß es Dir mit dem D'Yppold recht ernst ist, so hatte ich schon mit Dir so was im Sinn. Nur unser lieber Vater war der Anstoß, dann ich möchte, daß der Mann in Ruhe käme und sich nicht plagen und scheren sollte. Auf diese Art könnte es aber sein, dann durch das Einkommen Deines Manns, durch Dein eigenes und durch das meinige können wir schon auskommen und ihm Ruhe und ein vergnügtes Leben verschaffen. Rede nur bald mit dem D'Yppold und gib mir gleich Anleitung; dann wie ehender man die Sache zu betreiben anfängt, desto besser. Durch das Cobenzlische Haus kann ich das meiste machen; er muß mir aber auch schreiben, wie und was.

Monsieur Marschal empfiehlt sich Dir und besonders dem Monsieur D'Yppold, und er läßt sich bei ihm noch auf das freundschaftlichste bedanken für das große Freundstück, welches er ihm bei seiner Abreise erwiesen. Nun muß ich schließen, dann ich muß noch dem Papa schreiben. Lebe wohl, liebste Schwester! Ich hoffe im künftigen Brief vom Papa bessere Nachrichten von Deiner Gesundheit zu lesen und bald durch Deine eigene Handschrift davon ganz überzeugt zu werden. Adieu, ich küsse Dich tausendmal und bin ewig Dein unveränderlicher, Dich von Herzen liebender Bruder.

... Die Opera hatte mit einem Monolog angefangen, und da bat ich Herrn Stephanie, eine kleine Ariette daraus zu machen, und daß, anstatt nach dem Liedchen des Osmin die zwei zusammen schwatzen, ein Duett daraus würde. Da wir die Rolle des Osmin Herrn Fischer zugedacht haben, welcher gewiß eine fürtreffliche Baßstimme hat, obwohlen der Erzbischof zu mir gesagt, er singe zu tief für einen Bassisten, und ich ihm aber beteuerte, er würde nächstens höher singen, so muß man so einen benutzen, besonders da er das hiesige Publikum ganz für sich hat. Dieser Osmin hat aber im Originalbüchel das einzige Liedchen zu singen und sonst nichts außer in dem Terzett und Finale. Dieser hat also im ersten Akt eine Aria bekommen und wird auch im zweiten Akt noch eine haben. Die Aria habe ich dem Herrn Stephanie ganz angegeben, und die Hauptsache der Musik davon war schon ganz fertig, ehe Stephanie ein Wort davon wußte. Sie haben nur den Anfang davon und das Ende, welches von guter Wirkung sein muß. Der Zorn des Osmin wird dadurch in das Komische gebracht, weil die türkische Musik dabei angebracht ist. In der Ausführung der Aria habe ich seine schönen tiefen Töne schimmern lassen. Das „Drum beim Barte des Propheten" ist zwar im nämlichen Tempo, aber mit geschwinden Noten, und da sein Zorn immer wächst, so muß, da man glaubt, die Aria seie schon zu Ende, das Allegro assai ganz in einem andern Zeitmaße und andern Tone eben den besten Effekt machen; dann ein Mensch, der sich in einem so heftigen Zorn befindet, überschreitet ja alle Ordnung, Maß und Ziel, er kennt sich nicht, und so muß sich auch die Musik nicht mehr kennen. Weil aber die Leidenschaften, heftig oder nicht, niemals bis zum Ekel ausgedrückt sein müssen und die Musik auch in der schaudervollsten Lage das Ohr niemalen

beleidigen, sondern doch dabei vergnügen, folglich allzeit Musik bleiben muß, so habe ich keinen fremden Ton zum F (dem Ton der Aria), sondern einen befreundeten, aber nicht den nächsten, D minore, sondern den weitern, A minore, dazu gewählt. Nun die Aria vom Belmonte in A-Dur: „O wie ängstlich, o wie feurig", wissen Sie, wie es ausgedrückt ist, auch ist das klopfende Herz schon angezeigt, die Violinen in Oktaven. Dies ist die Favoritaria von allen, die sie gehört haben, auch von mir, und ist ganz für die Stimme des Adamberger geschrieben. Man sieht das Zittern, Wanken, man sieht, wie sich die schwellende Brust hebt, welches durch ein Crescendo exprimiert ist; man hört das Lispeln und Seufzen, welches durch die ersten Violinen mit Sordinen und einer Flaute mit im Unisono ausgedrückt ist. Der Janitscharenchor ist als solcher alles, was man verlangen kann, kurz und lustig und ganz für die Wiener geschrieben. Die Aria von der Konstanze habe ich ein wenig der geläufigen Gurgel der Mademoiselle Cavalieri aufgeopfert. „Trennung war mein banges Los, und nun schwimmt mein Aug in Tränen" habe ich, soviel es eine welsche Bravouraria zuläßt, auszudrücken gesucht. Das „Hui" habe ich in „schnell" verändert, also: „Doch wie schnell schwand meine Freude" usw. Ich weiß nicht, was sich unsere teutsche Dichter denken; wenn sie schon das Theater nicht verstehen, was die Opern anbelangt, so sollen sie doch wenigstens die Leute nicht reden lassen, als wenn Schweine vor ihnen stünden.

Nun das Terzett, nämlich der Schluß vom ersten Akt. Pedrillo hat seinen Herren für einen Baumeister ausgegeben, damit er Gelegenheit habe, mit seiner Konstanze im Garten zusammenzukommen. Der Bassa hat ihn in seine Dienste genommen; Osmin, als Aufseher und der davon nichts weiß, ist als ein grober Flegel und Erzfeind von allen

Fremden impertinent und will sie nicht in den Garten lassen. Das erste, was ich angezeigt, ist sehr kurz, und weil der Text dazu Anlaß gegeben, so habe ich es so ziemlich gut dreistimmig geschrieben; dann fängt aber gleich das Major pianissimo an, welches sehr geschwind gehen muß, und der Schluß wird recht viel Lärmen machen, und das ist ja alles, was zu einem Schluß von einem Akt gehört: je mehr Lärmen, je besser, je kürzer, je besser, damit die Leute zum Klatschen nicht kalt werden. Die Ouvertüre ist ganz kurz, wechselt immer mit Forte und Piano ab, wo beim Forte allzeit die türkische Musik einfällt, moduliert so durch die Töne fort, und ich glaube, man wird dabei nicht schlafen können, und sollte man eine ganze Nacht hindurch nicht geschlafen haben.

Nun sitze ich wie der Has im Pfeffer. Über drei Wochen ist schon der erste Akt fertig und eine Aria im zweiten Akt und das Saufduett, welches in nichts als in meinem türkischen Zapfenstreiche besteht; mehr kann ich aber nicht davon machen, weil itzt die ganze Geschichte umgestürzt wird, und zwar auf mein Verlangen. Im Anfange des dritten Akts ist ein charmantes Quintett oder vielmehr Finale, dieses möchte ich aber lieber zum Schluß des zweiten Akts haben. Um dies bewerkstelligen zu können, muß eine große Veränderung, ja eine ganz neue Intrige vorgenommen werden, und Stephanie hat über Hals und Kopf Arbeit.

Verzeihen Sie mir, wenn Sie diesmal ein wenig mehr für den Brief zahlen müssen. Ich habe Ihnen doch wenigstens eine Idee vom ersten Akt geben wollen, um auf das Ganze schließen zu können, und mit weniger hätte ich es nicht machen können. Ich hoffe, Ihr Schwindel wird nachlassen. Wegen meiner Schwester haben Sie mich, weil es so ohnerwartet war, ziemlich erschreckt; ich hoffe,

sie wird sich nun besser befinden. Ich küsse sie tausendmal, und Ihnen küsse ich hundertmal die Hände und bin ewig Dero gehorsamster Sohn.

Wien, 13. Oktober 1781.

... Nun wegen dem Text von der Opera. Was des Stephanie seine Arbeit anbelangt, so haben Sie freilich recht; doch ist die Poesie dem Charakter des dummen, groben und boshaften Osmin ganz angemessen, und ich weiß wohl, daß die Versart darin nicht von der besten ist; doch ist sie so passend mit meinen musikalischen Gedanken (die schon vorher in meinem Kopf herumspazierten) übereingekommen, daß sie mir notwendig gefallen mußte, und ich wollte wetten, daß man bei dessen Aufführung nichts vermissen wird. Was die in dem Stück selbst sich befindende Poesie betrifft, könnte ich sie wirklich nicht verachten. Die Aria vom Belmont „O wie ängstlich" könnte fast für die Musik nicht besser geschrieben sein. Das „Hui" und „Kummer ruht in meinem Schoß" (dann der Kummer kann nicht ruhen) ausgenommen, ist die Aria auch nicht schlecht, besonders der erste Teil. Und ich weiß nicht, bei einer Opera muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein. Warum gefallen denn die welschen komischen Opern überall? mit allem dem Elend, was das Buch anbelangt? sogar in Paris, wovon ich selbst ein Zeuge war? Weil da ganz die Musik herrscht und man darüber alles vergißt. Um so mehr muß ja eine Opera gefallen, wo der Plan des Stückes gut ausgearbeitet, die Wörter aber nur bloß für die Musik geschrieben sind, und nicht hier und dort einem elenden Reim zu gefallen (die doch bei Gott zum Wert einer theatralischen Vorstellung, es mag sein, was es wolle, gar nichts beitragen, wohl aber eher Schaden bringen)

Wörter setzen oder ganze Strophen, die des Komponisten seine ganze Idee verderben. Verse sind wohl für die Musik das Ohnentbehrlichste, aber Reime des Reimens wegen das Schädlichste. Die Herren, die so pedantisch zu Werke gehen, werden immer mitsamt der Musik zugrunde gehen. Da ist es am besten, wenn ein guter Komponist, der das Theater versteht und selbst etwas anzugeben imstande ist, und ein gescheiter Poet als ein wahrer Phönix zusammenkommen. Dann darf einem vor dem Beifalle der Unwissenden auch nicht bange sein. Die Poeten kommen mir fast vor wie die Trompeter mit ihren Handwerkspossen! Wenn wir Komponisten immer so getreu unsern Regeln (die damals, als man noch nichts Bessers wußte, ganz gut waren) folgen wollten, so würden wir ebenso untaugliche Musik, als sie untaugliche Bücheln verfertigen. . .

Wien, 17. November 1781.

. . . Gestern ließ mich nachmittags um drei Uhr der Erzherzog Maximilian zu sich rufen. Als ich hineinkam, stund er gleich im ersten Zimmer beim Ofen und paßte auf mich, ging mir gleich entgegen und fragte mich, ob ich heute nichts zu tun hätte. „Ew. Königliche Hoheit, gar nichts! und wenn auch, so würde es mir allzeit eine Gnade sein, Ew. Königlichen Hoheit aufzuwarten." — „Nein, ich will keinen Menschen genieren." Dann sagte er mir, daß er gesinnt seie, abends den württembergischen Herrschaften eine Musik zu geben; ich möchte also etwas spielen dabei und die Arien akkompagnieren, und um sechs Uhr soll ich wieder zu ihm kommen, da werden alle zusammenkommen. Mithin habe ich gestern allda gespielt. Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand; so ist es auch wirklich beim Erzherzog: als er noch nicht Pfaff war, war er viel witziger

und geistiger und hat weniger, aber vernünftiger gesprochen. Sie sollten ihn itzt sehen! Die Dummheit guckt ihm aus den Augen heraus, er redet und spricht in alle Ewigkeit fort und alles im Falsett; er hat einen geschwollenen Hals, mit einem Wort, als wenn der ganze Herr umgekehrt wär. Der Herzog von Württemberg aber ist ein charmanter Herr, wie auch die Herzogin und die Prinzessin; der Prinz aber ist ein achtzehnjähriger Stecken und ein wahres Kalb. Nun muß ich schließen. Leben Sie recht wohl und sein Sie so viel als möglich munter. . .

Wien, 24. November 1781.

Gestern war ich eben in der Akademie beim Auernhammer, als Ceccarelli den Brief überbrachte; er hat mich also nicht angetroffen und hat deswegen den Brief bei den Weberischen gelassen, welche mir ihn allsogleich hingeschickt haben. In der Akademie war die Gräfin Thun (die ich eingeladen), Baron van Swieten, Baron Gudenus, der reiche getaufte Jud Wetzlar, Graf Firmian und Herr von Dubrawnick und sein Sohn. Wir haben das Konzert a due gespielt und eine Sonate in zweien, die ich expreß dazu komponiert habe und die allen Sukzeß gehabt hat. Diese Sonate werde Ihnen durch Herrn von Dubrawnick schicken, welcher gesagt hat, er wird stolz darauf sein, sie in seinem Koffer liegen zu haben; der Sohn sagte das und nota bene ein Salzburger! Der Vater aber, als er ging, sagte laut zu mir: „Ich bin stolz darauf, Ihr Landsmann zu sein; Sie machen Salzburg große Ehre. Ich hoffe, die Zeiten werden sich doch wieder so ändern, daß man Sie haben kann, und dann lassen wir Sie gewiß nicht aus." Ich sagte drauf: „Mein Vaterland hat allzeit den ersten Anspruch auf mich." . . .

Nun ist das Großtier, der Großfürst hier. Morgen ist

Alceſte (welſch) in Schönbrunn und dann allda Freiball. Ich habe mich um ruſſiſche Favoritlieder umgeſehen, um darüber Variationen ſpielen zu können. . .

Wien, 5. Dezember 1781.

Heute habe ich keinen Brief von Ihnen, ich will Ihnen alſo von Neuigkeiten ſchreiben, was ich weiß. Es gibt deren zwar wenige, und die wenigen ſind meiſtens erlogen, und das iſt eben die Urſach, warum ich Ihnen keine ſchreibe, weil ich fürchten muß, ich werde dabei zuſchanden; wie zum Beiſpiel der General Laudon ſchon wirklich tot war und nun aber (Glück dem Haus Öſterreich!) wieder auferſtanden iſt. Der Großfürſt bleibt bis Neujahr hier, und dem Kaiſer iſt es nun bange geworden, wie er ihn dieſe lange Zeit durch unterhalten könne. Damit er aber nicht viel Kopfzerbrechens hat, ſo unterhaltet er ihn gar nicht. Es iſt ja genug, wenn er ſeine Frau unterhaltet, und dazu iſt er allein genug. Auf dem Schönbrunner Ball war eine grauſame Konfuſion. Weil vermög der trefflichen Anſtalten ſolches ohne Hexerei vorzuſehen war, ſo ging auch der Herr Ego nicht darauf, weil er kein Liebhaber von Gedränge, Rippenſtößen und Prügel iſt, und ſollten es auch kaiſerliche ſein. Der Kammerfourier Strobel hatte die Billetter auszuteilen; auf dreitauſend Perſonen war der Antrag. Es wurde öffentlich kundgemacht, daß jedermann ſich bei dem obengedachten Strobel könne aufſchreiben laſſen. Da iſt nun alles hingelaufen und der Strobel hat aufgeſchrieben; und da durfte man dann nichts als um die Billetter ſchicken. Einigen, die zu bekannt ſind, wurden ſie ins Haus geſchickt, und ſolche Kommiſſion gab man dem nächſtbeſten Buben. Da geſchah es, daß ein Bub auf der Treppe einen Vorbeigehenden fragte, ob er nicht ſo und ſo hieße. Dieſer ſagte

aus Spaß ja, und er gab ihm ein Billett. Ich weiß zwei Häuser, welche dieser Unordnungen wegen kein Billett bekommen haben. Sie waren aufgeschrieben, schickten hin, der Strobel ließ ihnen sagen, er hätte ihnen ja die Billetter längst geschickt. Auf diese Art war der Ball voll Friseurs und Stubenmädchens. Nun kömmt aber das Schönste, worüber sich die Noblesse sehr aufgehalten hat. Der Kaiser führte immer die Großfürstin am Arm, es waren zwei Partien Contredanse von der Noblesse, Römer und Tartaren. Bei einem von diesen geschahe es, daß der ohnehin schon unartige Wiener Pöbel sich so zudrängte, daß sie die Großfürstin dem Kaiser vom Arm weg mitten in die Tanzenden hineinstoßen. Der Kaiser fing an mit den Füßen zu stampfen, sakramentierte wie ein Lazzarone, stieß einen ganzen Haufen Volk zurück und holte links und rechts aus. Einige von der ungarischen Garde wollten allzeit mitgehen, um Platz zu machen, allein er schickte sie weg. Auf diese Art geschieht ihm recht; dann das geht nicht, Pöbel bleibt doch immer Pöbel.

Diesen Augenblick erhalte Ihr Schreiben vom 27. November. Das ist gewiß, daß der Kaiser dem Herzog von Württemberg entgegengefahren ist, und zwar der Prinzessin zulieb. Aus diesem macht auch kein Mensch hier einiges Geheimnis; nur weiß man nicht, ob das ein Brocken für ihn selbst oder für einen toskanischen Prinzen seie. Glaublicher ist das Letzte; allein der Kaiser ist mir gar zu zärtlich mit ihr, er küßt ihr ohnaufhörlich die Hände, eine nach der andern und öfters beide zugleich. Nur das wundert mich, weil sie sozusagen noch ein Kind ist. Wenn aber das wahr ist und geschieht, was man sagt, so glaub ich nun selbst wieder, daß ihm das Hemd näher ist als der Rock; dann sie soll zwei Jahr hier in einem Kloster bleiben, und vermutlich, wenns keine Hexen gibt, wird sie meine Skolarin auf dem Klavier sein. . .

Wien, 15. Dezember 1781.

... Liebster Vater! Sie fordern von mir die Erklärung der Worte, die ich zu Ende meines letzten Briefes hingeschrieben habe. O, wie gerne hätte ich Ihnen nicht längst mein Herz eröffnet; aber der Vorwurf, welchen Sie mir hätten machen können, auf so was zur Unzeit zu denken, hielte mich davon ab, obwohlen Denken niemalen zur Unzeit sein kann. Mein Bestreben ist, unterdessen etwas wenig Gewisses hier zu haben, dann läßt es sich mit der Hilfe des Unsichern ganz gut hier leben, und dann, zu heiraten! Sie erschrecken für diesem Gedanken? Ich bitte Sie aber, liebster, bester Vater, hören Sie mich an! Ich habe Ihnen mein Anliegen entdecken müssen, nun erlauben Sie auch, daß ich Ihnen meine Ursachen, und zwar sehr gegründete Ursachen entdecke. Die Natur spricht in mir so laut wie in jedem andern und vielleicht lauter als in manchem großen, starken Lümmel. Ich kann ohnmöglich so leben wie die meisten dermaligen jungen Leute. Erstens habe ich zu viel Religion, zweitens zu viel Liebe des Nächsten und zu ehrliche Gesinnungen, als daß ich ein unschuldiges Mädchen anführen könnte, und drittens zu viel Grauen und Ekel, Scheu und Furcht vor die Krankheiten und zu viel Liebe zu meiner Gesundheit, als daß ich mich mit Huren herumbalgen könnte. Dahero kann ich auch schwören, daß ich noch mit keiner Frauensperson auf diese Art etwas zu tun gehabt habe. Dann wenn es geschehen wäre, so würde ich es Ihnen auch nicht verhehlen; dann Fehlen ist doch immer dem Menschen natürlich genug, und einmal zu fehlen wäre auch nur bloße Schwachheit, obwohlen ich mir nicht zu versprechen getrauete, daß ich es bei einmal Fehlen hätte bewenden lassen mögen, wenn ich in diesem Punkt ein einziges Mal fehlete. Darauf aber kann ich leben und sterben. Ich weiß wohl, daß diese Ursach (so stark

sie immer ist) doch nicht erheblich genug dazu ist. Mein Temperament aber, welches mehr zum ruhigen und häuslichen Leben als zum Lärmen geneigt ist, ich, der von Jugend auf niemalen gewohnt war, auf meine Sachen, was Wäsche, Kleidung und dergleichen anbelangt, acht zu haben, kann mir nichts Nötigers denken als eine Frau. Ich versichere Sie, was ich nicht Unnützes öfters ausgebe, weil ich auf nichts acht habe. Ich bin ganz überzeugt, daß ich mit einer Frau (mit dem nämlichen Einkommen, das ich allein habe) besser auskommen werde als so. Und wie viele unnütze Ausgaben fallen nicht weg! Man bekömmt wieder andere davor, das ist wahr, allein man weiß sie, kann sich darauf richten und mit einem Wort, man führt ein ordentliches Leben. Ein lediger Mensch lebt in meinen Augen nur halb; ich hab halt solche Augen, ich kann nicht dafür; ich hab es genug überlegt und bedacht, ich muß doch immer so denken.

Nun aber, wer ist der Gegenstand meiner Liebe? Erschrecken Sie auch da nicht, ich bitte Sie. Doch nicht eine Weberische? Ja, eine Weberische! aber nicht Josepha, nicht Sophie, sondern Costanza, die mittelste. Ich habe in keiner Familie solche Ungleichheit der Gemüter angetroffen wie in dieser. Die Älteste ist eine faule, grobe und falsche Person, die es dick hinter den Ohren hat. Die Langin ist eine falsche, schlechtdenkende Person und eine Kokette. Die Jüngste ist noch zu jung, um etwas sein zu können, ist nichts als ein gutes, aber zu leichtsinniges Geschöpf: Gott möge sie vor Verführung bewahren! Die Mittelste aber, nämlich meine gute, liebe Konstanze, ist die Marterin darunter und ebendeswegen vielleicht die gutherzigste, geschickteste und mit einem Worte die beste darunter; die nimmt sich um alles im Hause an und kann doch nichts recht tun. O, mein bester Vater, ich könnte

ganze Bögen voll schreiben, wenn ich Ihnen all die Auftritte beschreiben sollte, die mit uns beiden in diesem Hause vorgegangen sind; wenn Sie es aber verlangen, werde ich es im nächsten Briefe tun. Bevor ich Ihnen von meinem Gewäsche frei mache, muß ich Sie doch noch näher mit dem Charakter meiner liebsten Konstanze bekannt machen. Sie ist nicht häßlich, aber auch nichts weniger als schön; ihre ganze Schönheit besteht in zwei kleinen schwarzen Augen und in einem schönen Wachstum. Sie hat keinen Witz, aber gesunden Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als eine Frau und Mutter erfüllen zu können. Sie ist nicht zum Aufwand geneigt, das ist grundfalsch; im Gegenteil ist sie gewohnt, schlicht gekleidet zu sein, dann das wenige, was die Mutter ihren Kindern hat tun können, hat sie den zwei andern getan, ihr aber niemalen. Das ist wahr, daß sie gern nett und reinlich, aber nicht propre gekleidet wäre, und das meiste, was ein Frauenzimmer braucht, kann sie sich selbst machen, und sie frisiert sich auch alle Täge selbst, versteht die Hauswirtschaft, hat das beste Herz von der Welt. Ich liebe sie, und sie liebt mich von Herzen: sagen Sie mir, ob ich mir eine bessere Frau wünschen könnte. Das muß ich Ihnen noch sagen, daß damals, als ich quittierte, die Liebe noch nicht war, sondern erst durch ihre zärtliche Sorge und Bedienung (als ich im Hause wohnte) geboren wurde. Ich wünsche also nichts mehr, als daß ich nur etwas weniges Sicheres bekomme (wozu ich auch gottlob wirklich Hoffnung habe), so werde ich nicht nachlassen, Sie zu bitten, daß ich diese Arme erretten und mich zugleich mit ihr, und ich darf auch sagen, uns alle glücklich machen darf. Sie sind es ja doch auch, wenn ich es bin? Und die Hälfte von dem Sichern, was ich bekommen werde, sollen Sie genießen, mein liebster Vater!

Nun habe ich Ihnen mein Herz eröffnet und Ihnen meine Worte erkläret. Nun bitte ich Sie, mir auch die Ihrigen von Ihrem letzten Brief zu erklären: „Du wirst nicht glauben, daß ich einen Antrag, der dir gemacht worden und darauf du damals, als ichs erfuhr, nichts geantwortet, wissen könnte." Da verstehe ich kein Wort davon, ich weiß von keinem Antrag. Nun, haben Sie Mitleiden mit Ihrem Sohne! Ich küsse Ihnen tausendmal die Hände und bin ewig Dero gehorsamster Sohn.

Wien, 22. Dezember 1781.

Ich bin noch ganz voll von Zorn und Wut über die schändlichen Lügen des Erzbubens Winter, ruhig und gelassen, weil sie mich nicht treffen, vergnügt und zufrieden mit meinem unschätzbarsten, liebsten, besten Vater! Ich konnte es aber von Ihrer Vernunft und Ihrer Liebe und Güte zu mir nie anderst erwarten. Meinen Brief und Geständnis meiner Liebe und Absicht werden Sie nun durch mein letztes Schreiben schon erfahren haben und werden daraus gesehen haben, daß ich in meinem sechsundzwanzigsten Jahr nicht so dumm sein werde, so im Tage hinein zu heiraten, ohne etwas Gewisses zu haben, daß meine Ursachen, mich sobald möglich zu verheiraten, sehr gut gegründet sind und daß nach dem, wie ich Ihnen mein Mädchen geschildert habe, mir selbe als Frau sehr gut zustatten kommen wird. Dann so wie ich sie Ihnen beschrieben, so ist sie, um kein Haar besser noch schlechter. Wegen dem Ehekontrakt will ich Ihnen auch das aufrichtigste Geständnis machen, wohl überzeugt, daß Sie mir diesen Schritt gewiß verzeihen werden, indem Sie, wenn Sie sich in meinem Falle befunden hätten, ganz gewiß würden das nämliche getan haben. Nur wegen diesem bitte ich Sie um Verzeihung, daß ich Ihnen nicht längst alles geschrieben. Über diesen

Punkt habe ich Ihnen schon in meinem letzten Brief meine Entschuldigung gemacht und die Ursach, die mich davon abgehalten, geschrieben. Ich hoffe also, Sie werden es mir verzeihen, indem niemand mehr dabei gequält war als ich selbst. Und wenn Sie mir auch in Ihrem letzten nicht Anlaß dazu gegeben hätten, so würde ich Ihnen alles geschrieben und entdecket haben; dann länger, länger konnte ich es bei Gott nicht aushalten.

Nun aber auf den Ehekontrakt oder vielmehr auf die schriftliche Versicherung meiner guten Absichten mit dem Mädchen zu kommen, so wissen Sie wohl, daß, weil der Vater (leider für die ganze Familie und auch für mich und meine Konstanze) nicht mehr lebt, ein Vormund vorhanden ist. Diesem (der mich gar nicht kennt) müssen so dienstfertige und naseweise Herren wie Herr Winter und ihrer mehrere allerhand Dinge von mir in die Ohren geschrien haben: daß man sich mit mir in acht nehmen müsse, daß ich nichts Gewisses hätte, daß ich starken Umgang mit ihr hätte, daß ich sie vielleicht sitzen lassen würde und das Mädchen hernach unglücklich wäre usw. Dies kroch dem Herrn Vormund in die Nase, dann die Mutter, die mich und meine Ehrlichkeit kennt, ließ es dabei bewenden und sagte ihm nichts davon. Dann mein ganzer Umgang bestund darin, daß ich dort wohnte und nachher alle Täge ins Haus kam. Außer dem Hause sah mich kein Mensch mit ihr. Dieser lag der Mutter mit seinen Vorstellungen so lange in den Ohren, bis sie mir es sagte und mich bat, mit ihm selbst davon zu sprechen, er wolle die Täge herkommen. Er kam, ich redete mit ihm, das Resultat (weil ich mich nicht so deutlich explizierte, als er es gewollt) war, daß er der Mutter sagte, mir allen Umgang mit ihrer Tochter zu verwehren, bis ich es schriftlich mit ihm ausgemacht hätte. Die Mutter sagte: „Sein ganzer Umgang

besteht darin, daß er in mein Haus kömmt, und mein Haus kann ich ihm nicht verbieten, er ist ein zu guter Freund und ein Freund, dem ich viele Obligation habe; ich bin zufriedengestellt, ich traue ihm; machen Sie es mit ihm aus." Er verbot mir also allen Umgang mit ihr, wenn ich es nicht schriftlich mit ihm machte. Was blieb mir also für ein Mittel übrig? Eine schriftliche Legitimation zu geben oder das Mädchen zu lassen. Wer aufrichtig und solid liebt, kann der seine Geliebte verlassen? Kann die Mutter, kann die Geliebte selbst nicht die abscheulichste Auslegung darüber machen? Das war mein Fall. Ich verfaßte die Schrift also, daß ich mich verpflichte, in Zeit von drei Jahren die Mademoiselle Konstanze Weber zu ehelichen; wofern sich die Ohnmöglichkeit bei mir ereignen sollte, daß ich meine Gedanken ändern sollte, so solle sie alle Jahr dreihundert Fl. von mir zu ziehen haben. Ich konnte ja nichts Leichters in der Welt schreiben; dann ich wußte, daß es zu der Bezahlung dieser dreihundert Fl. niemalen kommen wird, weil ich sie niemalen verlassen werde. Und sollte ich so unglücklich sein, meine Gedanken verändern zu können, so würde ich recht froh sein, wenn ich mich mit dreihundert Fl. davon befreien könnte, und die Konstanze, wie ich sie kenne, würde zu stolz sein, um sich verkaufen zu lassen. Was tat aber das himmlische Mädchen, als der Vormund weg war? Sie begehrte von der Mutter die Schrift, sagte zu mir: „Lieber Mozart! ich brauche keine schriftliche Versicherung von Ihnen, ich glaube Ihren Worten so" und zerriß die Schrift. Dieser Zug machte mir meine liebe Konstanze noch werter, und durch diese Kassierung der Schrift und durch das Versprechen auf parole d'honneur des Vormunds, diese Sache bei sich zu halten, war ich wegen Ihnen, mein bester Vater, einesteils in etwas beruhiget. Dann für Ihre Einwilligung

zur Heirat (da es ein Mädchen ist, dem nichts als Geld fehlt) war mir nicht bange zu seiner Zeit, dann ich kenne Ihre vernünftige Denkungsart in diesem Falle. Werden Sie mir verzeihen? Ich hoffe es, ich zweifle gar nicht...

Alle Täge früh um sechs Uhr kommt mein Friseur und weckt mich, bis sieben Uhr bin ich ganz angezogen, dann schreib ich bis zehn Uhr, um zehn Uhr habe ich die Stunde bei der Frau von Trattnern, um elf Uhr bei der Gräfin Rumbeck; jede gibt mir für zwölf Lektionen sechs Dukaten, und dahin gehe ich alle Täge, ausgenommen sie schicken, welches mir niemalen lieb ist. Bei der Gräfin habe ich es schon ausgemacht, daß sie niemalen schickt; treff ich sie nicht an, so habe ich doch mein Billett; die Trattnerin ist aber zu économe dazu. Ich bin keinem Menschen einen Kreuzer schuldig. Ich weiß kein Wort von einem Liebhaberkonzert, wo zwei waren, die schön Klavier spielten, und ich sage es Ihnen aufrichtig, daß ich es nicht der Mühe wert achte, auf allen den Dreck zu antworten, was so ein Lausbub und elender Stümper gesagt haben mag; er macht sich nur selbst lächerlich dadurch. Wenn Sie glauben, daß ich bei Hofe, bei der ganzen und halben Noblesse verhaßt seie, so schreiben Sie nur an Herrn von Strack, Gräfin Thun, Gräfin Rumbeck, Baronin Waldstädten, Herrn von Sonnenfels, Frau von Trattnern, enfin an wen Sie wollen. Unterdessen will ich Ihnen nur sagen, daß der Kaiser letzthin bei der Tafel das größte Eloge von mir gemacht hat, mit den Worten begleitet: „C'est un talent décidé"; und vorgestern, als den 24., habe ich bei Hofe gespielt. Es ist noch ein Klavierspieler hier angekommen, ein Welscher, er heißt Clementi; dieser war auch hineinberufen. Gestern sind mir davor fünfzig Dukaten geschickt worden, welche ich dermalen recht nötig brauche.

Mein liebster, bester Vater, Sie werden sehen, daß es mir

nach und nach immer besser gehen wird. Was nutzt der entsetzliche Lärm, das geschwinde Glück? es ist von keiner Dauer. Che và piano, và sano. Man muß sich halt nach der Decke strecken. Unter allen den Hundsfüttereien, die Winter gesagt, ärgert mich nichts, als daß er meine liebe Konstanze ein Luder heißt. Ich habe sie Ihnen geschildert, so wie sie ist; wollen Sie anderer Leute Meinung darüber hören, so schreiben Sie dem Herrn von Auernhammer, bei welchem sie etlichemal war und einmal gespeist hat; schreiben Sie der Baronin Waldstädten, welche sie (leider nur) ein Monat bei sich gehabt hat, weil sie, die Dame, krank geworden; und nun will sie die Mutter nicht mehr von sich lassen. Gott gebe, daß ich sie bald heiraten kann!

Der Ceccarelli empfiehlt sich, er hat gestern bei Hofe gesungen. Wegen dem Winter muß ich Ihnen nur das noch sagen. Er hat unter andern einmal zu mir gesagt: „Sie sind nicht gescheit, wenn Sie heiraten; Sie verdienen Geld genug, Sie können es schon, halten Sie sich eine Mätresse! Was hält Ihnen denn zurück? das bissel d .... Religion?“ Nun glauben Sie, was Sie wollen. Adieu. . .

Wien, 9. Jenner 1782.

. . . Ich verstehe nicht, daß ich keinen Brief bekomme. Sollten Sie so böse sein über mich? Daß ich Ihnen die Sache so lange verschwiegen, darüber können Sie böse sein, da haben Sie recht. Doch wenn Sie meine Entschuldigung darüber gelesen haben, so können Sie mir schon verzeihen. Und daß ich mich zu verheiraten wünsche, darüber können Sie doch nicht böse sein? Ich glaube, daß Sie hierin meine Religion und gute Denkungsart am besten haben erkennen können. O, ich könnte Ihnen auf Ihr letztes Schreiben wohl vieles antworten und viele Einwendungen machen; allein meine Maxime ist, was mich nicht trifft, das achte

ich auch nicht der Mühe wert, daß ich davon rede; ich kann mir nicht helfen, ich bin einmal so. Ich schäme mich ordentlich, mich zu verteidigen, wenn ich mich falsch angeklagt sehe; ich denke mir immer, die Wahrheit kömmt doch an den Tag. Nun, ich kann Ihnen von dieser Sache nicht mehrers schreiben, weil ich noch keine Antwort auf meinen letzten Brief habe. Neues weiß ich nichts, mithin leben Sie wohl; ich bitte Sie noch einmal um Verzeihung und bitte Sie um Nachsicht und Mitleiden für mich. Ohne meine liebste Konstanze kann ich nicht glücklich und vergnügt sein, und ohne Ihre Zufriedenheit darüber würde ich es nur zur Hälfte sein; machen Sie mich also ganz glücklich, mein liebster, bester Vater! ich bitte Sie. . .

Wien, 16. Jenner 1782.

Ich danke Ihnen für Ihren wohlmeinenden, liebreichen Brief! Wenn ich Ihnen auf alles ausführliche Antwort geben wollte, müßte ich ein ganzes Buch Papier vollschreiben. Weil nun das ohnmöglich ist, so will ich nur das Notwendigste beantworten. Der Vormund heißt Herr von Thorwarth, ist Inspektor über die Theatergarderobe; mit einem Wort, durch ihn muß alles gehen, was nur auf das Theater Einfluß hat: durch ihn sind mir auch die fünfzig Dukaten vom Kaiser geschickt worden; mit ihm habe ich auch wegen der Akademie im Theater gesprochen, weil das meiste auf ihn ankömmt und er sehr viel beim Graf Rosenberg und Baron Kienmayr gilt. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir selbst gedacht habe, er wird Ihnen, ohne mir ein Wort davon zu sagen, die ganze Sache entdecken; und daß er dieses nicht getan, sondern es (ohngeacht seines Ehrenworts) der ganzen Stadt Wien kundgemacht, hat mir von der guten Meinung, die ich von ihm gehabt, vieles genommen. Daß die Madame Weber und Herr von Thorwarth aus

zu vieler Sicherheit für sich selbst gefehlt haben mögen, will ich Ihnen gerne zulassen, obwohlen die Madame nicht mehr ihre eigene Frau ist und sich, besonders in dergleichen Sachen, ganz dem Vormund überlassen muß und dieser (da er mich niemalen gekannt) mir wahrhaftig kein Zutrauen schuldig ist. Doch war er in der Forderung einer schriftlichen Verpflichtung zu übereilt, das ist ohnwidersprechlich, besonders da ich ihm sagte, daß Sie noch gar nichts davon wüßten und ich es Ihnen ohnmöglich entdecken könnte; er möchte also nur noch eine kurze Zeit damit Geduld haben, bis meine Umstände eine andere Wendung bekämen, dann wollte ich Ihnen alles schreiben, und sodann würde die ganze Sache in Ordnung gehen. Allein — nun, es ist vorbei, und die Liebe muß mich entschuldigen. Herr von Thorwarth hat aber gefehlt, doch nicht so sehr, daß er und Madame Weber in Eisen geschlagen, Gassen kehren und am Halse eine Tafel tragen sollten mit den Worten: Verführer der Jugend; das ist auch übertrieben. Wenn das wahr wäre, was Sie da geschrieben, daß man mir zulieb Tür und Tor eröffnet, mir alle Freiheit im Hause gelassen, mir alle Gelegenheit dazu gegeben usw. usw., so wäre die Strafe doch auch noch zu auffallend. Daß es nicht so ist, brauch ich nicht erst zu sagen; mir tut die Vermutung weh genug, daß Sie glauben können, daß Ihr Sohn so ein Haus frequentieren könnte, wo es also zugeht. Nur so viel muß ich Ihnen sagen, daß Sie just das Gegenteil davon glauben dürfen. Genug davon!

Nun vom Clementi. Dieser ist ein braver Zembalist, dann ist auch alles gesagt. Er hat sehr viel Fertigkeit in der rechten Hand, seine Hauptpassagen sind die Terzen; übrigens hat er um keinen Kreuzer Geschmack noch Empfindung, ein bloßer Mechanikus. Der Kaiser tat (nachdem wir uns genug Komplimenten machten) den Ausspruch, daß er zu spielen anfangen sollte. „La santa chiesa

cattolica", sagte er, weil Clementi ein Römer ist. Er präludierte und spielte eine Sonate, dann sagte der Kaiser zu mir: „Allons, drauflos!" Ich präludierte auch und spielte Variationen, dann gab die Großfürstin Sonaten vom Paesiello her (miserabel von seiner Hand geschrieben), daraus mußte ich die Allegro und er die Andante und Rondo spielen. Dann nahmen wir ein Thema daraus und führten es auf zwei Pianoforte aus. Merkwürdig ist dabei, daß ich für mich das Pianoforte der Gräfin Thun gelehnt und aber nur (als ich allein gespielt) darauf gespielt habe, weil es der Kaiser also gewollt; und NB. das andere war verstimmt, und drei Tasten blieben stecken. „Es tut nichts", sagte der Kaiser. Ich nehme es so, und zwar auf der besten Seite, daß der Kaiser meine Kunst und Wissenschaft in der Musik schon kennt und nur den Fremden recht hat verkosten wollen. Übrigens weiß ich von sehr guter Hand, daß er recht zufrieden war. Der Kaiser war sehr gnädig gegen mich und hat vieles heimlich mit mir gesprochen, hat auch von meiner Heirat mit mir gesprochen. Wer weiß — vielleicht — was glauben Sie? Versuchen kann man es immer. Mit nächstem mehr! Leben Sie wohl...

Wien, 23. Jenner 1782.

Es ist nichts Unangenehmers, als wenn man so in Ungewißheit, ohne zu wissen, was geschieht, leben muß. So ist nun dermalen mein Fall in betreff meiner Akademie und eines jeden, der eine zu geben willens ist. Der Kaiser war schon verflossenes Jahr gesonnen, die ganze Fasten durch mit den Schauspielen fortzufahren. Vielleicht geschieht es diesesmal. Basta! Wenigstens bin ich doch des Tages versichert (wenn nicht gespielt wird), nämlich des dritten Sonntags in der Fasten. Wenn ich es nur vierzehn Täge vorher gewiß weiß, dann bin ich zufrieden; dann sonst ist mein

ganzes Konzept verruckt, oder ich muß mich umsonst in Unkösten setzen. Die Gräfin Thun, Adamberger und andere gute Freunde raten mir, ich soll aus meiner Münchner Oper die besten Sachen herausziehen und sie alsdann im Theater aufführen und nichts als ein Konzert und zuletzt eine Phantasie spielen. Ich habe es auch schon im Sinne gehabt, und nun bin ich ganz dazu entschlossen, besonders weil Clementi auch eine Akademie geben wird. Da hab ich folglich schon einen kleinen Avantage über ihn, besonders da ich es vielleicht zweimal geben kann. . .

Nun will ich Ihnen wegen dem wenigen Gewissen meine Meinung sagen. Ich habe hier auf dreierlei Sachen mein Augenmerk. Das erste ist nicht gewiß, und wenn auch, vermutlich nicht viel; das zweite wäre das Beste, aber Gott weiß, ob es geschieht, und das dritte wäre nicht zu verachten, nur schade, daß es nur das Futurum und nicht das Präsens sein könnte. Das erste ist der junge Fürst Liechtenstein (er will es aber noch nicht wissen lassen). Dieser will eine Harmoniemusik aufnehmen, zu welcher ich die Stücke setzen soll; da würde freilich nicht viel ausfallen, doch wenigstens wäre es etwas Sicheres, und ich würde den Akkord niemalen anderst als lebenslänglich eingehen. Das zweite (welches aber bei mir das erste ist) ist der Kaiser selbst. Wer weiß, ich will mit Herrn von Strack davon reden; ich zweifle nicht, daß er das Seinige gewiß dabei tun wird, dann er zeigt einen recht guten Freund von mir; doch ist den Hofschranzen niemalen zu trauen. Die Rede des Kaisers gegen mich hat mir einige Hoffnung eingeflößt. Große Herren hören dergleichen Reden nicht gerne, geschweige daß sie selbst solche führen sollten; sie müssen immer einen Metzgerstich erwarten, und dergleichen Sachen wissen sie sonst hübsch auszuweichen. Das dritte ist der Erzherzog Maximilian. Bei diesem kann ich sagen, daß ich alles gelte;

er ſtreicht mich bei allen Gelegenheiten hervor, und ich wollte faſt gewiß ſagen können, daß, wenn er ſchon Kurfürſt von Köln wäre, ich auch ſchon ſein Kapellmeiſter wäre. Nur ſchade, daß ſolche Herren nichts im voraus tun wollen! Das ſimple Verſprechen getrauete ich mir ſchon herauszulocken, allein was hilft mir das für itzt? Bares Geld iſt beſſer. Liebſter, beſter Vater! wenn ich von unſerm lieben Gott ſchriftlich haben könnte, daß ich geſund bleibe und nicht krank ſein werde, o, ſo wollt ich mein liebes, treues Mädchen noch heute heiraten. Ich habe nun drei Skolarinnen. Da komm ich den Monat auf achtzehn Dukaten; dann ich mache es nicht mehr mit zwölf Lektionen, ſondern monatlich. Ich habe mit Schaden erfahren, daß ſie oft ganze Wochen ausgeſetzt; nun aber, mögen ſie lernen oder nicht, ſo muß mir jede ſechs Dukaten geben. Auf dieſe Art will ich noch mehrere bekommen, doch brauch ich nur noch eine; mit vier habe ich genug, das macht vierundzwanzig Dukaten, das ſind hundertundzwei Fl. und vierundzwanzig Kr. Mit dieſem kann man hier mit einer Frau (ſtill und ruhig, wie wir zu leben wünſchen) ſchon auskommen; allein wenn ich krank werde, ſo haben wir keinen Kreuzer einzunehmen. Ich kann freilich das Jahr wenigſtens eine Opera ſchreiben, ich kann alle Jahr eine Akademie geben, ich kann Sachen ſtechen laſſen, Sachen mit Souſcription herausgeben; es gibt auch andere bezahlte Akademien, beſonders wenn man lange in einem Orte iſt und ſchon Kredit hat. Solche Sachen wünſchte ich mir aber nur als Akzidentien und nicht als Notwendigkeiten zu betrachten; doch wenn es nicht geht, ſo muß es brechen, und ich wage es ehender auf dieſe Art, als daß ich lange warten ſollte. Mit mir kann es nicht ſchlechter, ſondern es muß immer beſſer gehen. Warum ich aber nicht mehr lange warten kann, iſt nicht allein meinetwegen, ſondern hauptſächlich ihretwegen: ich muß ſie ſobald

möglich erretten, davon werde ich Ihnen im nächsten Brief schreiben. . .

Wien, 13. Februar 1782.

Ma très chère soeur!

Ich danke Dir für das überschickte Büchel, welches ich in der Tat mit größter Sehnsucht erwartet habe. Ich hoffe, daß Du, da Du diesen Brief erhältst, unsern lieben, besten Vater schon wieder bei Dir hast. Du darfst aus dem, daß ich Dir nicht antworte, nicht schließen, daß Du mir mit Deinem Schreiben beschwerlich fällst. Ich werde die Ehre, von Dir, liebe Schwester, einen Brief zu erhalten, allzeit mit dem größten Vergnügen aufnehmen; wenn es meine (für mein Lebensunterhalt) notwendigen Geschäfte zuließen, so weiß es Gott, ob ich Dir nicht antworten würde! Habe ich Dir denn gar niemalen geantwortet? also! Vergessung kann es nicht sein, Nachlässigkeit auch nicht, mithin ist es nichts als unmittelbare Hindernis, wahre Ohnmöglichkeit! Schreib ich meinem Vater nicht auch wenig genug? Schlecht genug, wirst Du sagen! Aber um Gottes Willen, Sie kennen doch beide Wien! Hat ein Mensch (der keinen Kreuzer sicheres Einkommen hat) an einem solchen Orte nicht Tag und Nacht zu denken und zu arbeiten genug? Unser Vater, wenn er seine Kirchendienste und Du Deine paar Skolaren abgefertiget hast, so können Sie beide den ganzen Tag tun, was Sie wollen, und Briefe schreiben, die ganze Litaneien enthalten, aber ich nicht. Ich habe meinem Vater schon letzthin meinen Lebenslauf beschrieben, und ich will Dir ihn wiederholen. Um sechs Uhr früh bin ich schon allzeit frisiert, um sieben Uhr ganz angekleidet. Dann schreib ich bis neun Uhr. Von neun Uhr bis ein Uhr habe ich meine Lektionen; dann esse ich, wenn ich nicht zu Gaste bin, wo man dann um zwei Uhr und auch drei

Uhr speist, wie heute und morgen bei der Gräfin Zichy und Gräfin Thun. Vor fünf Uhr abends oder sechs Uhr kann ich nichts arbeiten, und öfters bin ich durch eine Akademie daran gehindert; wo nicht, so schreibe ich bis neun Uhr. Dann gehe ich zu meiner lieben Konstanze, allwo uns aber das Vergnügen, uns zu sehen, durch die bittern Reden ihrer Mutter mehrernteils verbittert wird, welches ich meinem Vater im nächsten Brief erklären werde, und daher gehört der Wunsch, daß ich sie sobald möglich befreien und retten möchte. Um halb elf Uhr oder elf komme ich nach Haus: das besteht von dem Schuß ihrer Mutter oder von meinen Kräften ihn auszuhalten. Da ich mich wegen den vorfallenden Akademien und auch wegen der Unsicherheit, ob ich nicht bald da, bald dort hingerufen werde, auf das Abendschreiben nicht verlassen kann, so pflege ich (besonders wenn ich früher nach Haus komme) noch vor dem Schlafengehen etwas zu schreiben. Da verschreibe ich mich öfters bis ein Uhr, und dann wieder um sechs Uhr auf! Liebste Schwester, wenn Du glaubst, daß ich jemals meinen liebsten, besten Vater und Dich vergessen könne, so — doch still! Gott weiß es, und das ist mir Beruhigung genug; der soll mich strafen, wenn ich es kann! Adieu. . .

Wien, 10. April 1782.

. . . Apropos, ich wollte Sie gebeten haben, daß, wenn Sie mir das Rondeau zurückschicken, Sie mir auch möchten die sechs Fugen vom Händel und die Tokkaten und Fugen vom Eberlin schicken. Ich gehe alle Sonntäge um zwölf Uhr zum Baron van Swieten, und da wird nichts gespielt als Händel und Bach. Ich mach mir eben eine Kollektion von den Bachischen Fugen, sowohl Sebastian als Emanuel und Friedemann Bach, dann auch von den Händelischen, und da gehen mir nur diese noch ab; und dann möchte

ich dem Baron die Eberliniſchen auch hören laſſen. Sie werden wohl ſchon wiſſen, daß der Engländer Bach geſtorben iſt? Schade für die muſikaliſche Welt! . . .

Wien, 20. April 1782.

Allerliebſte Schweſter!

Meine liebe Konſtanze hat ſich endlich die Courage genommen, dem Triebe ihres guten Herzens zu folgen, nämlich Dir, meine liebe Schweſter, zu ſchreiben. Willſt Du ſie (und in der Tat, ich wünſche es, um das Vergnügen darüber auf der Stirne dieſes guten Geſchöpfs zu leſen), willſt Du ſie alſo mit einer Antwort beehren, ſo bitte ich Dich, Deinen Brief mir einzuſchließen. Ich ſchreibe es nur zur Fürſorge, damit Du weißt, daß ihre Mutter und ihre Schweſtern nichts wiſſen, daß ſie Dir geſchrieben hat. Hier ſchicke ich Dir ein Präludio und eine dreiſtimmige Fuge. Das iſt eben die Urſach, warum ich Dir nicht gleich geantwortet, weil ich wegen des mühſamen, kleinen Notenſchreibens nicht habe eher fertig werden können. Es iſt ungeſchickt geſchrieben: das Präludio gehört vorher, dann folgt die Fuge darauf. Die Urſache aber war, weil ich die Fuge ſchon gemacht hatte und ſie, unterdeſſen daß ich das Präludium ausdachte, abgeſchrieben. Ich wünſche nur, daß Du es leſen kannſt, weil es gar ſo klein geſchrieben iſt, und dann, daß es Dir gefallen möge. Ein andermal werde Dir ſchon etwas Beſſers für das Klavier ſchicken. Die Urſach, daß dieſe Fuge auf die Welt gekommen, iſt wirklich meine liebe Konſtanze. Baron van Swieten, zu dem ich alle Sonntäge gehe, hat mir alle Werke des Händels und Sebaſtian Bach (nachdem ich ſie ihm durchgeſpielt) nach Hauſe gegeben. Als die Konſtanze die Fugen hörte, ward ſie ganz verliebt darein; ſie will nichts als Fugen hören, beſonders aber (in dieſem Fach) nichts als Händel

und Bach. Weil sie mich nun öfter aus dem Kopf Fugen spielen gehört hat, so fragte sie mich, ob ich noch keine aufgeschrieben hätte, und als ich ihr nein sagte, so zankte sie mich recht sehr, daß ich eben das Künstlichste und Schönste in der Musik nicht schreiben wollte, und gab mit Bitten nicht nach, bis ich ihr eine Fuge aufsetzte, und so ward sie. Ich habe mit Fleiß Andante maestoso darauf geschrieben, damit man sie nur nicht geschwind spiele; dann wenn eine Fuge nicht langsam gespielt wird, so kann man das eintretende Subjekt nicht deutlich und klar ausnehmen, und ist folglich von keiner Wirkung. Ich werde mit der Zeit und mit guter Gelegenheit noch fünf machen und sie dann dem Baron van Swieten überreichen, der in der Tat am Werte einen sehr großen, an der Zahl aber freilich sehr kleinen Schatz von guter Musik hat. Und ebendeswegen bitte ich Dich, Dein Versprechen nicht zurückzunehmen und sie keinem Menschen sehen zu lassen. Lerne sie auswendig und spiele sie. Eine Fuge spielt man nicht so leicht nach. Wenn der Papa die Werke vom Eberlin noch nicht hat abschreiben lassen, so ist es mir sehr lieb; ich habe sie unter der Hand bekommen und, dann ich konnte mich nicht mehr erinnern, leider gesehen, daß sie gar zu geringe sind und wahrhaftig nicht einen Platz zwischen Händel und Bach verdienen. Allen Respekt für seinen vierstimmigen Satz, aber seine Klavierfugen sind lauter in die Länge gezogene Versetti.

Nun lebe recht wohl. Mich freut es, daß Dir die zwei Hauben behagen. . .

Wien, 29. April 1782.

Liebste, beste Freundin!

Diesen Namen werden Sie mir ja doch noch wohl erlauben, daß ich Ihnen geben darf? So sehr werden Sie

mich ja doch nicht haſſen, daß ich nicht mehr Ihr Freund ſein darf und Sie nicht mehr meine Freundin ſein werden? Und wenn Sie es auch nicht mehr ſein wollen, ſo können Sie es mir doch nicht verbieten, gut für Sie, meine Freundin, zu denken, wie ich es nun ſchon gewohnt bin. Überlegen Sie wohl, was Sie heute zu mir geſagt haben. Sie haben mir (ohngeacht allen meinen Bitten) dreimal den Korb gegeben und mir gerade ins Geſicht geſagt, daß Sie mit mir nichts mehr zu tun haben wollten. Ich, dem es nicht ſo gleichgültig iſt wie Ihnen, den geliebten Gegenſtand zu verlieren, bin nicht ſo hitzig, unüberlegt und unvernünftig, den Korb anzunehmen. Zu dieſem Schritte liebe ich Sie zu ſehr. Ich bitte Sie alſo noch einmal, die Urſache dieſes ganzen Verdruſſes wohl zu überlegen und zu bedenken, welche war, daß ich mich darüber aufgehalten, daß Sie ſo unverſchämt, unüberlegt waren, Ihren Schweſtern, NB. in meiner Gegenwart, zu ſagen, daß Sie ſich von einem Chapeau haben die Waden meſſen laſſen. Das tut kein Frauenzimmer, welches auf Ehren hält. Die Maxime in der Kompagnie mitzumachen iſt ganz gut. Dabei muß man aber viele Nebenſachen betrachten: ob es lauter gute Freunde und Bekannte beiſammen ſind, ob ich ein Kind oder ſchon ein Mädchen zum Heiraten bin, beſonders aber, ob ich eine verſprochene Braut bin, hauptſächlich aber, ob lauter Leute meinesgleichen oder niedrigere als ich, beſonders aber vornehmere als ich dabei ſind. Wenn es ſich wirklich die Baronin ſelbſt hat tun laſſen, ſo iſt es ganz was anders, weil ſie ſchon eine übertragene Frau (die ohnmöglich mehr reizen kann) iſt und überhaupt eine Liebhaberin vom Etcaetera iſt. Ich hoffe nicht, liebſte Freundin, daß Sie jemals ſo ein Leben führen wollten wie ſie, wenn Sie auch nicht meine Frau ſein wollen. Wenn Sie ſchon dem Triebe mitzumachen (obwohl das Mitmachen einer Mannsperſon

nicht allzeit gut steht, desto weniger einem Frauenzimmer) — konnten Sie aber ohnmöglich widerstehen, so hätten Sie in Gottes Namen das Band genommen und sich selbst die Waden gemessen (so wie es noch alle Frauenzimmer von Ehre in meiner Gegenwart in dergleichen Fällen getan haben) und nicht von einem Chapeau (ich, ich würde es niemalen im Beisein anderer Ihnen getan haben, ich würde Ihnen selbst das Band gereicht haben), desto weniger also von einem Fremden, der mich gar nichts angeht. Doch das ist vorbei, und ein kleines Geständnis Ihrer dortmaligen, etwas unüberlegten Aufführung würde alles wieder gutgemacht haben und (wenn Sie es nicht übelnehmen, liebste Freundin) noch gutmachen. Daraus sehen Sie, wie sehr ich Sie liebe. Ich brause nicht auf wie Sie, ich denke, ich überlege und ich fühle. Fühlen Sie, haben Sie Gefühl, so weiß ich gewiß, daß ich heute noch ruhig werde sagen können: die Konstanze ist die tugendhafte, ehrliebende, vernünftige und getreue Geliebte des rechtschaffenen und für sie wohldenkenden Mozart.

Wien, 20. Juli 1782.

Ich hoffe, Sie werden meinen letzten Brief, worin ich Ihnen die gute Aufnahme meiner Opera berichtet habe, richtig erhalten haben. Gestern ist sie zum zweiten Male gegeben worden. Könnten Sie wohl vermuten, daß gestern noch eine stärkere Kabale war als am ersten Abend? Der ganze erste Akt ist ver=ischet worden, aber das laute Bravorufen unter den Arien konnten sie doch nicht verhindern. Meine Hoffnung war also das Schlußterzett: da machte aber das Unglück den Fischer fehlen, durch das fehlte auch der Dauer (Pedrillo), und Adamberger allein konnte auch nicht alles ersetzen; mithin ging der ganze Effekt davon verloren und wurde für diesmal nicht repetiert. Ich war so in Wut,

daß ich mich nicht kannte, wie auch Adamberger, und sagte gleich, daß ich die Opera nicht geben lasse, ohne vorher eine kleine Prob (für die Sänger) zu machen. Im zweiten Akt wurden die beiden Duetts wie das erstemal und dazu das Rondeau vom Belmonte „Wenn der Freude Tränen fließen" wiederholet. Das Theater war fast noch voller als das erstemal. Den Tag vorher konnte man keine gesperrte Sitze mehr haben, weder auf dem Nobleparterre noch im dritten Stock, und auch keine Loge mehr. Die Opera hat in den zwei Tägen zwölfhundert Fl. getragen. Hier überschicke ich Ihnen das Original davon und zwei Bücheln. Sie werden viel Ausgestrichenes darin finden; das ist, weil ich gewußt habe, daß hier gleich die Partitur kopiert wird; mithin ließ ich meinen Gedanken freien Lauf, und bevor ich es zum Schreiben gab, machte ich erst hie und da meine Veränderungen und Abkürzungen, und so wie Sie sie bekommen, so ist sie gegeben worden. Es fehlen hie und da die Trompeten und Pauken, Flauten, Klarinett, türkische Musik, weil ich kein Papier von soviel Linien bekommen konnte; die sind auf ein extra Papier geschrieben, der Kopist wird sie vermutlich verloren haben, dann er konnte sie nicht finden. Der erste Akt ist (als ich ihn, ich weiß nicht mehr wohin, tragen lassen wollte) unglücklicherweise in Dreck gefallen, darum ist er so verschmutzt.

Nun habe ich keine geringe Arbeit: bis Sonntag acht Täg muß meine Opera auf die Harmonie gesetzt sein, sonst kommt mir einer bevor und hat anstatt meiner den Profit davon, und soll nun eine neue Sinfonie auch machen. Wie wird das möglich sein! Sie glauben nicht, wie schwer es ist, so etwas auf die Harmonie zu setzen, daß es den Blasinstrumenten eigen ist und doch dabei nichts von der Wirkung verloren geht. Je nun, ich muß die Nacht dazu nehmen, anderst kann es nicht gehen, und Ihnen, mein liebster Vater,

sei es aufgeopfert! Sie sollen alle Posttäge sicher etwas bekommen, und ich werde soviel möglich geschwind arbeiten und, soviel es die Eil zuläßt, gut schreiben. . .

Wien, 27. Juli 1782.

. . . Liebster, bester Vater! ich muß Sie bitten, um alles in der Welt bitten, geben Sie mir Ihre Einwilligung, daß ich meine liebe Konstanze heiraten kann. Glauben Sie nicht, daß es um des Heiraten wegen allein ist; wegen diesem wollte ich noch gerne warten. Allein ich sehe, daß es meiner Ehre, der Ehre meines Mädchens und meiner Gesundheit und Gemütszustands wegen ohnumgänglich notwendig ist. Mein Herz ist unruhig, mein Kopf verwirrt, wie kann man da was Gescheites denken und arbeiten? Wo kömmt das her? Die meisten Leute glauben, wir sind schon verheiratet; die Mutter wird darüber aufgebracht, und das arme Mädchen wird samt meiner zu Tode gequält. Diesem kann so leicht abgeholfen werden. Glauben Sie mir, daß man in dem teuern Wien so leicht leben kann als irgendwo: es kömmt nur auf Wirtschaft und Ordnung an; die ist bei einem jungen, besonders verliebten Menschen nie. Wer eine Frau bekömmt, wie ich eine bekomme, der kann gewiß glücklich sein. Wir werden ganz still und ruhig leben und doch vergnügt sein. Und sorgen Sie sich nicht; dann sollte ich, Gott bewahre, heute krank sein (besonders verheiratet), so wollte ich wetten, daß mir die ersten der Noblesse einen großen Schutz geben würden; das kann ich mit Zuversicht sagen. Ich weiß, was der Fürst Kaunitz zum Kaiser und Erzherzog Maximilian von mir gesprochen hat. Ich erwarte mit Sehnsucht Ihre Einwilligung, mein bester Vater; ich erwarte sie gewiß, meine Ehre und mein Ruhm liegt daran. Sparen Sie nicht zu weit das Vergnügen, Ihren Sohn mit seiner Frau bald zu umarmen. . .

Wien, 31. Juli 1782.

... Ich habe heute Ihr Schreiben vom 26. erhalten, aber ein so gleichgültiges, kaltes Schreiben, welches ich in der Tat auf die Ihnen überschriebene Nachricht wegen der guten Aufnahme meiner Opera niemalen vermuten konnte. Ich glaubte (nach meiner Empfindung zu schließen), Sie würden vor Begierde kaum das Paket eröffnen können, um nur geschwind das Werk Ihres Sohnes besehen zu können, welches in Wien nicht platterdings gefallen, sondern so Lärm macht, daß man gar nichts anders hören will und das Theater allzeit von Menschen wimmelt. Gestern war sie zum viertenmal, und Freitag wird sie wieder gegeben. Allein Sie hatten nicht soviel Zeit. Die ganze Welt behauptet, daß ich durch mein Großsprechen, Kritisieren die Professori von der Musik und auch andere Leute zu Feinden habe! Was für eine Welt? Vermutlich die Salzburger Welt; dann wer hier ist, der wird genug das Gegenteil davon sehen und hören, und das soll meine Antwort darauf sein.

Sie werden unterdessen meinen letzten Brief erhalten haben, und ich zweifle auch gar nicht, daß ich mit künftigem Briefe Ihre Einwilligung zu meiner Heirat erhalten werde. Sie können gar nichts dawider einzuwenden haben und haben es auch wirklich nicht, das zeigen mir Ihre Briefe. Dann sie ist ein ehrliches, braves Mädchen von guten Eltern, ich bin imstande, ihr Brot zu verschaffen, wir lieben uns und wollen uns. Alles was Sie mir noch geschrieben haben und allenfalls noch schreiben könnten, wäre nichts als lauter gutmeinender Rat, welcher, so schön und gut als er immer sein mag, doch für einen Menschen, der schon so weit mit einem Mädchen ist, nicht mehr paßt. Da ist also nichts aufzuschieben. Lieber sich seine Sachen recht in Ordnung gebracht und einen ehrlichen Kerl gemacht!

das wird Gott dann allzeit belohnen. Ich will mir nichts vorzuwerfen haben. . .

[Wien, Ende Juli 1782.]

Hochgeschätzbarste Frau Baronin!

Meine Musikalien habe ich durch die Magd der Madame Weber erhalten und habe müssen eine schriftliche Bescheinigung darüber geben. Die Magd hat mir etwas anvertrauet, welches, wenn ich schon nicht glaube, daß es geschehen könnte, weil es eine Prostitution für die ganze Familie wäre, doch möglich wäre, wenn man die dumme Madame Weber kennt, und mich folglich doch in Sorge setzt. Die Sophie ist weinend herausgekommen, und da sie die Magd um die Ursach fragte, so sagt sie: „Sage Sie doch heimlich dem Mozart, daß er machen soll, daß die Konstanze nach Hause geht; dann meine Mutter will sie absolument mit der Polizei abholen lassen." Darf denn hier die Polizeiwache gleich in ein jedes Haus? Vielleicht ist es auch nur ein Locknetz, um sie nach Hause zu kriegen. Wenn das aber geschehen könnte, so wüßte ich kein besser Mittel, als die Konstanze morgen frühe, wenns sein kann, heute noch zu heiraten. Dann dieser Schande möchte ich meine Geliebte nicht aussetzen, und meiner Frau kann das nicht geschehen. Noch was! Der Thorwarth ist heute hinbestellt. Ich bitte Ew. Gnaden um Dero wohlmeinenden Rat, und uns armen Geschöpfen an die Hand zu gehen. Ich bin immer zu Haus. In größter Eil. Die Konstanze weiß noch von nichts. War Herr von Thorwarth bei Ew. Gnaden? ist es nötig, daß wir beide heute nach Tisch zu ihm gehen?

Wien, 7. August 1782.

Sie haben sich sehr an Ihrem Sohne betrogen, wenn Sie glauben konnten, daß er imstande seie, eine schlechte

Handlung zu begehen. Meine liebe Konstanze, nunmehro (Gott sei Dank) meine wirkliche Frau, wußte meine Umstände und alles, was ich von Ihnen zu erwarten habe, schon lange von mir. Ihre Freundschaft aber und Liebe zu mir war so groß, daß sie gerne mit größten Freuden ihr ganzes künftiges Leben meinem Schicksal aufopferte. Ich küsse Ihnen die Hände und danke Ihnen mit aller Zärtlichkeit, die immer ein Sohn für seinen Vater fühlte, für die mir gütigst zugeteilte Einwilligung und väterlichen Segen. Ich konnte mich aber auch gänzlich darauf verlassen; dann Sie wissen, daß ich selbst alles, alles, was nur immer gegen solch einen Schritt einzuwenden ist, nur zu gut einsehen mußte, und aber auch, daß ich, ohne mein Gewissen und meine Ehre zu verletzen, nicht anderst handeln konnte; mithin konnte ich auch ganz gewiß darauf bauen. Daher geschah es auch, daß, da ich zwei Posttäge umsonst auf eine Antwort wartete und die Kopulation schon auf den Tag (wo ich schon alles sicher wissen mußte) festgesetzt war, ich, Ihrer Einwilligung schon ganz versichert und getröstet, mich in Gottes Namen mit meiner geliebten Konstanze trauen ließ. Den andern Tag bekam ich die zwei Briefe zugleich. Nun ist es vorbei! Ich bitte Sie nun nur um mein zu voreiliges Vertrauen auf Ihre väterliche Liebe um Verzeihung; durch dieses mein aufrichtiges Geständnis haben Sie einen neuen Beweis meiner Liebe zur Wahrheit und Abscheu zur Lüge. Mein liebes Weib wird nächsten Posttag ihren liebsten, besten Schwiegerpapa um seinen väterlichen Segen und ihre geliebte Schwägerin um die fernere Fortdauer ihrer wertesten Freundschaft bitten.

Bei der Kopulation war kein Mensch als die Mutter und die jüngste Schwester, Herr von Thorwarth als Vormund und Beistand von beiden, Herr von Zetto (Landrat), Beistand der Braut, und der Gilofsky als mein Beistand.

Als wir zusammen verbunden wurden, fing sowohl meine Frau als ich an zu weinen; davon wurden alle, sogar der Priester gerührt, und alle weinten, da sie Zeugen unserer gerührten Herzen waren. Unser ganzes Hochzeitsfest bestund aus einem Souper, welches uns die Frau Baronin von Waldstädten gab, welches in der Tat mehr fürstlich als baronisch war. Nun freuet sich meine liebe Konstanze noch hundertmal mehr, nach Salzburg zu reisen, und ich wette, ich wette, Sie werden sich meines Glückes erfreuen, wenn Sie sie werden kennen gelernt haben, wenn anders in Ihren Augen so wie in den meinigen ein gutdenkendes, rechtschaffenes, tugendhaftes und gefälliges Weib ein Glück für ihren Mann ist! . . .

Meine Opera ist gestern wieder (und zwar auf Begehren des Glucks) gegeben worden. Gluck hat mir viele Komplimenten darüber gemacht. Morgen speise ich bei ihm. Sie sehen, wie ich eilen muß. . .

Wien, 17. August 1782.

Ich habe letzthin vergessen, Ihnen zu schreiben, daß meine Frau und ich zusammen am Portiunkulatage bei den Theatinern unsere Andacht verrichtet haben. Wenn uns auch wirklich die Andacht nicht dazu getrieben hätte, so mußten wir es der Zettel wegen tun, ohne welche wir nicht hätten kopuliert werden können. Wir sind auch schon eine geraume Zeit lediger allzeit mitsammen sowohl in die heilige Messe als zum Beichten und Kommunizieren gegangen, und ich habe gefunden, daß ich niemalen so kräftig gebetet, so andächtig gebeichtet und kommuniziert hatte als an ihrer Seite; und so ging es ihr auch. Mit einem Worte, wir sind füreinander geschaffen, und Gott, der alles anordnet und folglich dieses auch also gefüget hat, wird uns nicht verlassen. Wir beide danken Ihnen auf das gehorsamste für Ihren väterlichen Segen. Sie werden hoffentlich unterdessen den Brief von der Meinigen erhalten haben.

Wegen dem Gluck habe den nämlichen Gedanken, den Sie, mein liebster Vater, mir geschrieben; nur will ich Ihnen noch etwas sagen. Die Herren Wiener (worunter aber hauptsächlich der Kaiser verstanden ist) sollen nur nicht glauben, daß ich wegen Wien allein auf der Welt seie. Keinem Monarchen in der Welt diene ich lieber als dem Kaiser, aber erbetteln will ich keinen Dienst. Ich glaube so viel imstande zu sein, daß ich jedem Hofe Ehre machen werde. Will mich Teutschland, mein geliebtes Vaterland, worauf ich (wie Sie wissen) stolz bin, nicht aufnehmen, so muß in Gottes Namen Frankreich oder England wieder um einen geschickten Teutschen mehr reich werden, und das zur Schande der teutschen Nation. Sie wissen wohl, daß fast in allen Künsten immer die Teutschen diejenigen waren, welche exzellierten. Wo fanden sie aber

ihr Glück? wo ihren Ruhm? In Teutschland wohl gewiß nicht! Selbst Gluck, hat ihn Teutschland zu diesem großen Mann gemacht? Leider nicht! Gräfin Thun, Graf Zichy, Baron van Swieten, selbst der Fürst Kaunitz ist deswegen mit dem Kaiser sehr unzufrieden, daß er nicht mehr die Leute von Talent schätzt und sie aus seinem Gebiet läßt. Letzterer sagte jüngsthin zum Erzherzog Maximilian, als die Rede von mir war, daß solche Leute nur alle hundert Jahr auf die Welt kämen, und solche Leute müsse man nicht aus Teutschland treiben, besonders wenn man so glücklich ist, sie wirklich in der Residenzstadt zu besitzen. Sie können gar nicht glauben, wie gütig und höflich der Fürst Kaunitz mit mir war, als ich bei ihm war; zuletzt sagte er noch: „Ich bin Ihnen verbunden, mein lieber Mozart, daß Sie sich die Mühe gegeben haben, mich zu besuchen" usw. Sie können auch nicht glauben, was sich die Gräfin Thun, Baron van Swieten und andere Große für Mühe geben, mich hierzubehalten; allein ich kann auch nicht solange warten und will auch wirklich nicht so auf Barmherzigkeit warten, finde, daß ich eben auch (wenn es schon der Kaiser ist) seine Gnade nicht so vonnöten habe. Mein Gedanke ist, künftige Fasten nach Paris zu gehen, versteht sich nicht ganz so auf Geratewohl. Ich habe deswegen schon an Le Gros geschrieben und erwarte Antwort. Hier habe es auch, besonders den Großen, so im Diskurs gesagt. Sie wissen wohl, daß man öfters im Reden so was hinwerfen kann, welches mehr Wirkung tut, als wenn man es so diktatorisch hindeklamiert. Wenn ich mich zu dem Concert spirituel und Concert des amateurs engagieren kann, und dann Skolaren bleiben mir nicht aus, und da ich itzt eine Frau habe, kann ich sie leichter und fleißiger versehen; dann mit der Komposition usw.; und hauptsächlich aber ist es mir wegen der Opera.

Ich habe mich die Zeit her täglich in der französischen Sprache geübt und nun schon drei Lektionen im Englischen genommen. In drei Monaten hoffe ich so ganz passabel die engländischen Bücher lesen und verstehen zu können. Nun leben Sie recht wohl. . .

Allerliebste, Allerbeste, Allerschönste,
Vergoldete, versilberte und verzuckerte,
Werteste und schätzbarste
Gnädige Frau
Baronin!

Hier habe ich die Ehre, Ew. Gnaden das bewußte Rondeau samt den zwei Teilen von den Komedien und dem Bändchen Erzählungen zu schicken. Ich habe gestern einen großen Bock geschossen! Es war mir immer, als hätte ich noch etwas zu sagen, allein meinem dummen Schädel wollte es nicht einfallen! Und das war, mich zu bedanken, daß sich Ew. Gnaden gleich soviel Mühe wegen dem schönen Frack gegeben, und für die Gnade, mir solch einen zu versprechen! Allein mir fiel es nicht ein; wie dies dann mein gewöhnlicher Fall ist. Mich reuet es auch oft, daß ich nicht anstatt der Musik die Baukunst erlernt habe; dann ich habe öfters gehört, daß derjenige der beste Baumeister seie, dem nichts einfällt. Ich kann wohl sagen, daß ich ein recht glücklicher und unglücklicher Mensch bin! Unglücklich seit der Zeit, da ich Ew. Gnaden so schön frisiert auf dem Ball sah! dann meine ganze Ruhe ist nun verloren! Nichts als Seufzen und Ächzen! Die übrige Zeit, die ich noch auf dem Ball zubrachte, konnte ich nichts mehr tanzen, sondern sprang; das Souper war schon bestellt: ich aß nicht, sondern ich fraß. Die Nacht durch, anstatt ruhig und sanft zu schlummern, schlief ich wie ein Ratz und schnarchte wie ein Bär, und ohne mir viel darauf

einzubilden, wollte ich fast darauf wetten, daß es Ew. Gnaden à proportion eben auch so ging! Sie lächeln? werden rot? O ja, ich bin glücklich! mein Glück ist gemacht! Doch ach! wer schlägt mich auf die Achseln? wer guckt mir in mein Schreiben? Auweh, auweh, auweh! mein Weib! Nun in Gottes Namen, ich hab sie einmal und muß sie behalten! Was ist zu tun? Ich muß sie loben und mir einbilden, es seie wahr! Glücklich bin ich, weil ich keine Auernhammer brauche, um Ew. Gnaden zu schreiben wie Herr von Taisen, oder wie er heißt (ich wollte, er hätte gar keinen Namen!), dann ich hatte an Ew. Gnaden selbst etwas zu schicken. Und auch außer diesem hätte ich Ursach gehabt, Ew. Gnaden zu schreiben; doch das traue ich mir in der Tat nicht zu sagen; doch warum nicht? Also Courage! Ich möchte Ew. Gnaden bitten, daß — pfui Teufel, das wäre grob! Apropos, kennen Ew. Gnaden das Liedchen nicht?

Ein Frauenzimmer und ein Bier,
Wie reimt sich das zusamm?
Das Frauenzimmer besitzt ein Bier,
Davon schickt sie ein Blutzer mir;
So reimt es sich zusamm.

Nicht wahr, das hätte ich recht fein angebracht? Nun aber senza burle! Wenn mir Ew. Gnaden auf heute abends einen Blutzer zukommen lassen könnten, so würden Sie mir wohl eine große Gnade erweisen. Dann meine Frau ist — ist — ist und hat Gelüste und aber nur zu einem Bier, welches auf englische Art zugerichtet ist. Nun brav, Weiberl! Ich sehe endlich, daß du doch zu etwas nütze bist! Meine Frau, die ein Engel von einem Weibe ist, und ich, der ein Muster von einem Ehemann bin,

küssen beide Ew. Gnaden tausendmal die Hände und sind ewig Dero getreue Vasallen

Mozart, magnus, corpore parvus,
et
Constantia, omnium uxorum pulcherrima
et prudentissima.

Wien, 2. Oktober 1782.

Wien, 28. Dezember 1782.

Ich muß in größter Eil schreiben, weil es schon halb-sechs Uhr ist und ich mir um sechs Uhr Leute herbestellt habe, um eine kleine Musik zu machen. Überhaupt habe ich so viel zu tun, daß ich oft nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Der ganze Vormittag bis zwei Uhr geht mit Lektionen herum, dann essen wir, nach Tisch muß ich doch eine kleine Stunde meinem armen Magen zur Digestion vergönnen; dann ist der einzige Abend, wo ich etwas schreiben kann, und der ist nicht sicher, weil ich öfters zu Akademien gebeten werde. Nun fehlen noch zwei Konzerten zu den Souscriptionskonzerten. Die Konzerten sind eben das Mittelding zwischen zu schwer und zu leicht, sind sehr brillant, angenehm in die Ohren, natürlich ohne in das Leere zu fallen; hie und da können auch Kenner allein Satisfaktion erhalten, doch so, daß die Nichtkenner damit zufrieden sein müssen, ohne zu wissen warum. Ich teile Billetts aus gegen bare sechs Dukaten. Nun vollende ich auch den Klavierauszug meiner Opera, welcher im Stich herauskommen wird, und zugleich arbeite ich an einer Sache, die sehr schwer ist, das ist an einem Bardengesang vom Denis über Gibraltar. Das ist aber ein Geheimnis, dann eine ungarische Dame will dem Denis diese Ehre erweisen. Die Ode ist erhaben, schön, alles was Sie wollen, allein zu übertrieben schwülstig für meine feine Ohren. Aber was wollen Sie? Das Mittel-

ding, das Wahre in allen Sachen, kennt und schätzt man itzt nimmer; um Beifall zu erhalten, muß man Sachen schreiben, die so verständlich sind, daß es ein Fiaker nachsingen könnte, oder so unverständlich, daß es ihnen, eben weil es kein vernünftiger Mensch verstehen kann, gerade ebendeswegen gefällt. Es ist nicht dieses, was ich mit Ihnen sprechen wollte, sondern ich hätte Lust, ein Buch, eine kleine musikalische Kritik mit Exempeln zu schreiben, aber NB. nicht unter meinem Namen. . .

Wien, 22. Jenner 1783.

Wegen den drei Konzerten dürfen Sie keine Sorgen haben, daß sie zu teuer sind; ich glaube, daß ich doch für jedes Konzert einen Dukaten verdiene, und dann möchte ich wohl sehen, wie es sich einer um einen Dukaten kopieren lassen wollte! Abgeschrieben können sie nicht werden, weil ich sie eher nicht hergebe, bis ich nicht eine gewisse Anzahl Abonnenten habe. Sie stehen nun schon zum dritten Male im Wiener Diarium; bei mir sind Souscriptionsbilletts seit dem 20. dieses zu haben gegen bare vier Dukaten, und während dem Monat April werden die Konzerten gegen Zurückgebung der Billetts bei mir abgeholet. Die Kadenzen und Eingänge werde meiner lieben Schwester mit nächstem schicken; ich habe die Eingänge im Rondeau noch nicht verändert; dann wenn ich dieses Konzert spiele, so mache ich allzeit, was mir einfällt. Ich bitte, sobald als möglich die verlangten Sinfonien zu schicken, dann ich brauche sie in der Tat.

Und nun noch eine Bitte, dann meine Frau läßt mir keinen Fried. Sie wissen ohne Zweifel, daß itzt Fasching ist und daß hier so gut wie in Salzburg und München getanzt wird; und da möchte ich gerne (aber daß es kein Mensch weiß) als Harlekin gehen, weil hier so viele, aber

lauter Eseln auf der Redoute sind; folglich möchte ich Sie bitten, mir Ihr Harlekinkleid zukommen zu lassen. Aber es müßte halt recht gar bald sein; wir gehen eher nicht auf die Redoute, obwohlen sie schon im größten Schwunge ist; uns sind die Hausbälle lieber. Vergangene Woche habe in meiner Wohnung einen Ball gegeben; versteht sich aber, die Chapeaux haben jeder zwei Fl. bezahlt; wir haben abends um sechs Uhr angefangen und um sieben Uhr aufgehört. Was, nur eine Stunde? Nein, nein! Morgens um sieben Uhr! Sie werden aber nicht begreifen, wie ich den Platz dazu gehabt habe. Ja, da fällt mir eben ein, daß ich Ihnen immer zu schreiben vergessen habe, daß ich seit anderthalb Monaten ein anderes Logis habe, aber auch auf der hohen Brücke und wenige Häuser entfernt. Wir wohnen also im kleinen Herbersteinischen Hause Nr. 412 im dritten Stock bei Herrn von Wetzlar, einem reichen Juden. Nun, da habe ich ein Zimmer tausend Schritt lang und einen breit und ein Schlafzimmer, dann ein Vorzimmer und eine schöne große Küche; dann sind noch zwei schöne große Zimmer neben unser, welche noch leer stehen; diese benutzte ich also zu diesem Hausball. Baron Wetzlar und sie waren auch dabei, wie auch die Baronin Waldstädten, Herr von Edelbach, Gilofsky der Windmacher, der junge Stephanie et uxor, Adamberger und sie, Lange und Langin usw. Ich kann Ihnen ohnmöglich alle hersagen. Nun muß ich schließen, weil ich noch einen Brief an die Wendling nach Mannheim wegen meinen Konzerten zu schreiben habe. Ich bitte, den allzeit bereiten Operakomponisten Gatti zu mahnen wegen den Opernbücheln; ich wollte, ich hätte sie schon. Nun Adieu. . .

Wien, 12. März 1783.

Ich hoffe, Sie werden sich keine Sorgen gemacht haben, sondern die Ursach meines Stillschweigens sich eingebildet haben, welche war, daß ich, da ich nicht gewiß wissen konnte, wie lange Sie sich in München aufhalten werden, folglich nicht wußte, wohin ich schreiben sollte, es also auf itzo verspart habe, da ich nun sicher vermuten kann, daß Sie mein Brief in Salzburg treffen wird. Gestern hat meine Schwägerin Lange ihre Akademie im Theater gehalten, worin auch ich ein Konzert gespielt habe. Das Theater war sehr voll, und ich wurde auf eine so schöne Art von dem hiesigen Publikum wieder empfangen, daß ich ein wahres Vergnügen darüber haben muß. Ich war schon weg, man hörte aber nicht auf zu klatschen, und ich mußte das Rondeau repetieren; es war ein ordentlicher Platzregen. Das ist eine gute Ankündigung für meine Akademie, welche ich Sonntags den 23. März geben werde. Ich gab auch meine Sinfonie vom Concert spirituel dazu. Meine Schwägerin sang die Aria Non sò d'onde viene. Gluck hatte die Loge neben der Langischen, worin auch meine Frau war; er konnte die Sinfonia und die Aria nicht genug loben und lud uns auf künftigen Sonntag alle vier zum Speisen ein. Daß die teutsche Opera noch bleiben soll, kann sein, aber man weiß nichts davon. . .

Wir haben am Faschingmontag unsere Kompagniemaskerade auf der Redoute aufgeführt: sie bestund in einer Pantomime, welche eben die halbe Stunde, da ausgesetzt wird, ausfüllte. Meine Schwägerin war die Kolombine, ich der Harlekin, mein Schwager der Pierrot, ein alter Tanzmeister (Merk) der Pantalon, ein Maler (Grassi) der Dottore. Die Erfindung der Pantomime und die Musik dazu war beides von mir. Der Tanzmeister Merk hatte die Güte, uns abzurichten, und ich sag es Ihnen, wir spielten

recht artig. Hier leg ich Ihnen die Ankündigung davon bei, welche eine Maske, als Klepperpost gekleidet, den Masken austeilte. Die Verse, wenn sie schon Knittelverse sind, könnten besser sein; das ist kein Produkt von mir, der Schauspieler Müller hat sie geschmiert. Nun muß ich schließen, weil ich in eine Akademie zum Graf Esterhazy muß. Leben Sie indessen wohl; ich bitte, vergessen Sie die Musik nicht...

Wien, 29. März 1783.

Ich glaube, es wird nicht nötig sein, Ihnen viel von dem Erfolg meiner Akademie zu schreiben; Sie werden es vielleicht schon gehört haben. Genug, das Theater hätte ohnmöglich voller sein können, und alle Logen waren besetzt. Das Liebste aber war mir, daß S. Majestät der Kaiser auch zugegen war und wie vergnügt er war und was für lauten Beifall er mir gegeben. Es ist schon bei ihm gewöhnlich, daß der as Geld, bevor er ins Theater kömmt, zur Kassa schickt; sonst hätte ich mir mit allem Recht mehr versprechen dürfen, dann seine Zufriedenheit war ohne Grenzen. Er hat fünfundzwanzig Dukaten geschickt. Die Stücke waren folgende: 1. die neue Haffnersinfonie; 2. sang Madame Lange die Aria auf vier Instrumenten aus meiner Münchner Opera Se il padre perdei; 3. spielte ich das dritte von meinen Souscriptionskonzerten; 4. sang Adamberger die Szene für die Baumgarten; 5. die kleine Konzertantsinfonie von meiner letzten Finalmusik; 6. spielte ich das beliebte Konzert ex D, wozu ich das Variationrondeau geschickt habe; 7. sang Mademoiselle Teyber die Szene aus meiner letzten Mailandopera Parto m'affretto; 8. spielt ich allein eine kleine Fuge (weil der Kaiser da war) und varierte eine Arie aus einer Opera, genannt Die Philosophen, mußte noch-

mal spielen, varierte die Aria „Unser dummer Pöbel meint" usw. aus den Pilgrimmen von Mekka; 9. sang die Lange das neue Rondeau von mir; 10. das letzte Stück von der ersten Sinfonie. Morgen gibt Mademoiselle Teyber Akademie, worin ich auch spielen werde. . . Das Paket Musik habe richtig erhalten, ich danke Ihnen dafür. Bitte wegen dem Lauda Sion nicht zu vergessen, und was wir halt noch gerne haben möchten, wäre einige von Ihren besten Kirchenstücken, mein liebster Vater; dann wir lieben uns mit allen möglichen Meistern zu unterhalten, mit alten und mit modernen. Ich bitte Sie also, uns recht bald etwas von Ihnen zu schicken. . .

Wien, 12. April 1783.

. . . Wenn es wärmer wird, so bitte ich unter dem Dache zu suchen und uns etwas von Ihrer Kirchenmusik zu schicken; Sie haben gar nicht nötig sich zu schämen. Baron van Swieten und Starzer wissen so gut als Sie und ich, daß sich der Gusto immer ändert, und aber, daß sich die Veränderung des Gusto sogar bis auf die Kirchenmusik erstreckt hat, welches aber nicht sein sollte; woher es dann auch kömmt, daß man die wahre Kirchenmusik unter dem Dache und fast von Würmern gefressen findet. . .

In meinem letzten Schreiben werden Sie gelesen haben, daß ich noch in einer Akademie zu spielen hatte, nämlich in der Mademoiselle Teyber ihrer. Der Kaiser war auch da. Ich spielte das erste Konzert, welches ich in meiner Akademie gespielt habe. Ich sollte das Rondeau repetieren, ich setzte mich also wieder hin; anstatt daß ich aber das Rondeau wiederholte, ließ ich das Pult wegtun, um alleine zu spielen. Da hätten Sie aber hören sollen, was diese kleine Surprise das Publikum erfreuete; es wurde nicht alleine geklatscht, sondern Bravo und Bravissimo gerufen.

Der Kaiser hörte mich auch ganz aus, und wie ich vom Klavier wegging, ging er von der Loge weg; also war es ihm nur, mich noch zu hören. . .

Wien, 7. Mai 1783.

. . . Ich habe leicht hundert, ja wohl mehr Bücheln durchgesehen, allein ich habe fast kein einziges gefunden, mit welchem ich zufrieden sein könnte; wenigstens müßte da und dort vieles verändert werden, und wenn sich schon ein Dichter mit diesem abgeben will, so wird er zugleich leichter ein ganz neues machen; und neu ist es halt doch immer besser. Wir haben hier einen gewissen Abbate da Ponte als Poeten; dieser hat nunmehro mit der Korrektur im Theater rasend zu tun, muß per obligo ein ganz neues Büchel für den Salieri machen; das wird vor zwei Monaten nicht fertig werden; dann hat er mir ein neues zu machen versprochen. Wer weiß nun, ob er dann auch sein Wort halten kann oder will! Sie wissen wohl, die Herren Italiener sind ins Gesicht sehr artig: genug, wir kennen sie. Ist er mit Salieri verstanden, so bekomme ich mein Lebtage keins, und ich möchte gar zu gerne mich auch in einer welschen Opera zeigen. Mithin dächte ich, wenn nicht Varesco wegen der Münchner Opera noch böse ist, so könnte er mir ein neues Buch auf sieben Personen schreiben. Basta! Sie werden am besten wissen, ob das zu machen wäre. Er könnte unterdessen seine Gedanken hinschreiben, und in Salzburg dann wollten wir sie zusammen ausarbeiten. Das Notwendigste dabei aber ist, recht komisch im Ganzen, und wenn es dann möglich wäre, zwei gleich gute Frauenzimmerrollen hineinzubringen. Die eine müßte seria, die andere aber mezzo carattere sein, aber an Güte müßten beide Rollen ganz gleich sein. Das dritte Frauenzimmer kann aber ganz buffa sein, wie auch

alle Männer, wenn es nötig ist. Glauben Sie, daß mit dem Varesco was zu machen ist, so bitte ich Sie, bald mit ihm darüber zu sprechen. Sie müssen ihm aber nichts von dem sagen, daß ich im Juli selbst kommen werde, sonst arbeitet er nicht; dann es wäre mir sehr lieb, wenn ich noch in Wien etwas davon erhalten könnte. Er würde auch seine sicheren vier- oder fünfhundert Fl. davon haben; dann es ist hier der Brauch, daß der Poet allzeit die dritte Einnahme hat...

Wien, 7. Juni 1783.

Gott Lob und Dank, ich bin wieder ganz hergestellt, nur hat mir meine Krankheit einen Katarrh zum Andenken zurückgelassen; das ist doch hübsch von ihr.

Ich habe den Brief meiner lieben Schwester richtig erhalten. Der Namenstag meiner Frau steht weder im März noch im Mai, sondern am 16. Februario und steht gar in keinem Kalender. Meine Frau aber dankt von Herzen Ihnen beiden für Ihren gutgemeinten Glückwunsch, welcher auch ohne Namenstag angewendet ist. Sie wollte meiner Schwester gern selbst schreiben, allein in ihren dermaligen Umständen muß man es ihr schon zugut halten, wenn sie ein wenig kommod, zu deutsch: gelegen ist. Vermöge der Untersuchung der Hebamme hätte sie schon den 4. d. M. niederkommen sollen, allein ich glaube nicht, daß vor dem 15. oder 16. etwas daraus wird. Sie wünscht es sich je eher je lieber; besonders, um desto bälder so glücklich zu sein, Sie und unsere liebe Schwester mit mir in Salzburg zu umarmen. Da ich nicht glaubte, daß aus dem Spaß so geschwind Ernst werden könnte, so verschob ich immer, mich auf die Knie niederzulassen, die Hände zusammenzufalten und Sie, mein liebster Vater, recht untertänig zu Gevatter zu bitten. Da es nun aber vielleicht noch Zeit

ist, so tue ich es halt jetzt. Unterdessen (in getroster Hoffnung, daß Sie mir es nicht abschlagen werden) habe ich, seit die Hebamme den visum repertum genommen, schon dafür gesorgt, daß jemand das Kind in Ihrem Namen hebt, es mag generis masculini oder feminini sein: es heißt halt Leopold oder Leopoldine!

Nun muß ich meiner Schwester wegen der Clementischen Sonaten ein paar Worte sagen. Daß die Komposition davon nichts heißt, wird jeder, der sie spielt oder hört, selbst empfinden. Merkwürdige oder auffallende Passagen sind keine darin, ausgenommen die Sexten und Oktaven, und mit diesen bitte ich meine Schwester sich nicht gar zu viel abzugeben, damit sie sich dadurch ihre ruhige und stete Hand nicht verdirbt und die Hand ihre natürliche Leichtigkeit, Gelenkigkeit und fließende Geschwindigkeit dadurch nicht verliert. Dann was hat man am Ende davon? Sie soll die Sexten und Oktaven in der größten Geschwindigkeit machen (welches kein Mensch wird zuwegen bringen, selbst Clementi nicht), und so wird sie ein entsetzliches Zackwerk hervorbringen, aber sonst weiter in der Welt nichts. Clementi ist ein Ciarlattano wie alle Welsche! Er schreibt auf eine Sonate Presto, auch wohl Prestissimo und alla breve, und spielt sie Allegro im viervierteltakt. Ich weiß es, dann ich habe ihn gehört! Was er recht gut macht, sind seine Terzenpassagen; er hat aber in London Tag und Nacht darüber geschwitzt. Außer diesem hat er aber nichts, gar nichts, nicht den geringsten Vortrag noch Geschmack, viel weniger Empfindung. . .

Wien, 18. Juni 1783.

Ich gratuliere, Sie sind Großpapa! Gestern früh, den 17., um halb sieben Uhr ist mein liebes Weib glücklich mit einem großen, starken und kugelrunden Buben entbunden

worden; um halb zwei Uhr nachts fingen die Schmerzen an, folglich war es mit dieser Nacht um alle Ruhe und Schlaf für beide getan. Um vier Uhr schickte ich um meine Schwiegermutter und dann um die Hebamme; um sechs Uhr kam sie in Stuhl und um halb sieben Uhr war alles vorbei. Meine Schwiegermutter bringt nun alles das Üble, was sie ihrer Tochter ledigerweise zugefügt hat, nun wieder mit allem Guten herein, sie bleibt den ganzen Tag bei ihr.

Mein liebes Weib, welche Ihnen die Hände küßt und meine liebe Schwester von Herzen umarmt, befindet sich, soviel es diese Umstände zulassen, recht gut. Ich hoffe zu Gott, daß, da sie sich gut hält, sie ihr Kindbett auch glücklich überstehen wird. Auf das Milchfieber habe ich Sorge, dann sie hat ziemliche Brüste. Nun hat das Kind wider meinen Willen und doch mit meinem Willen eine Säugamme bekommen. Meine Frau, seie sie es imstande oder nicht, sollte niemals ihr Kind stillen, das war immer mein fester Vorsatz; allein einer andern Milch solle mein Kind auch nicht hineinschlucken, sondern bei Wasser, wie meine Schwester und ich, will ich es aufziehen, allein die Hebamme, meine Schwiegermutter und die meisten Leute hier haben mich ordentlich gebeten, ich sollte das nicht tun, nur aus dieser Ursach, weil hier die meisten Kinder beim Wasser daraufgehen, indem die Leute hier nicht damit umgehen können, das hat mich nun bewegt nachzugeben, dann ich möchte mir nicht gerne einen Vorwurf machen lassen.

Nun wegen der Gevatterschaft! Hören Sie, was mir geschehen ist. Ich ließ die glückliche Entbindung meiner Frau gleich dem Baron Wetzlar (als meinem wahren guten Freund) benachrichtigen; er kam gleich darauf selbst und offrierte sich zum Gevattern. Ich konnte es ihm nicht ab-

schlagen und dachte bei mir, ich kann ihn deswegen doch Leopold nennen, und als ich das dachte, so sagte er voll Freuden: „Ah, nun haben Sie einen Raimundl!“ und küßte das Kind: was war also zu tun? Ich ließ den Buben also Raimund Leopold taufen. Ich kann Ihnen aufrichtig gestehen, daß, wenn Sie mir nicht Ihre Meinung darüber in einem Briefe geschrieben hätten, ich mich sehr in Verlegenheit würde befunden haben, und ich wollte nicht gutstehen, ob ich es ihm nicht etwa wieder abgeschlagen hätte. Ihr Brief tröstet mich aber, daß Sie mit meinem Verfahren nicht unzufrieden sein werden; er heißt ja doch auch Leopold.

Nun muß ich schließen. Ich küsse Ihnen samt meiner Kindbetterin tausendmal die Hände, und wir umarmen tausendmal unsere liebe Schwester und sind ewig Dero gehorsamste Kinder.

Wien, 12. Juli 1783.

Ich habe Ihr Schreiben vom 8. dieses richtig erhalten und mit Vergnügen daraus vernommen, daß Sie beide, Gott Lob und Dank, gesund sind. Wenn Sie das Foppen nennen wollen, was wirklich Hindernis ist, so kann ich es Ihnen nicht verwehren; man kann jede Sache bei einem falschen Namen nennen, wenn es einem beliebt; ob es aber recht ist, das ist eine andere Frage. Haben Sie einmal an mir gemerkt, daß ich keine Lust oder Begierde hätte, Sie zu sehen? gewiß nicht! aber wohl, daß ich keine Lust habe, Salzburg oder den Erzbischof zu sehen. Wer wäre also, wenn wir in einem dritten Orte zusammenkämen, wer wäre dann der Gefoppte? Der Erzbischof und nicht Sie. Ich hoffe nicht, daß es nötig ist zu sagen, daß mir an Salzburg sehr wenig und am Erzbischof gar nichts gelegen ist und ich auf beides sch. . . und meine Lebetag

mir nicht in Kopf kommen lasse, extra eine Reise hinzumachen, wenn nicht Sie und meine Schwester daselbst wären. Die ganze Sache war also nur die gutmeinende Besorgnis meiner guten Freunde, die doch auch gesunden Menschenverstand haben, und ich glaubte doch nicht so unvernünftig zu handeln, wenn ich mich in dieser Sache bei Ihnen erkundigte, um dann Ihrem Rat folgen zu können. Die ganze Besorgnis meiner Freunde war, daß er mich, da ich meine Entlassung nicht habe, arretieren läßt. Nun bin ich aber durch Sie ganz getröstet, und wir kommen im August, längstens September gewiß. . .

Lieber Vater! Sie müssen nicht glauben, daß, weil es Sommer ist, ich gar nichts zu tun habe. Alle Leute sind doch nicht auf dem Lande, ich habe doch noch einige Skolaren zu versehen. Nun habe ich einen bekommen in der Komposition, der wird kurios dreinsehen, wenn ich ihm meine Abreise berichten werde.

Nun muß ich schließen, weil ich noch viel zu schreiben habe. Lassen Sie unterdessen die Kugelstatt im Garten herrichten, dann meine Frau ist eine sehr große Liebhaberin davon. Meine Frau hat immer eine kleine Sorge, sie möchte Ihnen nicht gefallen, weil sie nicht hübsch ist; allein ich tröste sie, so gut ich kann, damit, daß mein liebster Vater nicht so viel auf äußerliche als innerliche Schönheit geht. . .

Wien, 10. April 1784.

. . . Durch meine drei Souscriptionsakademien habe ich mir sehr viel Ehre gemacht. Auch meine Akademie im Theater ist sehr gut ausgefallen. Ich habe zwei große Konzerte geschrieben und dann ein Quintett für Oboe, Klarinetto, Korno, Fagotto und Pianoforte, welches außerordentlichen Beifall erhalten; ich selbst halte es für das Beste, was ich noch in meinem Leben geschrieben habe. Ich

wollte wünschen, Sie hätten es hören können! und wie schön es aufgeführt wurde! Übrigens bin ich, die Wahrheit zu gestehen, gegen das Ende hin müde geworden von lauter Spielen, und es macht mir keine geringe Ehre, daß es meine Zuhörer nie wurden...

Wien, 24. April 1784.

... Hier haben wir nun die berühmte Mantuanerin Strinasacchi, eine sehr gute Violinspielerin; sie hat sehr viel Geschmack und Empfindung in ihrem Spiele. Ich schreibe eben an einer Sonate, welche wir Donnerstag im Theater bei ihrer Akademie zusammen spielen werden. Dann sind dermalen Quartetten heraus von einem gewissen Pleyel; dieser ist ein Skolar vom Joseph Haydn. Wenn Sie selbige noch nicht kennen, so suchen Sie sie zu bekommen; es ist der Mühe wert. Sie sind sehr gut geschrieben und sehr angenehm; Sie werden auch gleich seinen Meister herauskennen. Gut und glücklich für die Musik, wenn Pleyel seiner Zeit imstande ist, uns Haydn zu remplacieren!...

Wien, 28. April 1784.

... Ich muß Ihnen in Eil schreiben. Herr Richter, Klavierspieler, macht eine Tour, um nach Holland, in sein Vaterland zurückzukehren. Ich habe ihm nach Linz an die Gräfin Thun ein Schreiben mitgegeben; da er Lust hat, auch nach Salzburg zu kommen, so gab ich ihm auch nur vier Zeilen an Sie, liebster Vater. Ich schreibe Ihnen also nun, daß er nicht lange nach Empfang dieses ausbleiben wird. Er spielt viel, was Exekution anbelangt, allein, wie Sie hören werden, zu grob, zu mühsam und ohne allen Geschmack und Empfindung, übrigens der beste Mensch von der Welt, ohne mindesten Stolz. Er sah

unbeweglich auf meine Finger, wenn ich ihm spielte, dann sagte er allemal: „Mein Gott! was muß ich mich nicht bemühen, daß ich schwitze, und erhalte doch keinen Beifall, und Sie, mein Freund, spielen sich nur damit." — „Ja," sagte ich, „ich mußte mich auch bemühen, um mich jetzt nicht mehr bemühen zu dürfen." Enfin, er ist ein Mann, welcher immer unter die guten Klavierspieler gehört, und ich hoffe, daß ihn der Erzbischof vielleicht eher hören wird, weil er ein Klavierist ist, en dépit de moi, welcher dépit mir aber sehr erwünscht sein wird. . .

Wien, 26. Mai 1784.

Ich habe nun durch Ihr Letztes die Nachricht, daß Sie meinen Brief und Musik richtig erhalten haben. Meiner Schwester danke ich für ihren Brief, und sobald es die Zeit zulassen wird, werde ich ihr gewiß auch schreiben; unterdessen lasse ich ihr sagen, daß Herr Richter in dem Ton des Konzerts irre geworden, oder ich in ihrem Brief einen unrechten Buchstaben lese. Das Konzert, welches ihr Herr Richter so anrühmte, ist das ex B, welches das erste ist, so ich gemacht und er mir damals schon so lobte. Ich bin nicht imstande, unter diesen beiden Konzerten eine Wahl zu treffen; ich halte sie beide für Konzerte, welche schwitzen machen. Doch hat in der Schwierigkeit das ex B den Vorzug vor dem ex D. Übrigens bin ich sehr begierig, welches unter den drei Konzerten B, D und G Ihnen und meiner Schwester am besten gefällt. Das ex Eb gehört gar nicht dazu: das ist ein Konzert von ganz besonderer Art und mehr für ein kleines als großes Orchester geschrieben, also ist die Rede nur von den drei großen Konzerten. Ich bin begierig, ob Ihr Urteil mit dem hiesigen allgemeinen und auch meinem Urteil übereinkömmt; freilich ist es nötig,

daß man sie alle drei mit allen Stimmen und gut produziert hört. Ich will gerne Geduld haben, bis ich sie wieder zurückerhalte; nur daß sie kein Mensch in die Hände bekömmt! Ich hätte erst heute für eines davon vierundzwanzig Dukaten haben können, ich finde aber, daß es mir mehr Nutzen schafft, wenn ich sie noch ein paar Jährchen bei mir behalte und dann erst durch den Stich bekannt mache.

Nun muß ich Ihnen etwas in betreff der Schwemmer Loiserl sagen. Sie schrieb an ihre Mutter, und da ihre Adresse so beschaffen war, daß man den Brief auf der Post schwerlich angenommen haben würde, indem sie also lautete:

Dieser Brief zueku-
men meiner vilgeliebtisten
Frau Mutter in Salzburg
barbari schbemerin
abzugeben in der
Judengasen in Kauf
man eberl haus
in dritten Stock.

so sagte ich ihr, ich wollte ihr eine andere Adresse darauf machen. Aus Fürwitz und mehr, um das schöne Konzept weiters zu lesen, als um auf Heimlichkeiten zu kommen, erbrach ich den Brief. Sie beklagt sich darin, daß sie zu spät ins Bette und zu früh aufstehen müsse: ich glaube, von elf Uhr bis sechs Uhr kann man sich genug schlafen, es sind doch sieben Stund. Wir gehen erst um zwölf Uhr ins Bett und stehen um halb sechs, auch fünf Uhr auf, weil wir fast alle Täge in der Frühe in Augarten gehen. Ferner beklagt sie sich über die Kost, und zwar mit den impertinenten Ausdrücken: sie müsse verhungern, wir viere, als meine Frau, ich, die Köchin und sie, hätten nicht so viel zu essen, als die Mutter und sie zusammen

gehabt hätten. Sie wissen, daß ich dermalen dieses Mädel aus bloßem Mitleiden genommen habe, damit sie als eine fremde Person in Wien eine Unterstützung hat; wir haben ihr das Jahr zwölf Gulden versprochen, womit sie ganz zufrieden war, obwohlen sie sich nun in ihrem Brief darüber beklagt. Und was hat sie zu tun? den Tisch abzuputzen, das Essen herum- und hinauszutragen und meiner Frau ein Kleid an- und ausziehen zu helfen. Übrigens ist sie außer ihrem Nähen die ungeschickteste und dümmste Person von der Welt, sie kann nicht einmal Feuer anmachen, geschweige erst einen Kaffee machen, und das soll doch eine Person, die ein Stubenmädel abgeben will, können. Wir haben ihr einen Gulden gegeben, den andern Tag verlangte sie schon wieder Geld; sie mußte mir die Rechnung von ihrer Ausgabe machen, und da lief die meiste Ausgabe aufs Biertrinken hinaus. Es ist ein gewisser Herr Johannes mit ihr hergereist, der darf sich aber nicht mehr bei mir blicken lassen. Zweimal, als wir aus waren, kam er her, ließ Wein bringen, und das Mädel, welches nicht gewohnt ist, Wein zu trinken, suff sich so voll, daß sie nicht gehen konnte, sondern sich anhalten mußte und das letztemal ihr Bett ganz anspie. Welche Leute würden eine solche Person auf diese Art behalten?

Ich würde mich mit der Predigt, so ich ihr darüber gemacht, begnügt und nichts davon geschrieben haben, allein ihre Impertinenz in dem Brief an ihre Mutter verleitete mich dazu. Ich bitte Sie also, lassen Sie die Mutter kommen und sagen Sie ihr, daß ich sie noch einige Zeit bei uns gedulden will; sie soll aber machen, daß sie wo anders in Dienste kömmt; wenn ich Leute unglücklich machen wollte, so könnte ich sie auf der Stelle wegtun. In ihrem Brief steht auch etwas von einem gewissen Herrn Antoni, vielleicht ein zukünftiger Herr Bräutigam. . .

Wien, 18. August 1784.

Ma très chère soeur!

Potz Sapperment! Itzt ist es Zeit, daß ich schreibe, wenn ich will, daß Dich mein Brief noch als eine Vestalin antreffen soll! Ein paar Tage später, und — weg ists! Meine Frau und ich wünschen Dir alles Glück und Vergnügen zu Deiner Standesveränderung und bedauern nur von Herzen, daß wir nicht so glücklich sein können, bei Deiner Vermählung gegenwärtig zu sein; wir hoffen aber, Dich künftiges Frühjahr ganz gewiß in Salzburg sowohl als in St. Gilgen als Frau von Sonnenburg samt Deinem Herrn Gemahl zu umarmen. Wir bedauern nun nichts mehrer als unsern lieben Vater, welcher nun so ganz allein leben soll. Freilich bist Du nicht weit von ihm entfernt, und er kann öfters zu Dir spazierenfahren, allein itzt ist er wieder an das verfluchte Kapellhaus gebunden. Wenn ich aber an meines Vaters Stelle wäre, so würde ich es also machen: ich bittete den Erzbischof nun (als einen Mann, der schon so lange gedient hat), mich in meine Ruhe zu setzen, und nach erhaltener Pension ging ich zu meiner Tochter nach St. Gilgen und lebte dort ruhig. Wollte der Erzbischof meine Bitte nicht eingehen, so begehrte ich meine Entlassung und ging zu meinem Sohne nach Wien, und das ists, was ich Dich hauptsächlich bitte, daß Du Dir Mühe geben möchtest, ihn dazu zu bereden; und ich habe ihm heute in dem Briefe an ihn schon das nämliche geschrieben. Und nun schicke ich Dir noch tausend gute Wünsche von Wien nach Salzburg, besonders, daß Ihr beide so gut zusammenleben möchtet als wir zwei. Drum nimm von meinem poetischen Hirnkasten kleinen einen Rat an; dann höre nur:

Du wirst im Ehstand viel erfahren,
was Dir ein halbes Rätsel war;

bald wirst Du aus Erfahrung wissen,
wie Eva einst hat handeln müssen,
daß sie hernach den Kain gebar.
Doch, Schwester, diese Ehstandspflichten
wirst Du von Herzen gern verrichten,
dann glaube mir, sie sind nicht schwer.
Doch jede Sache hat zwo Seiten:
der Ehstand bringt zwar viele Freuden,
allein auch Kummer bringet er.
Drum wenn Dein Mann Dir finstre Mienen,
die Du nicht glaubest zu verdienen,
in seiner übeln Laune macht,
so denke, das ist Männergrille,
und sag: Herr, es geschehe dein Wille
bei Tag und meiner in der Nacht!

Wien, 21. März 1785.

Hochschätzbarster Herr geheimer Rat!

Ich habe sehr gefehlt, ich muß es bekennen, daß ich Ihnen nicht gleich den richtigen Empfang Ihres Briefes und mitgeschickten Pakets gemeldet habe; daß ich in der Zwischenzeit zwei Briefe von Ihnen noch sollte erhalten haben, ist nicht deme also; ich würde auf den ersten sogleich aus dem Schlaf geweckt worden sein und Ihnen geantwortet haben, wie ich es itzt tue. Ich bekam Ihre zwei Briefe letzten Posttag miteinander; ich habe schon selbst bekennt, daß ich hierinne gefehlt habe, daß ich Ihnen nicht gleich geantwortet habe. Was aber die Opera anbelanget, würde ich Ihnen damals ebensowenig darüber haben schreiben können als itzt. Lieber Herr geheimer Rat! Ich habe die Hände so voll zu tun, daß ich fast keine Minute finde, die ich für mich anwenden könnte. Als ein Mann von so großer Einsicht und Erfahrung wissen Sie selbst

besser als ich, daß man so was mit aller möglichen Aufmerksamkeit und Überlegung nicht einmal, sondern vielmal überlesen muß. Bisher hatte noch nicht Zeit, es einmal ohne Unterbrechung zu lesen. Alles was ich dermalen sagen kann, ist, daß ich es noch nicht aus Handen geben möchte; ich bitte Sie also, mir dies Stück noch auf einige Zeit anzuvertrauen. Im Falle es mir Lust machen sollte, es in Musik zu setzen, so wünschte doch vorher zu wissen, ob es eigentlich an einem Orte zur Aufführung bestimmt seie. Dann so ein Werk verdiente sowohl von seiten der Poesie als Musik nicht umsonst gemacht zu sein. Ich hoffe mir über diesen Punkt eine Erläuterung von Ihnen.

Nachrichten, die zukünftige teutsche Singbühne betreffend, kann ich Ihnen noch dermalen keine geben, da es dermalen noch (das Bauen in dem dazu bestimmten Kärntnertortheater ausgenommen) sehr stille hergehet. Sie soll mit Anfangs Oktober eröffnet werden. Ich meinesteils verspreche ihr nicht viel Glück. Nach den bereits gemachten Anstalten sucht man in der Tat mehr die bereits, vielleicht nur auf einige Zeit gefallene teutsche Opera gänzlich zu stürzen, als ihr wieder emporzuhelfen und sie zu erhalten. Meine Schwägerin Lange nur allein darf zum teutschen Singspiele. Die Cavalieri, Adamberger, Teyber, lauter Teutsche, worauf Teutschland stolz sein darf, müssen beim welschen Theater bleiben, müssen gegen ihre eigenen Landsleute kämpfen! Die teutschen Sänger und Sängerinnen dermalen sind leicht zu zählen. Und sollte es auch wirklich so gute als die benannten, ja auch noch bessere geben, daran ich doch sehr zweifle, so scheint mir die hiesige Theaterdirektion zu ökonomisch und zu wenig patriotisch zu denken, um mit schwerem Geld Fremde kommen zu lassen, die sie hier im Orte besser, wenigstens gleich gut und umsonst hat. Dann die welsche Trupp braucht ihrer nicht, was

die Anzahl betrifft; sie kann für sich alleine spielen. Die Idee dermalen ist, sich bei der teutschen Opera mit Akteurs und Aktricen zu behelfen, die nur zur Not singen. Zum größten Unglück sind die Direkteurs des Theaters sowohl als des Orchesters beibehalten worden, welche sowohl durch ihre Unwissenheit als Untätigkeit das meiste dazu beigetragen haben, ihr eigenes Werk fallen zu machen. Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette, es sollte ein anderes Gesicht bekommen! Doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende Nationaltheater zur Blüte gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Teutschland, wenn wir Teutsche einmal mit Ernst anfingen, teutsch zu denken, teutsch zu handeln, teutsch zu reden und gar teutsch — zu singen!!!

Nehmen Sie nur nicht übel, mein bester Herr geheimer Rat, wenn ich in meinem Eifer vielleicht zuweit gegangen bin. Gänzlich überzeugt, mit einem teutschen Manne zu reden, ließ ich meiner Zunge freien Lauf, welches dermalen leider so selten geschehen darf, daß man sich nach solch einer Herzensergießung kecklich einen Rausch trinken dörfte, ohne Gefahr zu laufen, seine Gesundheit zu verderben...

Wien, 1. September 1785.

Al mio caro amico Haydn.

Un padre, avendo risolto di mandare i suoi figli nel gran mondo, stimò doverli affidare alla protezzione e condotta d'un uomo molto celebre in allora, il quale per buona sorte era di più il suo megliore amico. Eccoli del pari, uom celebre ed amico mio carissimo, i sei miei figli. Essi sono, è vero, il frutto d'una lunga e laboriosa fatica, pur la speranza fatta mi da più amici di vederla almeno in parte compensita m'incoraggisce e mi lusinga, che questi parti siano per esser mi un giorno di qualche consolazione. Tu stesso, amico carissimo, nell'

ultimo tuo soggiorno in questa capitale mene dimostrasti la tua soddisfazione. Questo tuo suffragio mi anima sopra tutto, perchè io le ti raccommandi, e mi fa sperare, che non ti sembreranno del tutto indegni del tuo favore. Piacciati dunque accoglierli benignamente ed esser loro padre, guida ed amico. Da questo momento io ti cedo i miei diritti sopra di essi, ti supplico però di guardare con indulgenza i difetti, che l'occhio parziale di padre mi può aver celati, e di continuar, loro malgrado, la generosa tua amicizia a chi tanto l'apprezza, mentre sono di tutto cuore il suo sincerissimo amico.

[Prag, 15. Januar 1787.]

Liebster Freund!

Endlich finde ich einen Augenblick, an Sie schreiben zu können; ich nahm mir vor, gleich bei meiner Ankunft vier Briefe nach Wien zu schreiben, aber umsonst! Nur einen einzigen (an meine Schwiegermutter) konnte ich zusammenbringen und diesen nur zur Hälfte, meine Frau und Hofer mußten ihn vollenden. Gleich bei unserer Ankunft (Donnerstag den 11. um zwölf Uhr zu Mittag) hatten wir über Hals und Kopf zu tun, um bis ein Uhr zur Tafel fertig zu werden. Nach Tisch regalierte uns der alte Herr Graf Thun mit einer Musik, welche von seinen eigenen Leuten aufgeführt wurde und gegen anderthalb Stunden dauerte. Diese wahre Unterhaltung kann ich täglich genießen. Um sechs Uhr fuhr ich mit dem Grafen Canal auf den sogenannten Breitfeldischen Ball, wo sich der Kern der Prager Schönheiten zu versammeln pflegt. Das wäre so etwas für Sie gewesen, mein Freund! Ich meine, ich sehe Sie all den schönen Mädchens und Weibern nach — — laufen, glauben Sie? nein, nachhinken! Ich tanzte nicht und löffelte nicht. Das erstere, weil ich zu

müde war, und das letztere aus meiner angebornen Blöde. Ich sah aber mit ganzem Vergnügen zu, wie alle diese Leute auf die Musik meines Figaro, in lauter Contretänze und Teutsche verwandelt, so innig vergnügt herumsprangen; dann hier wird von nichts gesprochen als vom Figaro, nichts gespielt, geblasen, gesungen und gepfiffen als Figaro, keine Opera besucht als Figaro und ewig Figaro; gewiß große Ehre für mich! Nun wieder auf meine Tagordnung zu kommen. Da ich spät vom Ball nach Hause gekommen und ohnehin von der Reise müde und schläfrig war, so ist nichts natürlicher auf der Welt, als daß ich sehr lange werde geschlafen haben; und gerade so war es auch. Folglich war der ganze andere Morgen wieder sine linea. Nach Tisch darf die Hochgräfliche Musik nie vergessen werden, und da ich eben an diesem Tage ein ganz gutes Pianoforte in mein Zimmer bekommen habe, so können Sie sich leicht vorstellen, daß ich es den Abend nicht so unbenutzt und ungespielt werde gelassen haben; es gibt sich ja von selbst, daß wir ein kleines Quatuor in caritatis camera (und das schöne Bandel hammer a) unter uns werden gemacht haben, und auf diese Art der ganze Abend abermal sine linea wird vergangen sein; und gerade so war es. Nun zanken Sie sich meinetwegen mit Morpheus; dieser Laras ist uns beiden in Prag sehr günstig; was die Ursach davon sein mag, das weiß ich nicht; genug, wir verschliefen uns beide sehr artig. Doch waren wir imstande, schon um elf Uhr uns beim Pater Unger einzufinden und die kaiserlich-königliche Bibliothek und das allgemeine geistliche Seminarium in hohen niedern Augenschein zu nehmen. Nachdem wir uns die Augen fast aus dem Kopf geschauet hatten, glaubten wir in unserm Innersten eine kleine Magenaria zu hören; wir fanden also für gut, zum Graf Canal zur Tafel zu fahren. Der

Abend überraschte uns geschwinder, als Sie vielleicht glauben; genug, es war Zeit zur Opera. Wir hörten also Le gare generose. Was die Aufführung dieser Opera betrifft, so kann ich nichts Entscheidendes sagen, weil ich viel geschwätzt habe; warum ich aber wider meine Gewohnheit geschwätzt habe, darin möchte es wohl liegen — basta! Dieser Abend war wieder al solito verschleudert. Heute endlich war ich so glücklich, einen Augenblick zu finden, um mich um das Wohlsein Ihrer lieben Eltern und des ganzen Jacquinschen Hauses erkundigen zu können. Ich hoffe und wünsche von Herzen, daß Sie sich alle so wohl befinden mögen, als wir beide uns befinden. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß (obwohlen ich hier alle mögliche Höflichkeiten und Ehren genieße und Prag in der Tat ein sehr schöner und angenehmer Ort ist) ich mich doch recht sehr wieder nach Wien sehne, und glauben Sie mir, der Hauptgegenstand davon ist gewiß Ihr Haus. Wenn ich bedenke, daß ich nach meiner Zurückkunft nur eine kurze Zeit noch das Vergnügen genießen kann, in Ihrer werten Gesellschaft zu sein, und dann auf so lange und vielleicht auf immer dieses Vergnügen werde entbehren müssen, dann fühle ich erst ganz die Freundschaft und Achtung, welche ich gegen Ihr ganzes Haus hege.

Und nun leben Sie wohl, liebster Freund! Nun Adieu! Künftigen Freitag, den 19., wird meine Akademie im Theater sein; ich werde vermutlich eine zweite geben müssen, das wird meinen Aufenthalt hier leider verlängern. Ich bitte Ihren würdigen Eltern meinen Respekt zu melden und Ihren Herrn Bruder für mich tausendmal zu embrassieren. Ihrer Fräulein Schwester küsse ich tausendmal die Hände mit der Bitte, auf ihrem neuen Pianoforte recht fleißig zu sein; doch diese Ermahnung ist unnütz, dann ich muß bekennen, daß ich noch nie eine Schülerin gehabt, welche so fleißig

und so viel Eifer gezeigt hätte wie eben sie; und in der Tat, ich freue mich recht sehr wieder darauf, ihr nach meiner geringen Fähigkeit weiter Unterricht zu geben. Apropos, wenn sie morgen kommen will, ich bin um elf Uhr gewiß zu Hause.

Nun aber wäre es doch Zeit zu schließen? nicht wahr? Schon längst werden Sie sich das denken. Leben Sie wohl, mein Bester! Erhalten Sie mich in Ihrer werten Freundschaft! Schreiben Sie mir bald, aber bald, und sollten Sie vielleicht zu träge dazu sein, so lassen Sie den Salzmann kommen und diktieren Sie ihm den Brief an; doch es geht nie so vom Herzen, wenn man nicht selbst schreibt. Nun, ich will sehen, ob Sie so mein Freund sind, wie ich ganz der Ihrige bin und ewig sein werde. . .

Mittwoch werde ich hier den Figaro sehen und hören, wenn ich nicht bis dahin taub und blind werde. Vielleicht werde ich es erst nach der Opera.

Wien, 4. April 1787.

. . . Diesen Augenblick höre ich eine Nachricht, die mich sehr niederschlägt, um so mehr, als ich aus Ihrem Letzten vermuten konnte, daß Sie sich gottlob recht wohl befinden. Nun höre aber, daß Sie wirklich krank seien! Wie sehnlich ich einer tröstenden Nachricht von Ihnen selbst entgegensehe, brauche ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen, und ich hoffe es auch gewiß, obwohlen ich es mir zur Gewohnheit gemacht habe, mir immer in allen Dingen das Schlimmste vorzustellen. Da der Tod (genau zu nehmen) der wahre Endzweck unsers Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes. Und ich

danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit (Sie verstehen mich) zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den andern Tag nicht mehr sein werde, und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgang mürrisch oder traurig wäre, und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen. Ich habe Ihnen in dem Briefe (so die Storace eingepackt hat) schon über diesen Punkt (bei Gelegenheit des traurigen Todfalles meines liebsten, besten Freundes Grafen von Hatzfeld) meine Denkungsart erklärt; er war eben einunddreißig Jahr alt wie ich. Ich bedauere ihn nicht, aber wohl herzlich mich und alle die, welche ihn so genau kannten wie ich. Ich hoffe und wünsche, daß Sie sich, während ich dieses schreibe, besser befinden werden; sollten Sie aber wider alles Vermuten nicht besser sein, so bitte ich Sie bei ..... mir es nicht zu verhehlen, sondern mir die reine Wahrheit zu schreiben oder schreiben zu lassen, damit ich so geschwind, als es menschenmöglich ist, in Ihren Armen sein kann. Ich beschwöre Sie bei allem, was uns heilig ist. . .

[Wien, Ende Mai 1787.]

Liebste, beste Schwester!

Daß Du mir den traurigen und mir ganz unvermuteten Todesfall unseres liebsten Vaters nicht selbst berichtet hast, fiel mir gar nicht auf, da ich die Ursach leicht erraten konnte. Gott habe ihn bei sich! Sei versichert, meine Liebe, daß, wenn Du Dir einen guten, Dich liebenden und schützenden Bruder wünschest, Du ihn gewiß bei jeder Gelegenheit in mir finden wirst. Meine liebste, beste

Schwester! wenn Du noch unversorgt wärest, so brauchte es dieses alles nicht. Ich würde, was ich schon tausendmal gedacht und gesagt habe, Dir alles mit wahrem Vergnügen überlassen; da es Dir aber nun sozusagen unnütz ist, mir aber im Gegenteil es zu eignem Vorteil ist, so halte ich es für Pflicht, auf mein Weib und Kind zu denken. . .

Prag, 15. Oktober 1787.

Liebster Freund!

Sie werden vermutlich glauben, daß nun meine Opera schon vorbei ist, doch da irren Sie sich ein bißchen. Erstens ist das hiesige theatralische Personal nicht so geschickt wie das zu Wien, um eine solche Opera in so kurzer Zeit einzustudieren. Zweitens fand ich bei meiner Ankunft so wenig Vorkehrungen und Anstalten, daß es eine bloße Unmöglichkeit gewesen sein würde, sie am 14., als gestern, zu geben. Man gab also gestern bei ganz illuminiertem Theater meinen Figaro, den ich selbst dirigierte.

Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen einen Spaß erzählen. Einige von den hiesigen ersten Damen (besonders eine gar hocherlauchte) geruhten es sehr lächerlich, unschicklich und was weiß ich alles zu finden, daß man der Prinzessin den Figaro, den tollen Tag (wie sie sich auszudrücken beliebten) geben wollte; sie bedachten nicht, daß keine Opera in der Welt sich zu einer solchen Gelegenheit schicken kann, wenn sie nicht beflissentlich dazu geschrieben ist; daß es sehr gleichgültig seie, ob sie diese oder jene Opera geben, wenn es nur eine gute und der Prinzessin unbekannte Opera ist; und das letzte wenigstens war Figaro gewiß. Kurz, die Rädelführerin brachte es durch ihre Wohlredenheit so weit, daß dem Impressario von der Regierung aus dieses Stück auf jenen Tag untersagt wurde. Nun triumphierte sie! „Hò vinta!“ schrie sie eines Abends aus

der Loge; sie vermutete wohl gewiß nicht, daß sich das hò in ein sono verändern könnte! Des Tags darauf kam aber le noble, brachte den Befehl Seiner Majestät, daß, wenn die neue Opera nicht gegeben werden könne, Figaro gegeben werden müsse! Wenn Sie, mein Freund, die schöne, herrliche Nase dieser Dame nun gesehen hätten! O, es würde Ihnen so viel Vergnügen verursacht haben wie mir! Don Giovanni ist nun auf den 24. bestimmt...

Ist es möglich? was sehen meine Ohren, was hören meine Augen? ein Brief von — — — ich mag mir meine Augen fast wund wischen, er ist — hol mich der Teufel † Gott sei bei uns † doch von Ihnen, in der Tat! Wäre nicht der Winter vor der Türe, ich würde den Ofen einschlagen. Da ich ihn aber dermalen schon öfters brauche und in Zukunft noch mehr zu brauchen gedenke, so werden Sie mir erlauben, daß ich die Verwunderung in etwas mäßige und Ihnen nur in wenig Worten sage, daß es mich außerordentlich freut, Nachrichten von Ihnen und Ihrem so werten Hause zu erhalten...

Prag, 4. November 1787.

Liebster, bester Freund!

Ich hoffe, Sie werden mein Schreiben erhalten haben. Den 29. Oktober ging meine Opera Don Giovanni in scena und zwar mit dem lautesten Beifall. Gestern wurde sie zum vierten Mal (und zwar zu meinem Benefize) aufgeführt. Ich gedenke den 12. oder 13. von hier abzureisen, bei meiner Zurückkunft sollen Sie also die Aria gleich zu singen bekommen. NB. unter uns! Ich wollte meinen guten Freunden (besonders Bridi und Ihnen) wünschen, daß Sie nur einen einzigen Abend hier wären, um Anteil an meinem Vergnügen zu nehmen. Vielleicht wird sie doch in Wien aufgeführt? Ich wünsche es. Man wendet hier

alles mögliche an, um mich zu bereden, ein paar Monate noch hierzubleiben und noch eine Opera zu schreiben; ich kann aber diesen Antrag, so schmeichelhaft er ist, nicht annehmen.

Nun, liebster Freund, wie befinden Sie sich? Ich hoffe, daß Sie sich alle so wohl und gesund befinden mögen wie wir; am Vergnügtsein kann es Ihnen, liebster Freund, wohl nicht fehlen, da Sie alles besitzen, was Sie sich in Ihren Jahren und in Ihrer Lage nur wünschen können, besonders da Sie nun von Ihrer vorigen, etwas unruhigen Lebensart ganz zurückzukommen scheinen. Nicht wahr, Sie werden täglich mehr von der Wahrheit meiner kleinen Strafpredigten überzeugt? Ist das Vergnügen einer flatterhaften, launigten Liebe nicht himmelweit von der Seligkeit unterschieden, welche eine wahrhafte, vernünftige Liebe verschafft? Sie danken mir wohl gar öfters so in Ihrem Herzen für meine Belehrungen! Sie werden mich noch ganz stolz machen! Doch ohne allen Spaß, Sie sind mir doch im Grunde ein bißchen Dank schuldig, wenn Sie anderst der Fräulein N. würdig geworden sind; dann ich spielte doch bei Ihrer Besserung oder Bekehrung gewiß nicht die unbedeutendste Rolle.

Mein Urgroßvater pflegte seiner Frauen, meiner Urgroßmutter, diese ihrer Tochter, meiner Großmutter, diese wieder ihrer Tochter, meiner Mutter, diese abermal ihrer Tochter, meiner leiblichen Schwester, zu sagen, daß es eine sehr große Kunst sei, wohl und schön zu reden, aber vielleicht eine nicht minder große, zur rechten Zeit aufzuhören. Ich will also dem Rat meiner Schwester dank unserer Mutter, Großmutter und Urgroßmutter folgen und nicht nur meiner moralischen Ausschweifung, sondern meinem ganzen Brief ein Ende machen. . .

Wien, 27. Juni 1788.

Verehrungswürdigster Ordensbruder!
Liebster, bester Freund!

Ich habe immer geglaubt, dieser Tagen selbst in die Stadt zu kommen, um mich bei Ihnen wegen Ihrer mir bewiesenen Freundschaft mündlich bedanken zu können. Nun hätte ich aber nicht einmal das Herz vor Ihnen zu erscheinen, da ich gezwungen bin, Ihnen frei zu gestehen, daß ich Ihnen das mir Geliehene ohnmöglich so bald zurückzahlen kann, und Sie ersuchen muß, mit mir Geduld zu haben. Daß die Umstände dermalen so sind, und Sie mich nach meinem Wunsch nicht unterstützen können, macht mir viele Sorgen. Meine Lage ist so, daß ich unumgänglich benötiget bin, Geld aufzunehmen. Aber Gott, wem soll ich mich vertrauen? Niemandem als Ihnen, mein Bester! Wenn Sie mir nur wenigstens die Freundschaft tun wollen, mir durch einen andern Weg Geld zu verschaffen! Ich zahle ja gerne die Interessen, und derjenige, der mir lehnt, ist ja durch meinen Charakter und meine Besoldung, glaub ich, gesichert genug. Es tut mir leid genug, daß ich in diesem Falle bin, ebendeswegen wünschte ich aber eine etwas ansehnliche Summe auf einen etwas längeren Termin zu haben, um einem solchen Falle vorbeugen zu können. Wenn Sie, liebster Bruder, mir in dieser meiner Lage nicht helfen, so verliere ich meine Ehre und Kredit, welches das einzige ist, was ich zu erhalten wünsche. Ich baue aber ganz auf Ihre echte Freundschaft und Bruderliebe und erwarte zuversichtlich, daß Sie mir mit Rat und Tat an die Hand gehen werden. Wenn mein Wunsch in Erfüllung geht, so kann ich frei Odem schöpfen, weil ich dann imstande sein werde, mich in Ordnung zu bringen und mich darinnen zu erhalten. Kommen Sie doch zu mir und besuchen Sie mich, ich bin immer zu

Hause. Ich habe in den zehn Tägen, daß ich hier wohne, mehr gearbeitet als im andern Logis die zwei Monat, und kämen mir nicht so oft so schwarze Gedanken (die ich mir mit Gewalt ausschlagen muß), würde es mir noch besser vonstatten gehen, dann ich wohne angenehm, bequem und wohlfeil. Ich will Sie nicht länger mit meinem Gewäsch aufhalten, sondern schweigen und hoffen. . .

Prag, am Karfreitage, 10. April 1789.

Liebstes, bestes Weibchen!

Heute mittag um halb zwei Uhr sind wir glücklich hier angekommen; unterdessen hoffe ich, daß Du gewiß mein Briefchen aus Budwitz wirst erhalten haben. Nun folgt der Rapport von Prag. Wir kehrten ein beim Einhorn; nachdem ich balbiert, frisiert und angekleidet war, fuhr ich aus in der Absicht beim Canal zu speisen; da ich aber bei Duschek vorbei mußte, fruge ich erstens dort an; da erfuhr ich, daß die Madame gestern nach Dresden abgereist seie!!! Dort werde ich sie also treffen. Er speiste bei Leliborn, wo ich auch öfters speiste; ich fuhr also gerade dahin. Ich ließ Duschek (als ob jemand etwas mit ihm zu sprechen hätte) herausrufen; nun kannst Du Dir die Freude denken. Ich speiste also bei Leliborn. Nach Tisch fuhr ich zum Canal und Pachta, traf aber niemand zu Hause an; ich ging also zu Guardassoni, welcher es auf künftigen Herbst fast richtig machte, mir für die Opera zweihundert Dukaten und fünfzig Dukaten Reisegeld zu geben. Dann ging ich nach Haus, um dem lieben Weibchen dies alles zu schreiben. Noch was: Ramm ist erst vor acht Tägen von hier wieder nach Hause; er kam von Berlin und sagte, daß ihn der König sehr oft und zudringlich gefragt hätte, ob ich gewiß käme, und da ich halt noch nicht kam, sagte er wieder: „Ich fürchte, er kömmt nicht." Ramm wurde völlig bange,

er suchte ihn das Gegenteil zu versichern. Nach diesem zu schließen, sollten meine Sachen nicht schlecht gehen. Nun führe ich den Fürsten zu Duschek, welcher uns erwartet, und um neun Uhr abends gehen wir nach Dresden ab, wo wir morgen abends eintreffen werden. Liebstes Weibchen, ich sehne mich so sehr nach Nachrichten von Dir. Vielleicht treffe ich in Dresden von Dir einen Brief an. O Gott, mache meinen Wunsch wahr! Nach Erhaltung dieses Briefes mußt Du mir nach Leipzig schreiben, poste restante versteht sich. Adieu, Liebe, ich muß schließen, sonst geht die Post ab. Küsse tausendmal unsern Karl, und ich bin Dich von ganzem Herzen küssend Dein ewig getreuer Mozart.

P. S. An Herrn und Frau von Puchberg alles Erdenkliche! Ich muß es schon auf Berlin sparen, ihnen zu schreiben, um ihm auch schriftlich unterdessen zu danken. Adieu, aimez moi et gardez votre santé si chère et précieuse à Votre époux.

Dresden, 13. April 1789.
Um sieben Uhr früh.

Liebstes, bestes Weibchen!

Wir glaubten Samstags nach Tisch in Dresden zu sein, kamen aber erst gestern, Sonntags, um sechs Uhr abends an; so schlecht sind die Wege. Ich ging gestern noch zu Neumanns, wo Madame Duschek wohnt, um ihr den Brief von ihrem Manne zu übergeben. Es ist im dritten Stock auf dem Gange, und man sieht vom Zimmer jeden, der kömmt; als ich an die Türe kam, war schon Herr Neumann da und fragte mich, mit wem er die Ehre hätte zu sprechen. Ich antwortete: „Gleich werde ich sagen, wer ich bin; nur haben Sie die Güte, Madame Duschek herausrufen zu lassen, damit mein Spaß nicht verdorben wird." In diesem Augenblicke stund aber schon Madame Duschek vor meiner,

dann sie erkannte mich vom Fenster aus und sagte gleich: „Da kömmt jemand, der aussieht wie Mozart.“ Nun war alles voller Freude. Die Gesellschaft war groß und bestund meistens aus lauter häßlichen Frauenzimmern, aber sie ersetzten den Mangel der Schönheit durch Artigkeit. Heut geht der Fürst und ich zum Frühstück hin, dann zu Naumann, dann in die Kapelle. Wir werden morgen oder übermorgen von hier nach Leipzig gehen. Nach Empfang dieses Briefes mußt Du schon nach Berlin poste restante schreiben. Ich hoffe, Du wirst mein Schreiben von Prag richtig erhalten haben. Neumanns lassen sich alle Dir samt Duscheks empfehlen, wie auch dem Herrn und Frau Schwägerin Langens.

Liebstes Weibchen, hätte ich doch auch schon einen Brief von Dir! Wenn ich Dir alles erzählen wollte, was ich mit Deinem lieben Porträt anfange, würdest Du wohl recht lachen. Zum Beispiel, wenn ich es aus seinem Arrest herausnehme, so sage ich: „Grüß Dich Gott, Stanzerl! grüß Dich Gott, Spitzbub! Knallerballer! Spitzignas! Bagatellerl! schluck und druck!“ Und wenn ich es wieder hineintue, so lasse ich es so nach und nach hinunterrutschen und sage immer: „Nu — Nu — Nu — Nu!“, aber mit dem gewissen Nachdruck, den dieses so vielbedeutende Wort erfordert, und bei dem letzten Schneller: „Gute Nacht, Mauserl, schlaf gesund!“ Nun glaube ich so ziemlich was Dummes (für die Welt wenigstens) hingeschrieben zu haben, für uns aber, die wir uns so innig lieben, ist es gewiß nicht dumm. Heute ist der sechste Tag, daß ich von Dir weg bin, und bei Gott, mir scheint es schon ein Jahr zu sein. Du wirst wohl oft Mühe haben, meinen Brief zu lesen, weil ich in Eil und folglich etwas schlecht schreibe. Adieu, liebe Einzige! Der Wagen ist da, da heißt es nicht: bravo und der Wagen ist auch schon da, sondern male! Lebe wohl und liebe mich ewig so wie ich Dich; ich küsse Dich

millionenmal auf das zärtlichste und bin ewig Dein Dich zärtlich liebender Gatte.

P. S. Wie führt sich unser Karl auf? Ich hoffe gut. Küsse ihn statt meiner. An Herrn und Frau von Puchberg alles Schöne. NB. Du mußt in Deinen Briefen nicht das Maß nach den meinigen nehmen; bei mir fallen sie nur deswegen etwas kurz aus, weil ich pressiert bin, sonst würde ich einen ganzen Bogen überschreiben; Du hast aber mehr Muße. Adieu.

Dresden, 16. April 1789.
Nachts um halb zwölf Uhr.

Liebstes, bestes Weibchen!

Wie? noch in Dresden? Ja, meine Liebe; ich will Dir alles haarklein erzählen. Montags den 13., nachdem wir bei Neumanns Frühstück genommen hatten, gingen wir alle nach Hof in die Kapelle; die Messe war vom Naumann (welcher sie selbst dirigierte), sehr mittelmäßig. Wir waren in einem oratoire der Musik gegenüber; auf einmal stupfte mich Neumann und führte mich dem Herrn von König, welcher Directeur des plaisirs (der traurigen kurfürstlichen plaisirs) ist. Er war außerordentlich artig, und auf die Frage, ob ich mich nicht wollte bei S. Durchlaucht hören lassen, antwortete ich, daß es mir zwar eine Gnade seie, ich mich aber, da ich nicht von mir allein abhänge, nicht aufhalten kann. So blieb es. Mein fürstlicher Reisegefährte lud die Neumannschen samt Duschek zu Mittage; unter dem Essen kam die Nachricht, daß ich den folgenden Tag, als Dienstag den 14., abends um halb sechs Uhr bei Hofe spielen sollte. Das ist ganz was Außerordentliches für hier; dann hier kommt man sonst sehr schwer zu Gehör, und Du weißt, daß ich gar keinen Gedanken auf hier hatte. Wir hatten bei uns à l'hôtel de Pologne ein Quartett arran-

giert. Wir machten es in der Kapelle mit Antoine Teyber (welcher, wie Du weißt, hier Organist ist) und mit Herrn Kraft (Violincellist vom Fürst Esterhazy), welcher mit seinem Sohne hier ist, aus; ich gab bei dieser kleinen Musik das Trio, welches ich Herrn von Puchberg schrieb; es wurde so ganz hörbar exekutiert. Duschek sang eine Menge von Figaro und Don Juan. Des andern Tages spielte ich bei Hofe das neue Konzert in D; folgenden Tags, Mittwochs den 15. vormittag, erhielt ich eine recht schöne Dose; wir speisten dann beim russischen Gesandten, allwo ich viel spielte. Nach Tisch wurde ausgemacht, auf eine Orgel zu gehen; um vier Uhr fuhren wir hin; Naumann war auch da. Nun mußt Du wissen, daß hier ein gewisser Häßler (Organist von Erfurt) ist; dieser war auch da; er ist ein Schüler von einem Schüler vom Bach; seine Force ist die Orgel und das Klavier (Klavichord). Nun glauben die Leute hier, weil ich von Wien komme, daß ich diesen Geschmack und diese Art zu spielen gar nicht kenne. Ich setzte mich also zur Orgel und spielte. Der Fürst Lichnowsky (weil er Häßler gut kennt) beredet ihn mit vieler Mühe auch zu spielen. Die Force von diesem Häßler besteht auf der Orgel in Füßen, welches, weil hier die Pedale stufenweise gehen, eben keine so große Kunst ist; übrigens hat er nur Harmonie und Modulationen vom alten Sebastian Bach auswendig gelernt und ist nicht imstande, eine Fuge ordentlich auszuführen, und hat kein solides Spiel, ist folglich noch lange kein Albrechtsberger. Nach diesem wurde beschlossen, noch einmal zum russischen Gesandten zu gehen, damit mich Häßler auf dem Fortepiano hört. Häßler spielte auch. Auf dem Fortepiano finde ich nun die Auernhammer ebenso stark; Du kannst Dir nun vorstellen, daß seine Schale ziemlich sank... Nach der Opera gingen wir nach Hause. Nun kömmt der glücklichste Augenblick für mich; ich

fand einen so lange mit heißer Sehnsucht gewunschenen Brief von Dir, Liebste, Beste! Duschek und Neumanns waren wie gewöhnlich da; ich ging gleich im Triumphe in mein Zimmer, küßte den Brief unzählige Male, ehe ich ihn erbrach, dann verschlang ich ihn mehr, als ich ihn las. Ich blieb lange in meinem Zimmer, dann ich konnte ihn nicht oft genug lesen, nicht oft genug küssen; als ich wieder zur Gesellschaft kam, fragten mich Neumanns, ob ich einen Brief erhalten hätte, und auf meine Bejahung gratulierten sie mir alle herzlich dazu, weil ich täglich darüber klagte, daß ich noch keine Nachricht hätte. Die Neumannschen sind herrliche Leute. Nun über Deinen lieben Brief, dann die Fortsetzung meines hiesigen Aufenthaltes bis zur Abreise wird nächstens folgen.

Liebes Weibchen, ich habe eine Menge Bitten an Dich.

1. bitte ich Dich, daß Du nicht traurig bist;

2. daß Du auf Deine Gesundheit achtest und der Frühlingsluft nicht traust;

3. daß Du nicht allein zu Fuße, am liebsten aber gar nicht zu Fuße ausgehest;

4. daß Du meiner Liebe ganz versichert sein sollst; keinen Brief habe ich Dir noch geschrieben, wo ich nicht Dein liebes Porträt vor meiner gestellt hätte;

5. bitte ich Dich, nicht allein auf Deine und meine Ehre in Deinem Betragen Rücksicht zu nehmen, sondern auch auf den Schein. Sei nicht böse auf diese Bitte. Du mußt mich ebendeshalb noch mehr lieben, weil ich auf Ehre halte;

6. et ultimo bitte ich Dich, in Deinen Briefen ausführlicher zu sein. Ich möchte gern wissen, ob Schwager Hofer den Tag nach meiner Abreise gekommen ist, ob er öfters kömmt, so wie er mir versprochen hat, ob die Langischen bisweilen kommen, ob an dem Porträt fortgearbeitet wird,

wie Deine Lebensart ist; lauter Dinge, die mich natürlicherweise sehr interessieren.

Nun lebe wohl, Liebste, Beste! Denke, daß ich alle Nacht, ehe ich ins Bett gehe, eine gute halbe Stunde mit Deinem Porträt spreche, und so auch beim Erwachen. Übermorgen, den 18., gehn wir ab; Du schreibst nun immer nach Berlin poste restante.

O Stru! Stri! ich küsse und drücke Dich 1095060437082 mal (hier kannst Du Dich im Aussprechen üben) und bin ewig Dein treuester Gatte und Freund. . .

Berlin, 23. Mai 1789.

Liebstes, bestes, teuerstes Weibchen!

. . . Gott Lob, wir haben diese Fatalitäten nun bald überstanden; an Deinem Halse hangend werde ich es Dir dann erst recht erzählen, wie es mir damals war! Doch Du kennst meine Liebe zu Dir! Wo glaubst Du, daß ich dieses schreibe? im Gasthof auf meinem Zimmer? Nein! im Tiergarten in einem Wirtshause (in einem Gartenhause mit schöner Aussicht), allwo ich heute ganz alleine speiste, um mich nur ganz allein mit Dir beschäftigen zu können. Die Königin will mich Dienstag hören; da ist aber nicht viel zu machen. Ich ließ mich nur melden, weil es hier gebräuchlich ist und sie es sonst übelnehmen würde. Mein liebstes Weibchen, Du mußt Dich bei meiner Rückkunft schon mehr auf mich freuen als auf das Geld. Hundert Friedrichsdor sind nicht neunhundert Fl., sondern siebenhundert Fl.; wenigstens hat man mir es hier so gesagt; 2. hat Lichnowsky mich, weil er eilen mußte, früh verlassen und ich folglich (in dem teuren Orte Potsdam) selbst zehren müssen; 3. habe ich hundert Fl. lehnen müssen, weil sein Beutel abnahm; ich konnte es nicht gerade abschlagen, Du weißt warum; 4. ist die Akademie in Leipzig, so wie

ich es immer sagte, schlecht ausgefallen, habe also mit Rückwege zweiunddreißig Meilen fast umsonst gemacht. Daran ist Lichnowsky ganz allein schuld, dann er ließ mir keine Ruhe, ich mußte wieder nach Leipzig; doch davon das mehrere mündlich. Hier ist 1. mit einer Akademie nicht viel zu machen, und 2. siehts der König nicht gerne. Du mußt schon mit mir mit diesem zufrieden sein, daß ich so glücklich bin, beim Könige in Gnaden zu stehen; was ich Dir da geschrieben, bleibt unter uns. Donnerstag den 28. gehe ich nach Dresden ab, allwo ich übernachten werde; den 1. Juni werde ich in Prag schlafen, und den 4., den 4. bei meinem liebsten Weiberl. . .

Wien, 17. Juli 1789.

Sie sind gewiß böse auf mich, weil Sie mir gar keine Antwort geben! Wenn ich Ihre Freundschaftsbezeugungen und mein dermaliges Begehren zusammenhalte, so finde ich, daß Sie vollkommen recht haben. Wenn ich aber meine Unglücksfälle (und zwar ohne mein Verschulden) und wieder Ihre freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zusammenhalte, so finde ich doch auch, daß ich Entschuldigung verdiene. Da ich Ihnen, mein Bester, alles, was ich nur auf dem Herzen hatte, in meinem letzten Briefe mit aller Aufrichtigkeit hinschrieb, so würden mir für heute nichts als Wiederholungen übrigbleiben; nur muß ich noch hinzusetzen, 1. daß ich keiner so ansehnlichen Summe benötiget sein würde, wenn mir nicht entsetzliche Kösten wegen der Kur meiner Frau bevorstünden, besonders wenn sie nach Baden muß. 2. Da ich in kurzer Zeit versichert bin, in bessere Umstände zu kommen, so ist mir die zurückzuzahlende Summe sehr gleichgültig, für die gegenwärtige Zeit aber lieber und sicherer, wenn sie groß ist. 3. Muß ich Sie beschwören, daß, wenn es Ihnen ganz ohnmöglich wäre,

mir diesesmal mit dieser Summe zu helfen, Sie die Freundschaft und Bruderliebe für mich haben möchten, mich nur in diesem Augenblicke, mit was Sie nur immer entbehren können, zu unterstützen, dann ich stehe wirklich darauf an. Zweifeln können Sie an meiner Rechtschaffenheit gewiß nicht, dazu kennen Sie mich zu gut; Mißtrauen in meine Worte, Aufführung und Lebenswandel können Sie doch auch nicht setzen, weil Sie meine Lebensart und mein Betragen kennen; folglich verzeihen Sie mein Vertrauen zu Ihnen. Ich bin ganz überzeugt, daß nur Ohnmöglichkeit Sie hindern könnte, Ihrem Freund behilflich zu sein; können und wollen Sie mich ganz trösten, so werde ich Ihnen als meinem Erretter noch jenseits des Grabes danken; dann Sie verhelfen mir dadurch zu meinem fernern Glück in der Folge. Wo nicht, in Gottesnamen, so bitte und beschwöre ich Sie um eine augenblickliche Unterstützung nach Ihrem Belieben, aber auch um Rat und Trost. . .

[Wien, Mai 1790.]

Ich bin so kühn, Ew. Königliche Hoheit in aller Ehrfurcht zu bitten, bei S. Majestät dem Könige die gnädigste Fürsprache in betreff meiner untertänigsten Bitte an Allerhöchstdieselben zu führen. Eifer nach Ruhm, Liebe zur Tätigkeit und Überzeugung meiner Kenntnisse heißen mich es wagen (alles spornt mich an), um eine zweite Kapellmeisterstelle zu bitten, besonders da der sehr geschickte Kapellmeister Salieri sich nie dem Kirchenstil gewidmet hat, ich aber von Jugend auf mir diesen Stil ganz eigen gemacht habe. Der wenige Ruhm, den mir die Welt meines Spiels wegen auf dem Pianoforte gegeben, ermuntert mich auch um die Gnade zu bitten, mir die Königliche Familie zum musikalischen Unterricht allergnädigst anzuvertrauen.

Ganz überzeugt, daß ich mich an den würdigsten und

für mich besonders gnädigen Mittler (Gönner) gewendet habe, lebe ich in der besten Zuversicht und werde mich sicher bestreben (hoffe ich auch alles, und bin ich bereit durch Tätigkeit, Eifer, Treue und Rechtschaffenheit stets darzutun). . .

Frankfurt a. M., 28. September 1790.

Liebstes, bestes Herzensweibchen!

Diesen Augenblick kommen wir an, das ist um ein Uhr mittag, wir haben also nur sechs Täge gebraucht. Wir hätten die Reise noch geschwinder machen können, wenn wir nicht dreimal nachts ein bißchen ausgeruht hätten. Wir sind unterdessen in der Vorstadt Sachsenhausen in einem Gasthof abgestiegen, zu Tod froh, daß wir ein Zimmer erwischt haben. Nun wissen wir noch unsere Bestimmung nicht, ob wir beisammenbleiben oder getrennt werden. Bekomme ich kein Zimmer irgendwo umsonst, und finde ich die Gasthöfe nicht zu teuer, so bleibe ich gewiß. Ich hoffe, Du wirst mein Schreiben aus Efferding richtig erhalten haben; ich konnte Dir unterwegs nicht mehr schreiben, weil wir uns nur selten und nur so lange aufhielten, um nur der Ruhe zu pflegen. Die Reise war sehr angenehm; wir hatten bis auf einen einzigen Tag schönes Wetter, und dieser einzige Tag verursachte uns keine Unbequemlichkeit, weil mein Wagen (ich möcht ihm ein Busserl geben) herrlich ist. In Regensburg speisten wir prächtig zu Mittag, hatten eine göttliche Tafelmusik, eine englische Bewirtung und einen herrlichen Moslerwein. Zu Nürnberg haben wir gefrühstückt, eine häßliche Stadt! Zu Würzburg haben wir unsern teuern Magen mit Koffee gestärkt, eine schöne, prächtige Stadt! Die Zehrung war überall sehr leidentlich, nur zwei und einhalb Post von hier in Aschaffenburg beliebte uns der Herr Wirt erbärmlich zu schmieren. Ich

warte mit Sehnsucht auf Nachricht von Dir, von Deiner Gesundheit, von unsern Umständen usw. Nun bin ich fest entschlossen, meine Sachen hier so gut als möglich zu machen, und freue mich dann herzlich wieder zu Dir. Welch herrliches Leben wollen wir führen! Ich will arbeiten, so arbeiten, um damit ich durch unvermutete Zufälle nicht wieder in so eine fatale Lage komme. Mir wäre lieb, wenn Du über alles dieses durch den Stadler den ... zu Dir kommen ließest. Sein letzter Antrag war, daß jemand das Geld auf dem Hoffmeister seinen Giro allein hergeben will, tausend Fl. bar und das übrige an Tuch; somit könnte alles und noch mit Überschuß bezahlt werden, und ich dürfte bei meiner Rückkunft nichts als arbeiten. Durch eine carta bianca von mir könnte durch einen Freund die ganze Sache abgetan sein. Adieu, ich küsse Dich tausendmal.

Ewig Dein Mozart.

Frankfurt a. M., 30. September 1790.

Herzallerliebstes Weibchen!

Wenn ich nur schon einen Brief von Dir hätte, dann wäre alles recht. Ich hoffe, Du wirst mein Schreiben aus Efferding und das aus Frankfurt erhalten haben. Ich habe Dir in meinem letzten geschrieben, Du sollst mit dem .... sprechen; mir wäre sicherheitshalber recht lieb, wenn ich auf des Hoffmeisters seinen Giro zweitausend Fl. bekommen könnte; Du mußt aber eine andere Ursach vorwenden, nämlich daß ich eine Spekulation im Kopf hätte, die Dir unbewußt wäre. Meine Liebe, ich werde zweifelsohne gewiß etwas hier machen; so groß aber, wie Du und verschiedene Freunde es sich vorstellen, wird es sicherlich nicht sein. Bekannt und angesehen bin ich hier genug, das ist gewiß. Nun, wir wollen sehen. Ich liebe aber in jedem Falle das Sichere zu spielen, darum möchte ich gerne das

Geschäft mit Hoffmeister machen, weil ich dadurch Geld bekomme und keines zahlen darf, sondern bloß arbeiten, und das will ich ja meinem Weibchen zuliebe gern. Wo glaubst Du, daß ich wohne? bei Böhm im nämlichen Hause, Hofer auch. Wir zahlen dreißig Fl. das Monat, und das ist noch außerordentlich wenig; wir gehen auch zu ihnen in die Kost. Wen glaubst Du, daß ich hier angetroffen? Das Mädchen, welche mit uns so oft im Auge Gottes Verstecken gespielt hat: Buchner, glaub ich, hieß sie; sie heißt nun Madame Porsch und ist zum zweitenmal verheuratet. Sie hat mir aufgetragen, alles Schöne von ihr an Dich zu schreiben.

Da ich nicht weiß, ob Du in Wien oder in Baden bist, so adressiere ich diesen Brief wieder an die Hofer. Ich freue mich wie ein Kind wieder zu Dir zurück; wenn die Leute in mein Herz sehen könnten, so müßte ich mich fast schämen; es ist alles kalt für mich, eiskalt. Ja, wenn Du bei mir wärest, da würde ich vielleicht an dem artigen Betragen der Leute gegen mich mehr Vergnügen finden; so ist es aber so leer. Adieu, Liebe! ich bin ewig Dein Dich von ganzer Seele liebender Mozart.

P. S. Als ich die vorige Seite schrieb, fiel mir auch manche Träne aufs Papier; nun aber lustig! fange auf! es fliegen erstaunlich viele Busserl herum. Was Teufel! Ich sehe auch eine Menge. Ha! ha! Ich habe drei erwischt, die sind kostbar! ...

[München, 2. November 1790.]

Liebstes, bestes Herzensweibchen!

Was mir das weh tut, daß ich bis Linz warten muß, um von Dir Nachricht zu haben, das kannst Du nicht glauben. Geduld! wenn man nicht weiß, wie lange man sich an einem Orte aufhalten wird, so kann man auch

keine bessere Anstalten treffen. Ich habe (ohngeacht ich gerne lange bei meinen alten Mannheimer Freunden bleiben möchte) nur einen Tag hierbleiben wollen; nun muß ich aber bis den 5. oder 6. bleiben, weil mich der Kurfürst wegen des Königs von Neapel zur Akademie gebeten hat. Das ist wirklich eine Distinktion. Eine schöne Ehre für den Wiener Hof, daß mich der König in fremden Landen hören muß! Daß ich mich mit den Cannabichschen, la bonne Ramm, Marchand und Borchard gut unterhalten und recht viel von Dir, meine Liebe, gesprochen wird, kannst Du Dir wohl einbilden. Ich freue mich auf Dich, dann ich habe viel mit Dir zu sprechen. Ich habe im Sinne, zu Ende künftigen Sommers diese Tour mit Dir, meine Liebe, zu machen, damit Du ein anderes Bad versuchest; dabei wird Dir auch die Unterhaltung, Motion und Luftveränderung guttun, so wie es mir herrlich anschlägt; da freue ich mich recht darauf, und alles freuet sich.

Verzeihe, wenn ich Dir nicht so viel schreibe, als ich gern möchte; Du kannst Dir aber nicht vorstellen, wie das Gereiß um mich ist. Nun muß ich zu Cannabich, dann es wird mein Konzert probiert. Adieu, liebes Weibchen! Auf diesen Brief kann ich nach meiner Rechnung keine Antwort hoffen. Leb wohl, meine Liebe! ich küsse Dich millionenmal und bin ewig Dein Dich bis in den Tod liebender

Mozart.

Wien, 25. Juni 1791.

Ma très chere épouse!

Diesen Augenblick erhalte Dein Schreiben, welches mir außerordentliches Vergnügen gemacht hat. Nun sehne ich mich schon wieder nach einem zweiten, um zu vernehmen, wie Dir das Bad angeschlagen hat; ich bedauere auch, daß ich gestern nicht bei Eurer schönen Musik war, aber

nicht der Musik wegen, sondern weil ich dann so glücklich gewesen sein würde, bei Dir zu sein. Heute machte ich dem . . . eine Überraschung: ich ging zuerst zu den Rehbergschen, und da schickte die Frau eine Tochter hinauf, ihm zu melden, daß ein alter guter Bekannter aus Rom da seie, er wäre schon alle Häuser abgelaufen und hätte ihn nicht finden können! Er schickte zurück, ich möchte nur ein wenig warten, unterdessen legte sich der arme Narr an wie an einem Sonntag, das schönste Kleid, und prächtig frisiert! Du kannst Dir vorstellen, wie wir ihn dann auslachten. Ich muß halt immer einen Narren haben: ist es . . . nicht, so ist es . . . Wo ich geschlafen habe? zu Hause, versteht sich. Ich habe recht gut geschlafen, nur haben mir die Mäuse rechtschaffen Gesellschaft geleistet, ich habe ordentlich mit ihnen diskuriert. Vor fünf Uhr war ich schon auf. Apropos, ich rate Dir nicht, morgen in das Amt zu gehen, die Bauernkerls sind mir zu grob; freilich hast Du einen groben Kompagnon, aber die Bauern haben keinen Respekt für ihn, perdent respectum, weil sie ihms gleich ansehn, daß er ein Schaberl ist.

Dem Süßmayr werde mündlich antworten, mir ist leid ums Papier.

Dem Krügel oder Klügel laß sagen, daß Du Dir ein bessers Essen ausbittest: kannst Du im Vorbeigehen vielleicht selbst mit ihm reden, ist es noch besser. Er ist sonst ein artiger Mensch und hat Hochachtung für mich. Morgen werde ich mit einer Kerze in der Hand in der Josephstadt mit der Prozession gehen!

Vergiß meine Ermahnungen wegen Morgen- und Abendluft, wegen zu langem Baden usw. nicht. . .

P. S. Es würde doch gut sein, wenn Du dem Karl ein bißchen Rhabarber gäbest.

Warum hast mir denn den großen Brief nicht geschickt?

Hier ist ein Brief an ihn: bitte mir eine Antwort aus. Fang auf, fang auf — bs — bs — bs — bs — lauter Busserln fliegen in der Luft für Dich; bs — da trottelt noch eins nach. Den Augenblick erhalte Dein Zweites. Traue dem Bad nicht! schlafe auch mehr, nicht so unordentlich! sonst ist mir bange, ein bißchen bange ist mir schon. Adieu.

Wien, 8. Juli 1791.

Liebstes, bestes Weibchen!

Deinen Brief vom 7. samt Quittung über die richtige Bezahlung habe richtig erhalten; nur hätte ich zu Deinem Besten gewunschen, daß Du einen Zeugen mit hättest unterschreiben lassen, dann wenn . . . nicht ehrlich sein will, so kann er Dir heute oder morgen noch in betreff der Echtheit und des Gewichtes einige Ungelegenheit machen. Da bloß Ohrfeige steht, so kann er Dir unvermutet eine gerichtliche Forderung über eine derbe oder tüchtige oder gar aggio Ohrfeige überschicken, was willst Du dann machen? Da soll dann augenblicklich bezahlt werden, wenn man oft nicht kann! Mein Rat wäre, Dich mit Deinem Gegner gütlich zu vergleichen und ihm lieber ein paar derbe, drei tüchtige und eine aggio Ohrfeige zu geben, auch mehrere noch, so im Falle er nicht zufrieden sein sollte; dann ich sage, mit Gutem läßt sich alles richten. Ein großmütiges und sanftmütiges Betragen hat schon öfters die ärgsten Feinde versöhnt, und solltest Du dermalen nicht in der Lage sein, die Bezahlung ganz zu übernehmen, so hast Du ja Bekanntschaft; ich zweifle gar nicht, daß, wenn Du darum ersuchest, die A. die bare Auszahlung, wenn nicht ganz, doch wenigstens zum Teil übernehmen wird.

Liebstes Weibchen, ich hoffe, Du wirst mein gestriges Schreiben richtig erhalten haben; nun kömmt die Zeit, die glückliche Zeit unseres Wiedersehens immer näher. Habe

Geduld; nur muntre Dich soviel möglich auf. Du hast mich durch Dein gestriges Schreiben ganz niedergeschlagen, so daß ich fast wieder den Entschluß faßte, unverrichteter Sache hinauszufahren; und was hätten wir dann davon? daß ich gleich wieder herein müßte, oder daß ich, anstatt vergnügt, in Ängsten leben müßte! In ein paar Tägen muß nun die Geschichte ein Ende nehmen. B. hat es mir zu ernstlich und feierlich versprochen; dann bin ich gleich bei Dir. Wenn Du aber willst, so schicke ich Dir das benötigte Geld, Du zahlst alles und kömmst herein. Mir ist es gewiß recht; nur finde ich, daß Baden in dieser schönen Zeit noch sehr angenehm für Dich sein kann und nützlich für Deine Gesundheit, die prächtigen Spaziergänge betreffend. Dieses mußt Du am besten fühlen; findest Du, daß Dir die Luft und Kommotion gut anschlägt, so bleibe noch; ich komme dann, Dich abzuholen oder Dir zu Gefallen noch etliche Täge zu bleiben; oder, wie gesagt, wenn Du willst, so kömmst Du morgen herein; schreibe es mir aufrichtig. . .

[Wien, 8. Oktober 1791.]

Samstags nachts um halb elf Uhr.

Liebstes, bestes Weibchen!

Mit größtem Vergnügen und Freudegefühle fand ich bei Zurückkunft aus der Opera Deinen Brief. Die Opera ist, obwohl Samstags allzeit wegen Posttag ein schlechter Tag ist, mit ganz vollem Theater mit dem gewöhnlichen Beifall und Repetitionen aufgeführt worden. Morgen wird sie noch gegeben, aber Montag wird ausgesetzt; folglich muß Süßmayr den Stoll Dienstag hereinbringen, wo sie wieder zum erstenmal gegeben wird; ich sage zum erstenmal, weil sie vermutlich wieder etlichemal nacheinander gegeben wird. Itzt habe ich eben ein kostbares Stück Hasen

zu Leib genommen, welches mir der Primus (welcher mein getreuer Kammerdiener ist) gebracht hat, und da mein Appetit heute etwas stark ist, so schickte ich ihn wieder fort, mir noch etwas, wenn es möglich ist, zu bringen. In dieser Zwischenzeit fahre ich also fort Dir zu schreiben. Heute früh habe ich so fleißig geschrieben, daß ich mich bis halb zwei Uhr verspätet habe, lief also in größter Eil zum Hofer (nur um nicht allein zu essen), wo ich die Mama auch antraf. Gleich nach Tisch ging ich wieder nach Hause und schrieb bis zur Operzeit. Leitgeb bat mich, ihn wieder hineinzuführen, und das tat ich auch. Morgen führe ich die Mama hinein; das Büchel hat ihr schon vorher Hofer zu lesen gegeben. Bei der Mama wirds wohl heißen, die schaut die Opera, aber nicht, die hört die Opera.

... hatten heute eine Loge, sie zeigte über alles recht sehr ihren Beifall, aber er, der Allerfeind, zeigte so sehr den Bayern, daß ich nicht bleiben konnte, oder ich hätte ihn einen Esel heißen müssen. Unglückseligerweise war ich eben drinnen, als der zweite Akt anfing, folglich bei der feierlichen Szene. Er belachte alles. Anfangs hatte ich Geduld, ihn auf einige Stellen aufmerksam machen zu wollen, allein er belachte alles; da wards mir nun zuviel, ich heiß ihn Papageno und gehe fort; ich glaube aber nicht, daß es der Dalk verstanden hat. Ich ging also in eine andere Loge, worin sich Flamm mit seiner Frau befand; da hatte ich alles Vergnügen, und da blieb ich bis zu Ende. Nun ging ich auf das Theater bei der Aria des Papageno mit dem Glockenspiel, weil ich heute so einen Trieb fühlte, es selbst zu spielen. Da machte ich nun den Spaß, wo Schikaneder einmal eine Haltung hat, so machte ich ein Arpeggio; der erschrak, schaute in die Szene und sah mich; als es das zweitemal kam, machte ich es nicht; nun hielt er und wollte gar nicht mehr weiter, ich erriet seine Ge-

danken und machte wieder einen Akkord, dann schlug er auf das Glockenspiel und sagte „Halts Maul"; alles lachte dann. Ich glaube, daß viele durch diesen Spaß das erstemal erfuhren, daß er das Instrument nicht selbst schlägt. Übrigens kannst Du nicht glauben, wie charmant man die Musik ausnimmt in einer Loge, die nahe am Orchester ist, viel besser als auf der Galerie. Sobald Du zurückkömmst, mußt Du es versuchen...

Die Stunde schlägt. Lebe wohl! Wir sehen uns wieder!

Wien, 14. Oktober 1791.

Liebstes, bestes Weibchen!

Gestern, Donnerstag den 13., ist Hofer mit mir hinaus zum Karl. Wir speisten draus, dann fuhren wir herein. Um sechs Uhr holte ich Salieri und die Cavalieri mit dem Wagen ab und führte sie in die Loge; dann ging ich geschwind, die Mama und den Karl abzuholen, welche unterdessen bei Hofer gelassen habe. Du kannst nicht glauben, wie artig beide waren, wie sehr ihnen nicht nur meine Musik, sondern das Buch und alles zusammen gefiel. Sie sagten beide, das seie ein Operone, würdig bei der größten Festivität vor dem größten Monarchen aufzuführen, und sie würden sie gewiß sehr oft sehen, dann sie haben noch kein schöneres und angenehmeres Spektakel gesehen. Er hörte und sah mit aller Aufmerksamkeit, und von der Sinfonie bis zum letzten Chor war kein Stück, welches ihm nicht ein Bravo oder Bello entlockte; und sie konnten fast gar nicht fertig werden, sich über diese Gefälligkeit bei mir zu bedanken. Sie waren allzeit gesinnt, gestern in die Opera zu gehen. Sie hätten aber um vier Uhr schon hineinsitzen müssen; da sahen und hörten sie aber mit Ruhe. Nach dem Theater ließ ich sie nach Hause führen, und ich soupierte mit Karln bei Hofer. Dann fuhr ich mit ihm

nach Hause, allwo wir beide herrlich schliefen. Dem Karl hab ich keine geringe Freude gemacht, daß ich ihn in die Opera abgeholt habe. Er sieht herrlich aus; für die Gesundheit könnte er kein bessers Ort haben, aber das übrige ist leider elend! Einen guten Bauern mögen sie wohl der Welt erziehen! aber — Genug, ich habe, weil Montag erst die großen Studien (daß Gott erbarm!) beginnen, den Karl bis Sonntag nach Tisch ausgebeten; ich habe gesagt, daß Du ihn gerne sehen möchtest. Morgen Sonntag komme ich mit ihm hinaus zu Dir, dann kannst Du ihn behalten, oder ich führe ihn Sonntag nach Tisch wieder zum Hecker. Überlege es, wegen einem Monat kann er eben nicht verdorben werden, denke ich. Unterdessen kann die Geschichte wegen den Piaristen zustande kommen, woran wirklich gearbeitet wird. Übrigens ist er zwar nicht schlechter, aber auch um kein Haar besser, als er immer war; er hat die nämliche Unförme, plappert gerne wie sonst und lernt fast noch weniger gern, weil er draus nichts als vormittags fünf und nach Tisch fünf Stunden im Garten herumgeht, wie er mir selbst gestanden hat; mit einem Wort, die Kinder tun nichts, gar nichts als essen, trinken, schlafen und spazierengehen. . .

Anmerkungen

Eine genaue kritische Gesamtausgabe der Briefe Mozarts nach den Originalen, wie sie unsern heutigen Anforderungen an derartige Quellensammlungen gerecht werden würde, fehlt zurzeit leider noch immer. Die weitverbreitete und reichhaltige Sammlung von Ludwig Nohl (Leipzig 1865, zweite vermehrte Auflage 1877) ist, wie jeder Vergleich mit einem der leicht zugänglichen Faksimiles Mozartscher Briefe sofort zeigt, in allen Äußerlichkeiten der sprachlichen und stilistischen Form so unzuverlässig wie in vielen Einzelheiten des Inhalts ungenau. Sprachform und Ausdrucksweise erscheint hier überall modernisiert, wodurch diesen köstlichen Denkmälern der Reiz der Zeit- und Lokalfarbe unbarmherzig abgestreift worden ist, ein Verfahren, bei dem man damals nichts Bedenkliches fand, das wir heute nicht mehr ertragen können. Auf Nohls Texten aber beruhen mehr oder weniger alle seitdem erschienenen Auswahlen aus Mozarts Briefen.

Es war meine Absicht, jene Lücke wenigstens für die in meine Auswahl aufgenommenen Stücke auszufüllen und durchgängig auf die Originale zurückzugehen. Ich habe sie jedoch nicht in der gehofften Weise zur Ausführung bringen können, ein Umstand, der, wenn es sich um den Plan einer wissenschaftlichen Gesamtausgabe gehandelt hätte, selbstverständlich meinen völligen Verzicht auf das Unternehmen nach sich gezogen hätte.

Da der bei weitem größte Teil der Handschriften im Besitz des Salzburger Mozarteums sich befindet, bat ich einen jüngeren österreichischen Fachgenossen, eine genaue Vergleichung der in Betracht kommenden Stücke mit Nohls Abdruck für mich vorzunehmen. Als dieser in Salzburg erschien, um seine Arbeit zu beginnen, legte ihm der Archivar, Herr Johannes Evangelista Engl, kaiserlicher Rat, einen einzelnen Brief vor und erklärte zugleich eine Kollationierung ohne Angabe stichhaltiger Gründe für „zwecklos". In einem Briefe an mich erklärte Herr Engl bald darauf mit sehr merkwürdiger Logik nochmals, die Durchführung der von mir gewünschten Vergleichung sei „nicht möglich" („Ungleiches läßt doch keine Vergleichung zu"!), er betrachte eine neue Auswahl der Briefe lediglich als Verlegerspekulation und schloß mit dem monumentalen Satze: „Ich beschäftige mich seit 30 Jahren mit Mozartforschungen und habe selbe bereits in 54 größeren und kleineren Abhandlungen in unsern Jahresberichten niedergelegt und stehe nicht an zu erklären, daß mir derartige Auswahlen nicht sympathisch sind." Was von den Forschungen des Herrn Engl zu halten ist, darüber sind alle Musikgelehrten sich längst einig (vgl. auch meine Besprechung seiner letzten, von Fehlern stark entstellten Publikation von Haydns Londoner Tagebuch in der Deutschen Literaturzeitung vom 13. November 1909). Jedenfalls verdiente die Methode, mit der er als Archivar mit den seiner Verwaltung unterstellten Handschriftenschätzen umzugehen für angezeigt hält, wohl eine öffentliche Beleuchtung an dieser Stelle.

Aus der hierdurch geschaffenen schwierigen Lage fand sich glücklicherweise ein Ausweg: der Nachlaß Otto Jahns, den die Berliner Königliche Bibliothek bewahrt, mußte allem Vermuten nach die für ihn gefertigten und von ihm durchgesehenen Abschriften aller Salzburger Handschriften enthalten, die ja für seine große Biographie Mozarts die Hauptquelle gebildet hatten. Auf meine Anfrage fand Herr Direktor Professor Albert Kopfermann die fraglichen Konvolute sogleich auf und stellte sie mir mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit zur Verfügung. Hierfür sowie für Vergleichung nachträglich noch aufgenommener Stücke, die er trotz laufender Arbeiten erledigt hat, sage ich ihm herzlichsten Dank. So beruht also der Hauptstamm meines Textes leider nur auf Jahns Abschriften; nicht im Mozarteum befindliche Handschriften sind in der Regel herangezogen worden, soweit ihre Benutzung ohne zu großen Zeitverlust möglich war und nicht Faksimiles vorlagen.

Erste Gruppe: Erste Reisen nach Italien, Wien und München 1769—75 (S. 3—12).

Die Adressatin des ersten Briefes (S. 3) ist unbekannt. — Hagenauermensch (S. 3): Dienstmädchen der mit Mozarts befreundeten Familie Hagenauer. — Gellert (S. 3): Er war am 13. Dezember 1769 gestorben. Mozarts Vater hatte ihm brieflich seine Verehrung ausgesprochen (vgl. Jahn 1, 17). — Demetrio (S. 3): Drama von Metastasio. — Gseis (S. 5): Gesäuse, Lärm. — Jomelli (S. 5): Nicola J. (1714—74), Opernkomponist. — Mirabell (S. 6): Schloß bei Salzburg. — Nägel (S. 7): Nelken. — Jause (S. 7): Vesperimbiß. — Telemach (S. 8): Der bekannte pädagogische Roman Fénelons. — Hasse (S. 9): Johann Adolf H. (1699—1783), gefeierter Opernkomponist. — Serenata (S. 9): Zur bevorstehenden Vermählung des Erzherzogs Ferdinand. — meine Opera (S. 10): Lucio Silla, zuerst aufgeführt am 26. Dezember. — meine Opera (S. 11): La finta giardiniera. — Bimberl (S. 12): Ein Hund.

Zweite Gruppe: Aufenthalt in München, Augsburg und Mannheim 1777—78 (S. 13—88).

der Mufti H. C. (S. 14): Der Erzbischof von Salzburg Hieronymus Colloredo. — Dekreter (S. 15): Gemeint sind die Diplome der italienischen Akademien der Musik. — Consoli (S. 15): Sopranist an der Münchener Oper. — Albert (S. 15): Wirt des Gasthofs zum Schwarzen Adler. — Graf Seeau (S. 15): Intendant des Münchener Theaters. — Beecké (S. 15): Ignaz von B. (1730—1803), Komponist und Klavierspieler, Intendant beim Fürsten von Öttingen-Wallerstein. — was mit mir vorgegangen ist (S. 16): Ein Urlaubsgesuch Mozarts für eine Kunstreise war vom Erzbischof von Salzburg abschläglich beschieden worden, worauf er seine Entlassung erbeten und erhalten hatte. —

Woschitka (S. 17): Cellist an der Münchener Oper. — Valesi (S. 20): Johannes Evangelista V. (1735—1811), eigentlich Walleshauser, Kammersänger in München. — Piccini (S. 20): Nicola P. (1728—1800), der bekannte Rivale Glucks, fruchtbarer Opernkomponist. — Tartini (S. 22): Giuseppe T. (1692—1770), berühmter Violinist und Theoretiker in Padua. — Sospirs (S. 22): Halbe Taktpausen, eigentlich Seufzer. — Lutzeln (S. 24): Trinken. — Pfletz (S. 25): Hausflur. — gestarzt (S. 26): Steif, gezwungen. — Stein (S. 26): Johann Andreas S. (1728—92), berühmter Klavier- und Orgelbauer. — Edelmann (S. 26): Johann Friedrich E. (1749—94), Klavierkomponist. — schmutzte (S. 26): Lachte. — Graf (S. 27): Friedrich Hartmann G. (1727—95), Flötenvirtuose, Kapellmeister in Augsburg. — Schwänze (S. 29): Ausflüchte. — Kreuz (S. 30): Das Ordenskreuz vom goldenen Sporn, das ihm Papst Clemens XIV. verliehen hatte. — Frais (S. 33): Krämpfe. — scheppern (S. 35): Klirren, vibrieren. — Auslösung (S. 35): Die Vorrichtung am Klavier, durch die die Hämmer nach der Berührung in die frühere Lage zurückgehen. — meine sechs Sonaten (S. 36): In Rudorffs Urtextausgabe bei Breitkopf und Härtel Nr. 1—6. — Schobert (S. 37): S. (1720—68), Kammervirtuose und Organist in Versailles. — Vanhall (S. 38): Johann Baptist V. (1739—1813), Komponist und Musiklehrer in Wien. — Variationen (S. 39): Über ein beliebtes Menuetthema des Oboisten Fischer. — Daser (S. 39): Ein Schneider in Salzburg. — seinem Mädel (S. 40): Nanette Stein (1769—1833), heiratete dann Schillers Jugendfreund Andreas Streicher in Wien und wurde eine der treusten Freundinnen Beethovens (vgl. meine Briefe Beethovens S 279). — Pfaffenschnitzel (S. 42): Eigentlich das beste Stück eines Bratens, besonders das Bruststück vom Geflügel. — Danner (S. 42): Violinist an der Mannheimer Oper. — Cannabich (S. 42): Christian C. (1731—98), Dirigent des Mannheimer Orchesters und Komponist, später in München. — Vogler (S. 42): Georg Josef Abt V. (1749—1814), Hofkaplan und zweiter Kapellmeister in Mannheim, auch als Organist und Theoretiker berühmt, später in Darmstadt, wo Weber und Meyerbeer seine Schüler waren. — Sonata (S. 43): In Rudorffs Ausgabe Nr. 7. — sechs Sonaten (S. 44): Vgl. oben zu S. 36. — Holzbauer (S. 44): Ignaz Jakob H. (1711 bis 83), Hofkapellmeister in Mannheim. Mozart schätzte ihn auch als Komponisten. — Bäsle (S. 45): Über Mozarts Augsburger Base Maria Anna (1758—1841) vgl. Jahn 2, 769, wo eine ganze Anzahl seiner höchst charakteristischen Briefe an sie mitgeteilt ist. — des Voglers Buch (S. 50): „Tonwissenschaft und Tonsetzkunst", Mannheim 1776. Im gleichen Jahre erschien auch seine „Stimmbildungskunst." — Valotti (S. 50): Francesco Antonio V. (1697—1780), Organist und ausgezeichneter Theoretiker in Padua. — Martini (S. 50): Giambattista M. (1706—84), Kapellmeister in Bologna, die erste

Autorität der damaligen Zeit in theoretischen und musikgeschichtlichen Fragen. — Bach (S. 51): Johann Christian B. (1735—82), der Mailänder oder englische Bach, Johann Sebastians jüngster Sohn. — Toeschi (S. 51): Carlo Giuseppe T. (1724—88), Violinist in der Mannheimer Kapelle. — Wendling (S. 51): Johann Baptist W. († 1800), Flötist ebenda. — S. 53 Mitte scheinen ungenaue Zitate aus Alexandrinerdramen eingewebt zu sein, denen ich vergeblich nachgespürt habe. — Meißner (S. 54): Beziehung unbekannt. — die Sonate (S. 54): Vgl. oben zu S. 43. — Fränzl (S. 56): Ignaz F. (1736 bis 1811), hervorragender Violinist der Mannheimer Kapelle, später Musikdirektor. — Polester (S. 57): Armbrust. — Sterkel (S. 57): Johann Franz Xaver S. (1750—1817), berühmter Klavierspieler, Organist in Mainz, später in Würzburg. — Schweitzer (S. 60): Anton S. (1737—87), Opernkomponist („Alceste" 1773 und „Rosamund" 1778, beide nach Texten Wielands) und Kapellmeister in Gotha. — unser Haydn (S. 60): Johann Michael H. (1737—1806), Josefs jüngerer Bruder, Organist in Salzburg. — Grimm (S. 65): Friedrich Melchior G. (1723—1807), der bekannte Freund Rousseaus und Diderots, der vor Jahren der Familie Mozart in Paris viel Freundlichkeit erwiesen hatte. — den Fuchsschwanz streichen (S. 66): Gelinde behandeln, schmeicheln. — krelbst (S. 69): Rülpst. — Wieland (S. 69): Ein entsprechendes Urteil von ihm über Mozart aus jenen Tagen ist nicht bekannt. — Rosamund (S. 70): Vgl. oben zu 60. — Benda (S. 70): Georg B. (1722—95), Melodramatiker, Hofkapellmeister in Gotha. — Adlgasser (S. 72): Anton Kajetan A. (1728 - 77), Domorganist in Salzburg. — Weber (S. 73): Fridolin von W. (1733—79), Oheim des bekannten Komponisten, Bassist und Souffleur am Mannheimer Theater. Mit ihm und seiner Tochter Aloysia hatte Mozart kurz vorher eine kleine Kunstreise nach Kirchheim-Bolanden und Worms unternommen und eine tiefe Neigung zu letzterer gefaßt, die von ihr voll erwidert wurde (vgl. Jahn 1, 476). — Lugiati (S. 73): Generaleinnehmer in Verona. — Heufeld (S. 71): Franz von H. (1731—95), Direktor des Wiener Theaters. — Gabrielli (S. 79): Catarina G. (1730—96), berühmte Koloratursängerin. — Raaff (S. 80): Anton R. (1714—97), Tenorist am Mannheimer, dann am Münchener Theater. Für ihn schrieb Mozart später den Idomeneo. — Brunetti (S. 80): Violinist in Salzburg. — die Aria Non sò (S. 82): Aus Metastasios Olimpiade. — ihr (S. 83): Wendlings Frau Dorothea, geb. Spurni (1737—1811), einer vielbewunderten Sängerin. — Didone (S. 83): Von Metastasio. — meine neue Aria (S. 88): Vgl. oben zu S. 82.

Dritte Gruppe: Aufenthalt in Paris und Rückreise nach Salzburg 1778—79 (S. 89—132).

Tätzeln (S. 90): Handkrausen, Pulswärmer. — Ducheſſe de

Chabot (S. 91): Tochter des Grafen Stafford, eine Freundin Grimms und der Frau von Epinay. — Ducheſſe de Bourbon (S. 91): Tochter des Herzogs von Orleans, Schweſter des ſpäteren Herzogs von Orleans Egalité. — die Fiſcheriſchen Variationen (S. 92): Vgl. oben zu S. 39. — Duc de Guines (S. 94): Ein Günſtling der Königin Marie Antoinette, früher Geſandter in London. — Günther (S. 96): „Günther von Schwarzburg", Mannheim 1777; die Dichtung iſt von Anton von Klein. — Bernacchi (S. 96): Antonio B. (1690—1756), berühmter Kaſtrat und Geſanglehrer in Bologna. — Meißner (S. 97): Baritoniſt in Salzburg. — antiſpasmotiſch (S. 97): Krampfſtillend. — eine Sinfonie (S. 99): Die Pariſer oder Franzöſiſche in D-Dur. — Voltaire (S. 100): Er ſtarb am 30. Mai 1778. — Freund (S. 101): Adreſſat des Briefes iſt Abbé Joſef Bullinger, ein treuer Freund des Mozartſchen Hauſes. — Ballett des Noverre (S. 105): Jean Georges N. (1727—1810), Ballettmeiſter an der Pariſer großen Oper. Das lange verſchollene Ballett führt den Titel »Les petits riens« (vgl. darüber Jahn 1, 547). — Kapellmeiſter Bach (S. 105): Vgl. oben zu S. 51. — Sinfonie concertante (S. 106): Ein lange verſchollenes Quartett für Oboe, Klarinette, Horn und Fagott mit kleinem Orcheſter in Es-dur. — Voglers Buch (S. 107): Vgl. oben zu S. 50. — Freund (S. 111): Adreſſat iſt wiederum Bullinger (vgl. oben zu S. 101). — einen Kaſtraten (S. 114): Den ſpäter noch vorkommenden Ceccarelli. — die Haydn (S. 114): Die Frau des oben zu S. 60 Genannten. — Cilicia (S. 114): Grobe härene Bußgewänder. — Metaſtaſio (S. 115): Pietro Antonio Domenico Bonaventura M. (1698—1782), beſonders berühmter und fruchtbarer Operntextdichter in Wien. — Caribaldi (S. 119): Sänger in Paris. — Max von Zweibrücken (S. 122): Der ſpätere König Maximilian I. Joſef von Baiern. — fonterte (S. 122): Fluchte. — meine Sonaten (S. 123): Sechs Sonaten für Klavier und Violine, der Kurfürſtin von Pfalzbaiern gewidmet, in Röntgens Urtextausgabe bei Breitkopf und Härtel Nr. 25—30. — Silbermann (S. 125): Johann Andreas S. (1712—83), berühmter Orgelbauer. — Richter (S. 125): Franz Xaver R (1709—89), Kapellmeiſter am Straßburger Münſter, einer der Hauptvertreter der Mannheimer Schule, zu der auch Stamitz und Holzbauer gehörten und deren Stilreformen durch die drei großen Wiener Muſiker ihre Durchbildung und Vollendung erhielten. — Dalberg (S. 126): Wolfgang Heribert von D. (1750—1806), der bekannte Gönner Ifflands und Schillers, Intendant des Mannheimer Theaters. — Benda (S. 126): Vgl. oben zu S. 70. Seine „Ariadne auf Naxos" erſchien 1775, ſeine „Medea" 1778; die Dichtungen ſind von Brandes und Gotter. — Eine zärtliche Ode (S. 131): Das Gedicht iſt unverändert Klopſtocks 1773 veröffentlichte Ode „Edone" (Oden 1, 212 Muncker-Pawel), nur daß in der erſten und letzten Zeile

„O Bäschen" statt „Edone" gesetzt ist. In der dritten Zeile schreibt Mozart „in" statt „ihn", ein Fehler, der uns seine Quelle verrät: er findet sich nur in dem 1774 erschienenen Abdruck der Ode im Leipziger Almanach der deutschen Musen. — Das lateinische Zitat (S. 131), das auch S. 146 wiederkehrt, ist nicht klassisch.

Vierte Gruppe: Aufführung des Idomeneo in München 1780—81 (S. 133—148).

Herrn Abbate (S. 133): Giambattista Varesco, Hofkaplan in Salzburg. Vom Münchener Theater war ihm der Auftrag geworden, einen Operntext Idomeneo für Mozart zur Komposition zu bearbeiten (Genaueres bei Jahn 1, 643). — Fuchsschwanz (S. 134): Die fettgedruckten Buchstaben ergeben zusammengesetzt das Wort Favoritin. — die Mara (S. 135): Gertrud Elisabeth M., geb. Schmehling (1749—1833), berühmte Sängerin der Berliner Hofoper. — Bastardina (S. 135): Lucrezia Agujari, genannt la Bastardella (1743—83), berühmte Sopranistin mit unglaublicher Höhe. — Raaff (S. 135): vgl. oben zu S. 80. Zur ersten Besetzung des Idomeneo ist zu bemerken: die Titelrolle sang Raaff, den Idamante der Kastrat dal Prato, die weiblichen Rollen Ilia und Elettra Dorothea Wendling (vgl. oben zu S. 83) und ihre Schwägerin Elisabeth Auguste, geb. Sarselli (1746—86), den Arbace Panzacchi. — Aria (S. 137): Sie ist nicht genauer nachzuweisen. — Mara (S. 138): Johann M. (1744—1808), Cellist, Gatte der oben zu S. 135 erwähnten Sängerin. — Danzi (S. 139): Innozenz D. († 1798), Cellist der Münchener Kapelle. — Achill in Sciro (S. 141): Von Metastasio. — Esser (S. 142): Violinist in Mainz. — Schachtner (S. 143): Hoftrompeter in Salzburg, ein Freund des Mozartschen Hauses. Er besorgte damals die deutsche Übersetzung des Idomeneotextes. — Zonca (S. 144): Bassist an der Münchener Oper. — Der ersten Aufführung der Oper (29. Januar 1781) wohnten Vater und Schwester persönlich bei.

Fünfte Gruppe: Erlösung aus dem Hofdienst, Leben in Wien bis zur Heirat 1781—82 (S. 149—223).

Kleinmayrn (S. 149): Archivdirektor in Salzburg. — Palfy (S. 149): Graf P., Schwager des Erzbischofs von Salzburg. — Fürst Gallizin (S. 149): Russischer Gesandter in Wien. — Bönicke (S. 150): Geheimsekretär des Erzbischofs. — Graf Arco (S. 150): Oberküchenmeister am Salzburger Hofe, der durch sein nachher geschildertes Benehmen gegen Mozart zu so trauriger Berühmtheit gekommen ist. — Angelbauer (S. 150): Leibkammerdiener des Erzbischofs. — Braun (S. 151): Reichshofrat und großer Musikliebhaber. — Cobenzl (S. 151): Johann Philipp Graf von C. (1741—1810), Vizehof- und Staatskanzler. — Starzer (S. 152):

Josef S. (1726—87), Hofkapellmeister in Wien. — Stephanie (S. 156): Gottlieb S. der jüngere (1741—1800), Regisseur an der Wiener Oper. Er bearbeitete dann für Mozart Bretzners „Entführung aus dem Serail". — Gräfin Schönborn (S. 157): Schwester des Erzbischofs. — Schlaucka (S. 158): Leibkammerdiener des Erzbischofs. — bei der Langin (S. 165): Aloysia Weber, Mozarts frühere Liebe (vgl. oben zu S. 73), hatte inzwischen den Schauspieler Josef Lange geheiratet. — Strack (S. 165): Leibkammerdiener Kaiser Josefs II. — sechs Sonaten (S. 167): Für Klavier und Violine, Josefine Auernhammer gewidmet, in Nöttgens Urtextausgabe Nr. 32, 24 und 33—36. — Kalmäusern (S. 169): Stubenhocken. — Graf Rosenberg (S. 169): Oberdirektor des Wiener Theaters. — van Swieten (S. 169): Gottfried Baron van S., Musikliebhaber und Gönner Mozarts und Beethovens. — Sonnenfels (S. 169): Josef von S. (1733—1817), Universitätsprofessor, Dramatiker und Kritiker. — Schröder (S. 177): Friedrich Ludwig S. (1744—1816), der berühmte Schauspieler, war soeben von Hamburg nach Wien übergesiedelt. — die Fräulein (S. 181): Josefine Auernhammer, eine sehr beliebte Klavierspielerin (vgl. Jahn 1, 783). — Kozeluch (S. 182): Leopold Anton K. (1752—1818), Klaviervirtuose und Musiklehrer am Wiener Hofe. — die Tochter (S. 183): Konstanze Weber, Aloysia Langes Schwester, die Mozart im folgenden Jahre heiratete. Auf ein Gerücht einer solchen Verbindung hin hatte der Vater verlangt, er möge sich nach einer andern Wohnung umtun, da er fürchtete, Frau Weber könnte ihn wider Willen einfangen. — werden dabei singen (S. 184): Die erste Besetzung der Entführung war folgende: Frau Cavalieri sang die Konstanze, Fräulein Teyber das Blondchen, Fischer den Osmin, Adamberger den Belmont, Dauer den Pedrillo. — Umlauf (S. 185): Ignaz U. (1756—96), Musikdirektor an der Wiener Oper. — Erzherzog Maximilian (S. 195): Bruder Kaiser Josefs II., später Kurfürst von Köln, Gönner Mozarts und Beethovens. — den württembergischen Herrschaften (S. 195): Herzog Karl Eugen mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth, die als Braut für den Erzherzog Franz bestimmt war, und dem Prinzen Ferdinand. — diese Sonate (S. 196): Es ist die bekannte vierhändige Klaviersonate in D-Dur. — der Großfürst (S. 196): Paul von Rußland, der spätere Kaiser. — Winter (S. 202): Peter von W. (1754—1825), Musikdirektor am Mannheimer, dann am Münchener Theater, Opernkomponist. Er war mit Mozart verfeindet und hatte allerhand Gerüchte über seine Beziehungen zu Konstanze verbreitet. — Clementi (S. 205): Muzio C. (1752—1832), Klaviervirtuose. Über seinen musikalischen Wettkampf mit Mozart vor dem Kaiser Josef vgl. S. 208 und Jahn 1, 724. — Paesiello (S. 209): Giovanni P. (1741—1816), Kapellmeister in Petersburg, fruchtbarer Opernkomponist. — Münchener Oper (S. 210):

Idomeneo. — Schuß (S. 213): Launenhaftigkeit, Schrulligkeit. — Eberlin (S. 213): Johann Ernst E. (1702—62), Kapellmeister in Salzburg. — der Engländer Bach (S. 214): vgl. oben zu S. 51. Er war am 1. Januar 1782 gestorben. — ein Präludio usw. (S. 214): Gemeint ist die Phantasie mit Fuge in C-Dur, in Rudorffs Urtextausgabe Nr. 19. — Freundin (S. 215): Adressatin ist Mozarts Braut Konstanze. — meiner Opera (S. 217): Der Entführung, die am 16. Juli 1782 zum erstenmal gespielt wurde. — Baronin (S. 221): Adressatin ist Baronin von Waldstädten, geb. von Schefer, eine Gönnerin Mozarts, die Konstanze mehrfach längere Zeit in ihr Haus aufnahm, um sie den Quälereien ihrer Mutter zu entziehen und ihr den Verkehr mit Mozart zu erleichtern. — meine wirkliche Frau (S. 222): Die Hochzeit fand am 4. August 1782 statt.

Sechste Gruppe: Periode der dramatischen Meisterwerke 1782—91 (S. 224—275).

am Portiunkulatage (S. 224): 2. August. — Baronin (S. 226): Adressatin ist wiederum Frau von Waldstädten. — Blutzer (S. 227): Eigentlich Kürbiß, dann steinerner Krug. — Bardengesang vom Denis über Gibraltar (S. 228): Auf den vergeblichen Sturm der Spanier gegen die in Gibraltar belagerten Engländer hatte Michael Denis eine Ode verfaßt („Gibraltar, vom 11.—18. Weinmondes, ein Bardengesang", Wien 1782). Die Komposition scheint nicht vollendet worden zu sein. — drei Konzerten (S. 229): Gemeint sind die Klavierkonzerte in F-, A- und C-Dur, in Reineckes Ausgabe Nr. 11—13. — Gatti (S. 230): Domkapellmeister in Salzburg. — meine Sinfonie (S. 231): Vgl. oben zu S. 99, über die dann genannte Arie oben zu S. 82. — Szene für die Baumgarten (S. 232): Eine Konzertarie »Misera dove son« aus Metastasios Ezio, der Gräfin Baumgarten gewidmet. — Konzertantsinfonie (S. 232): Ein Teil einer 1779 in Salzburg komponierten Serenade in D-Dur (vgl. Jahn 1, 597). — Mailandopera (S. 232): Lucio Silla. — varierte: Die Arie aus Paesiellos Eingebildetem Philosophen beginnt »Salve tu, domine«; Komponist der Pilgrime von Mekka ist Gluck. — Abbate da Ponte (S. 234): Er hat dann für Mozart die Textbücher zu Figaro, Don Giovanni und Così fan tutte bearbeitet. — Salieri (S. 234): Antonio S. (1750—1825), Direktor der Wiener italienischen Oper; er war Mozart feindlich gesinnt. — Varesco (S. 234): Vgl. oben zu S. 133. — Quintett (S. 239): In Es-Dur, mit dem Beethovens Klavierquintett (op. 16) direkt zu wetteifern versuchte. Leider ist es nur in ungenügenden Arrangements verbreitet. — Strinasacchi (S. 240): Regina S. (1764—1839), vortreffliche Violinspielerin. Die für sie geschriebene Sonate ist in B-Dur, in Röntgens Urtextausgabe Nr. 40. — Pleyel (S. 240): Ignaz Josef P. (1757 bis

1831), Kapellmeister des Grafen Erdödy, meist in Italien lebend. — Konzerten (S. 241): Gemeint sind in Reineckes Ausgabe Nr. 15—17 und 14. — Sonnenburg (S. 244): Er war salzburgischer Hofrat und Pfleger zu St. Gilgen. — Zu der ersten Zeile des Gedichts (S. 244) fehlt eine entsprechende Reimzeile, da doch offenbar sechszeilige Strophen beabsichtigt sind. — geheimer Rat (S. 245): Adressat ist Anton von Klein (1748—1810), Professor in Mannheim, der Mozart sein Drama „Rudolf von Habsburg" (gedruckt erst Mannheim 1787) zur Komposition überschickt hatte. — Al mio usw. (S. 247): Die schöne Widmung der sechs Streichquartette an Haydn mag hier unter den Briefen ihre Stelle finden. Über Haydns Verhältnis zu Mozart vgl. Jahn 2, 11. 43 und Nottebohm, Mozartiana S. 10. — Freund (S. 248): Adressat ist Gottfried von Jacquin, ein Sohn des berühmten Wiener Botanikers, einer der nächsten Freunde Mozarts. Dieser war nach Prag gereist, um seinen Figaro dort aufführen zu sehen, und wohnte beim Grafen Johann Josef Thun. — Hofer (S. 248): Mozarts Schwager, Gatte seiner Schwägerin Josefa, Violinist. — löffelte (S. 248): Poussierte. — und das schöne Bandel (S. 249): Anspielung auf Mozarts komisches Bandelterzett, bei dessen Entstehung Jacquin beteiligt gewesen war (vgl. Jahn 2, 58). — Le gare generose (S. 250): Von Paesiello. — die Storace (S. 252): Anna Selina S. (1766—1817), berühmte Koloratursängerin. — Todesfall unseres liebsten Vaters (S. 252): Er war am 28. Mai 1787 gestorben. — Freund (S. 253): Adressat ist für diesen und den folgenden Brief wiederum Jacquin. Mozart war zu einer Aufführung seines Don Giovanni nach Prag gereist. — den tollen Tag (S. 253): »La folle journée« ist der ursprüngliche Titel von Beaumarchais' Lustspiel, auf dem der Figaro beruht. — Bridi (S. 254): Ein Kaufmann in Wien. — in Wien aufgeführt (S. 254): Die erste Wiener Aufführung war erst am 7. Mai 1788. — Ordensbruder (S. 256): Adressat ist Mozarts Freund und freimaurerischer Ordensbruder Michael Puchberg, ein Wiener Kaufmann, der auch großer Musikliebhaber war. Auch der Brief S. 264 ist an ihn gerichtet. — Duschek (S. 257): Franz D. (1736—99), Klavierspieler und Komponist in Prag. Seine Frau Josefa, geb. Hambacher, war eine alte Freundin des Mozartschen Hauses: ihr hat Mozart mehrere Konzertarien komponiert. — Guardasoni (S. 257): Theaterdirektor in Prag. — den Fürsten (S. 258): Karl Lichnowsky, mit dem Mozart diese Reise unternahm. — Neumanns (S. 259): Die sehr gastfreie, musikliebende Familie eines Geheimen Kriegssekretärs Johann Leopold Neumann in Dresden. — Naumann (S. 259): Johann Gottlieb N. (1741—1801), Oberkapellmeister und Hofkirchenkomponist in Dresden. — Teyber (S. 261): Anton T. (1754—1822), Organist in Dresden, dann Zembalist der Wiener Hofoper. — Trio (S. 261): Ein Ende September 1788

komponiertes Streichtrio in Es-dur. — das neue Konzert (S. 261): Das sogenannte Krönungskonzert, in Reineckes Ausgabe Nr. 26. — Häßler (S 261): Johann Wilhelm H. (1747—1822), Konzertdirigent und Organist in Erfurt, ein Schüler Kittels. — Albrechtsberger (S. 261): Johann Georg A. (1736—1809), Hoforganist in Wien, als Theoretiker auch Lehrer Beethovens. — Berlin (S. 263): Über Mozarts Erlebnisse am Hofe Friedrich Wilhelms II. in Potsdam vgl. Jahn 2, 485. — Ich bin so kühn usw. (S. 265): Dieses nach dem Konzept mitgeteilte Gesuch, das sachlich keinerlei Erfolg hatte, ist wahrscheinlich an den Erzherzog Franz, späteren Kaiser Franz II. gerichtet. — Frankfurt (S. 266): Mozart reiste dorthin zur Krönung Kaiser Leopolds II., die am 9. Oktober 1790 stattfand. — Stadler (S. 267): Maximilian S (1748—1833), Abt in Lilienfeld, dann in Kremsmünster, Kirchenkomponist, der auch mit Beethoven befreundet war. In dem Streit um die Echtheit von Mozarts Requiem ist er eifrig in positivem Sinne tätig gewesen (vgl. meine Briefe Beethovens S. 234). — Hoffmeister (S. 267): Franz Anton H. (1754—1812), Kirchenkapellmeister und Musikverleger in Wien. — Böhm (S. 268): Schauspieldirektor in Frankfurt. — Madame Porsch (S. 268): Schauspielerin ebenda. — das Bad (S. 270): Konstanze befand sich zur Kur in Baden bei Wien. — Süßmayer (S. 269): Franz Xaver S. (1766—1803), Schüler und Gehilfe Mozarts, später Kapellmeister in Wien. — die Opera (S. 272): Die Zauberflöte. — Schikaneder (S. 273): Ein Sohn des Textdichters der Zauberflöte spielte den Papageno. — Hecker (S. 275): Leiter einer Erziehungsanstalt in Perchtoldsdorf, in der der kleine Karl untergebracht war. — Unförme (S. 275): Unarten.

Gedruckt in der Pierer=
schen Hofbuchdruckerei
in Altenburg S.=A.

Zwei Mark-Bände des Insel-Verlags

Der Preis jedes Buches in schönem und dauerhaftem Pappband mit Glanzpapierüberzug ist zwei Mark.

Ludwig van Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann.

Der junge Schumann. Dichtungen und Briefe. Herausgegeben von Alfred Schumann.

Richard Wagner, Auswahl seiner Schriften. Herausgegeben von Houston Stewart Chamberlain.

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. 21.—30. Tausend.

Goethes Briefe an Frau von Stein. Ausgewählt und herausgegeben von Julius Petersen. Mit drei Silhouetten.

Goethes Sprüche in Prosa. Maximen und Reflexionen. — Herausgegeben und eingeleitet von Herman Krüger-Westend.

Goethes Sprüche in Reimen. Zahme Xenien und Invektiven. — Herausgegeben und eingeleitet von Max Hecker.

Aus Goethes Tagebüchern. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Gerhard Gräf.

Die Briefe des jungen Schiller. Ausgewählt und eingeleitet von Max Hecker.

Lessings Briefe. Herausgegeben von Julius Petersen.

Heinrich von Kleists Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt.

Otto Ludwig, Die Heiterethei. Neue revidierte Ausgabe, herausgegeben und eingeleitet von Paul Merker.

Des Knaben Wunderhorn. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Ranke.

Grimms deutsche Sagen. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Merker. Mit Titelumrahmung nach Ludwig Grimm.

Fichtes Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe, eingeleitet von Rudolf Eucken.

Kant-Aussprüche. Herausgegeben von Raoul Richter.

Die Bibel ausgewählt. Herausgegeben von A. und P. G. Grotjahn.

Daneben ist eine Ausgabe in Ganzleder mit Einbandzeichnung von E. R. Weiß zum Preise von vier Mark vorhanden.

Bücher des Insel-Verlags

Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. 21.—50. Tausend. Sechs starke Pappbände 6 M., in Leinen 8 M., in Halbleder oder Halbpergament 12 M.

Joseph von Eichendorffs Dichtungen. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. In Pappbänden 3 M., in Leinen 4 M., in Ganzleder 10 M.

Goethes Gespräche mit Eckermann. Vollständige kritische Ausgabe, besorgt von Franz Deibel. Mit zwei Bildnissen. Zwei starke Bände. Zweite Auflage (6. bis 10. Tausend). In Pappbänden 5 M., in Leinen 7 M.

Schillers Gespräche. Zum ersten Mal herausgegeben von Dr. Julius Petersen. In Pappband 3 M., in Leinen 4 M., in Leder 6 M.

Hans Sachsens ausgewählte Werke. In zwei Bänden. Mit Wiedergabe von etwa 60 Holzschnitten von Dürer, Beham, Schäufelin u. a. Geheftet 10 M., in Halbleinen 12 M., in Halbpergament 14 M.

Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus. Vollständige Taschenausgabe in drei Bänden, besorgt von Reinhard Buchwald. Mit Wiedergabe der vier Simplizissimus-Radierungen von Max Klinger. Geheftet 6 M., in Pappbänden 8 M., in Pergamentbänden 14 M.

Die Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Deutsch von Annette Kolb. Mit drei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. Geheftet 10 M., in Leinen 14 M., in Halbleder 16 M.

Charles Dickens, David Copperfield. Mit den Bildern von Phiz. Taschenausgabe in einem Band (Dünndruckpapier) in Leinen 6 M., in Leder 7.50 M. Bibliotheksausgabe: zwei Bände, geh. 6 M., in Leinen 8 M.

Oscar Wilde, Die Erzählungen und Märchen. Mit 10 Vollbildern, Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von H. Vogeler-Worpswede. Gebunden 3 M.

Gustav Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe, besorgt von Ernst Beutler. Zwei starke Bände. In Leinen 8 M.

— — Ausgabe in drei Bänden. (Mit Ergänzungsband: Flaxmans Zeichnungen.) In Leinen 12 M.

Hans Christ. Andersens Märchen. Mit Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. Geh. 9 M., in Leinen 12 M., in Leder 15 M.

Märchen der Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe. Mit Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. Geheftet 7 M., in Leinen 10 M., in Leder 14 M.

Zu beziehen durch alle guten Buchhandlungen

ML
410
M9A4
1910

Mozart, Johann Chrysostom
Wolfgang Amadeus
Mozarts Briefe

Mu

508624

ML
410
M9A4
1910

Mozart, Johann Chrysos-
tom Wolfgang Amadeus
Mozarts Briefe

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 13 03 02 008 5